

KARL-HEINZ BARTHELMES
HEINZ RUDOLF
KUNZE
MEINE EIGENEN WEGE



GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



epubli eBook

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Karl-Heinz Barthelmes

Heinz Rudolf Kunze – Meine eigenen Wege

Die Biographie

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*»Das Autobiographische ist ein Bereich unter vielen, der dann genauso
Spielmaterial wird wie Erfundenes oder Gehörtes. Ich glaube gar nicht,
daß man selber imstande ist, das eigene Leben wirklich eins zu eins aufs Papier
oder in ein Lied zu bringen. In dem Moment, wo man sich mit der eigenen
Lebensgeschichte oder Teilen davon beschäftigt, gestaltet man sie schon wieder
um und ändert sie. Ich denke, ich würde immer relativ wenig auf
Autobiographien geben. Ich glaube, ich vertraue mehr Biographien.«
HRK, 2000*

**Gewidmet Jürgen Feldmeier, Norbert Lennert, Dario Domingues –
Freunde, die auf dem Weg verlorengegangen, aber nicht vergessen sind**

*ACHTUNG! ALTE RECHTSCHREIBUNG! Nieder mit der neuen! Zivilcourage!
Wenn Sie mich nach neuer Rechtschreibung beurteilen, wäre das schönede
Siegerjustiz! Grass, Handke und Botho Strauß, Walser und die gesamte geistliche
Elite sind auf meiner Seite! Die Rechtschreibreform ist eine Schande!*

HRK im Testheft »Der große Deutsch-Test« mit Hape Kerkeling von RTL

**Hinweis: Dieses Buch folgt – trotz des ausdrücklichen Einspruchs
von Heinz Rudolf Kunze – der im August 2006 verabschiedeten
modifizierten neuen Rechtschreibung – mit Ausnahme der von HRK
selbst gesprochenen oder schriftlich verfassten Texte.**

1. Auflage
Copyright © 2007 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: bLUE, Klaus Pelzer
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-978-3-579-06514-4

www.gtvh.de

Inhalt

»Auf seine Art – Kunze« –

Eine kleine Vorrede von Herman van Veen 7

1 Der protestantische Prophet mit der Brille
Immer für eine Überraschung gut 9

2 Mutterwitz und Vaterland
Notizen aus Kindheit und Jugend 17

3 Christ mit besonderem Charakter
Was macht den Poeten zum Propheten? 27

4 »Uns eint das schöpferische Wort ...«
Deutsche Wertarbeit aus Osnabrück 34

5 Vom Wortklempner zum music man
Who is »The Who«? 50

6 »promotion« statt Promotion?
»Viel Studieren macht den Leib müde« (Prediger Salomo) 59

7 »Folgen Sie mir weiter«
Vom Erdgeschoss in die Chefetagen 68

8 The electric storyteller
Formen der Sprachgewalt 91

9 Fallensteller und Beute
Quantensprung zum Popstar 101

10 »Nackt im Wind«
Sehenden Auges in die Hölle Afrikas 111

11 Schattenspringer aus dem Schattenland
Songlines in bloody old Germany 122

- 12** Sehnsucht und Seemannsjucken
Zwischen Mythos und Ritual. Tourtagebuch '86 152
- 13** »Tear down the barricades«
Wunderkinder in der Wendezeit 175
- 14** »Einer für alle«
Ein Hausbesuch bei Commander Cliff McLane 190
- 15** »There is a band playing in my head«
Verstärkungsgeschichten 198
- 16** »Can you read me? Yes, my dear«
Sendbriefe des Dankes nach
dem »erfreulichen Geschichtsknick« 213
- 17** »Deutschland ist ein Musical-Land«
Der Dramatiker und Übersetzer zwischen fact and fiction 224
- 18** Broken dreams
Krankheit, Kreuz und Krisen 235
- 19** »To burn out is better than to rust« (Neil Young)
Lieber Draufgänger als Draufgeher 243
- 20** Der Agent provocateur und seine Richter-Skala
Soft & Solid Rock 'n' Roll »Made in Germany« 258
- 21** »Tête à Tête in der Enquete«
Parallele Leben, Männerbünde, Männerbande 266
- 22** Mit neuer Kraft zurück
Wege und Ziele mit einem neuen Management 273
- 23** »Mit Leib und Seele«
Zurück zu »H 1«, dem »Original« 276
- 24** »Ich geh' meine eigenen Wege ...
Ein Ende ist nicht abzusehen« 280



»Auf seine Art – Kunze« – Eine kleine Vorrede von Herman van Veen

Kunze
muss man
laut lesen.
Seine Sprache
ist kein Papier.
Sie ist Zunge,
Mund und Zähne.
Kunze durchdringt
Wände.
Seine Worte kommen
von der Straße.
Er ist
Heine, Funkelstein,
Goethe, Baumgartner,
Brecht
auf seine Art – Kunze

Herman van Veen



Foto: Martin Huch

Der protestantische Prophet mit der Brille Immer für eine Überraschung gut

Heinz Rudolf Kunze ist immer für eine Überraschung gut. Während der Weltgeist vor sich hinzudösen scheint und die fetten Jahre im konsumverwöhnten westlichen Abendland sich dem Ende entgegenneigen, richtet der vom Literaten zum Rockstar mutierte Lehrersohn immer neu den Spiegel der Gesellschaft aus. Er geht dabei unverwechselbar seine eigenen Wege. Mit prophetischer Kraft.

Freilich: Der »Kick« bei Kunze kommt erst auf den zweiten Blick, in zweitbesten Fahrt, beim Wiederhören. Wo er auftritt, heißt es: aufgepasst! Keine(r) kommt ungeschoren davon, will heißen, ist eingeladen zum Nachdenken über sich und den anderen, Gott und die Welt.

Viele Texte sind erst mit einem gewissen Abstand zu genießen. Andere verblüffen durch ihren unmittelbaren Bezug zum Alltagsleben, wie es jeder kennt. Manche musikalischen Ohrwürmer bohren sich im Laufe der Jahre tiefer und tiefer in die Seelen der Zuhörer. Andere überraschen durch ihre Eingängigkeit mit ihrer Doppelbödigkeit, die wiederum der Text mitliefert.

»HRK«, das ist ein Markenzeichen, ein brand name. Kaum ein Künstler hat ein derart breit gefächertes Publikum, das unauffällig scheint, aber stets hohe Erwartungen an die nächste Botschaft dessen hat, der von sich sagt: *Lebend kriegt ihr mich nicht*.

»Wunderkinder«, ein Liedtitel, ist nicht von ungefähr auch der Name eines ausgewiesenen Fanclubs. In der Tat, Kunze selbst hat das »Sich-Wundern-Können« offenbar nie verlernt, von dem schon die alten Griechen wussten, dass es der Anfang aller Philosophie ist. Der Künstler entzieht sich gängigen Klischees. Ihm kommt es nicht darauf an, sich mit Skandalen die Gunst der Medien zu erwerben, eine Performance auf Kosten seines Publikums abzuziehen oder mit einem einzelnen Hit in den Vorruhestand zu gehen. Freilich hat er eine Option für den geplagten, gestressten, leidenden Zeitgenossen.

Wie eine Umfrage der Plattenfirma gezeigt hat, belegt eine Genderanalyse dabei eindeutig, dass beinahe 70 % seiner Hörer Hörerinnen sind.

In einem WEA-Interview im Dezember 2000, das auch im Gemeindebrief der Heinz Rudolf Kunze-Fans »Die Wunderkinder«, Heft Nr. 14 abgedruckt ist, befragt ihn Alfred Biolek.

- Biolek: Abgesehen davon, dass Sie glücklich verheiratet sind, spielen die Frauen eine wichtige Rolle in Ihrem Leben?
- HRK: *Ich weiß mit großer Freude und Genugtuung, daß die Mehrzahl der Menschen, die meine Alben kaufen, Frauen sind. Das hat die WEA mal herausgefunden, nachdem wir eine Untersuchung gemacht haben. Ich habe gar nicht damit gerechnet. Ich bin kein »Womanizer«, nicht besonders umtriebig. Ich bin tatsächlich stetig verheiratet und nicht ständig auf Achse. Aber wenn ich höre, daß die Weiblichkeit mich gerne hört, bin ich darüber sehr froh und empfinde es als Kompliment. Gerade weil ich ja auch nicht gerade unbedingt aussehe wie ein Star.*
- Biolek: Ich auch nicht, und ich habe auch hauptsächlich weibliche Zuschauer.
- HRK: *Ich habe einmal ein Erlebnis gehabt: Eine Journalistin eines Stadtmagazins aus Hamburg sah aus wie eine klassische Punkerin, mit Rasierklingen im Ohr, blaß geschminkt und schwarzem Lippenstift, ganz furchterregend. Sie kam auf mich zu und ich dachte, die will mich abschlagen. Sie sagte: »Herr Kunze, ich danke Ihnen. Ich habe das Gefühl, seitdem ich Ihre Sachen höre, daß ich die Männer etwas besser verstehen kann.«*

Was hat man ihm nicht alles nachgesagt in dem Vierteljahrhundert Lebensarbeit! Eine Fülle von Rückmeldungen aus Fanpost, Aktenordner voller Interviews, Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen, Radio- und Fernsehmitschnitten haben ihm Dutzende von Prädikaten, Namen und Eigenschaften zugewiesen. Die Skalierung reicht von einschränkenden Unterstellungen wie frauenfeindlich, unsexy und Oberlehrer über politische Schubladenversuche, vom echten Ossi über Sympathisant für die rechte Szene bis zur linken 68er Ecke. Für die einen der singende Philosoph, für die anderen *das* Sprachgenie unter den deutschen Liedermachern. Der kongeniale Übersetzer von Sir William Shakespeare oder New Yorker Slang (wie im Musical »RENT«) wird erst langsam über die Kreise von Insidern hinaus erkannt.

HRK – also doch ein Mann ohne Eigenschaften? Gewiss nicht, aber Künstler und Kunstwerk lassen sich in keine Schublade stecken. Für Kunze spielt eigentlich alles und jeder eine Rolle. Nichts und niemand ist ihm wirklich gleichgültig. Er, sie oder es kann höchstens dem inneren Auge für eine Zeit entschwinden.

Aber: Was gut ist, kommt wieder. So auch Kunze selbst. Er hat im Laufe der Jahre seiner Ausübung einer Passion, die zur Profession geworden ist, genaue Erinnerung an die Atmosphären seiner Auftrittsorte. Ein Gespür für die Dichte der Gestimmtheit seines Publikums.

Selbst hinter fetzigen Hardrockpassagen und anfeuernden Refrains weckt der leise Mensch Heinz Rudolf Kunze die Geistesgegenwart seiner Leserinnen und Hörerinnen und lässt diese ihre Türen nach innen selbst öffnen. Aber er geht seine eigenen Wege mit seinem »Stirnenfuß« (nach dem er oft gefragt wird und sich dann wundert, dass diese Metapher so schwer verständlich sei: Sie sei einfach ein Phantasiegebilde, ein zusätzliches Gliedmaß, mit dem er sich durch Raum und Zeit bewege ...). Vielleicht ist er doch so etwas wie ein Prophet, der in seinem eigenen Land sagen kann, was Gültigkeit hat.

Der Skandal: Palmsonntag 2005

HRK rahmt seine Frühjahrs- und Herbsttournee 2005 »Das Original«, mit einer Serie von literarischen Konzerten, mit dem provokanten Titel »Bockwurst und Schadenfreude«. Eines davon findet in Hersfeld im mittleren Westdeutschland statt, wo einst eine Abschrift von »Germania« des Römers Tacitus gefertigt wurde: der codex Hersfeldensis.

Zum Auftakt der Karwoche kommt HRK dieses Mal mit Gitarre und Wolfgang Stute: »Bockwurst und Schadenfreude« – Eine Lesung mit Musik. Veranstaltungsort: eine Kirche, gut besucht wie selten. »Knocking on Heavens Door« wird von der Konfirmanden-Band Emporion zur Begrüßung beigesteuert. »Grönemeyer? Westernhagen? – **Kunze!**« – freudig erregt überreicht ein weit angereicher Fan ein T-Shirt mit eindeutiger Botschaft.

Dann folgte: ein voll gerütteltes Maß an Texten. Wer ihn zum ersten Mal so erlebte, konnte sich als Gast entweder mit Grausen abwenden und gehen (das wollte keiner) – oder man und frau sehnen sich nach mehr.

Was aber berichtet die Presse? Mit dem »Poet des wachen Deutschland«, aber dann vor allem mit der schlagzeilenartigen Überschrift: *Jesus als »zölibatäre Ulknudel«*, nimmt ein Provinzpresseskandal in der Konrad-Duden-Stadt seinen Lauf ...

Was war »passiert«?

Neben Dutzenden von Songs und Texten hatte Kunze auch diesen aus dem damals noch unveröffentlichten Buch »Artgerechte Haltung« laut werden lassen:

WAS MACHT EIGENTLICH ...

*Jesus Christus? Tankwart im Irak? Platzanweiser im
Zirkus Roncalli als »Subalterner Verhöckerer des Illusionären«
(André Heller, Berufs-Anfänger)?*

*Seit langem ist es
still geworden um den sympathischen Nazarener.
Seine frühen Erfolge als*

*Zölibatäre Ulknudel (übers
Wasser gehen und es dabei in*

*Wein verwandeln u. ä.)
sind nahezu vergessen ...*

Was nun folgt, ist eine böse Überraschung. Wie ein kleiner Tsunami verbreitet sich trotz einer brennenden Begeisterung der anwesenden Besucher eine Hetzkampagne ohne Sinn und Verstand. Also doch nichts mit der Perle des Protestantismus, also doch kein Prophet für das glaubensschlafe Deutschland?

Ein klein wenig mussten sich zufriedene Veranstaltungsbesucher an die Zeile von Konstantin Wecker erinnert fühlen: »Immer noch werden Hexen verbrannt auf dem Scheiterhaufen der Ideologien.« Denn mit einem Mal lockte die Schlagzeile Holzscheitträger aus ihren Löchern, spaltete ein aus dem Zusammenhang genommenes Wort aus dem Gedicht wie eine scharfe Axt Gralswächter und Buchhalter, Zeitungsleser und Besucher. Da schreibt selbst ein Konfirmand spontan einen Leserbrief, weil er nicht versteht, wie eine Kirchenleitung eben noch Geld zur Veranstaltung für einen Künstler gibt, den die Kirche mit dem Kirchentagssong beauftragt, dann selbst die Veranstaltung nicht besucht – und dennoch aufs Schärfste kritisiert.

Was wie eine konzertierte Aktion gegen Konzert, Poem und Veranstalter wirken muss, bleibt nicht ohne Gegenwirkung. Ein Prophet, ein preußisch protestantischer dazu, fackelt nicht lange umeinander, sondern sendet seine Scheltworte aus und philosophiert mit dem Hammer. Man muss das Gerüchteisen schmieden, solange es heiß ist: versuchter Dichtermord mit Pfaffenopfer!

Die Presseerklärung des Künstlers, die die Zeitung unter der Rubrik Leserbrief am 27. März 2005 veröffentlicht, ist jedenfalls eindeutig:

»Es ist traurig und ermüdend, sich immer wieder mit den gleichen Erscheinungsformen von geistiger Hartleibigkeit herumschlagen zu müssen. Waren diese Leute, die sich jetzt »verletzt« fühlen, in meinem Konzert? Haben sie jemals mit mir gesprochen? Nein. Ich kann mich nur an ausnahmslos begeisterte Zuhörer erinnern.

Jeder zurechnungsfähige Deutschlehrer sollte bereits einem Sechstklässler vermitteln können, daß man die Meinung des Autors nicht mit dargestellten Meinungen verwechseln darf. Meine Aufgabe als Dichter ist es, die ganze Welt zur Sprache kommen zu lassen. Das heißt auch, mit Meinungen zu spielen. Das heißt nicht, die Leser mit meiner Privatmeinung zu belästigen. (Die übrigens die eines Menschen ist, der jeden Tag betet.) Bei theologisch vorgebildeten Individuen hätte ich eigentlich erwartet, daß dieses primitivste Mißverständnis im Umgang mit Literatur nicht auftritt. Wenn ich Jesus als »Ulknudel« bezeichne, spiele und zitiere ich die Spezies des neudeutschen zynischen Medienarschlochs. Nicht mehr und nicht weniger. Daß das lustig sein kann, nehme ich in Kauf.

Daß Pfarrer Barthelmes und der Kirchenvorstand der Martinskirchengemeinde, großartige Gastgeber mit Humor, Herz und Verstand, jetzt öffentlich angerempelt werden, ist eine Unverschämtheit. Ohne Menschen wie sie wäre die Kirche längst tot.

Durch meine Zusammenarbeit mit dem Evangelischen Kirchentag hatte ich schon geglaubt, das leitende Personal bestünde ausschließlich aus so freundlichen, aufgeklärten Leuten wie dem Umfeld von Frau Bischöfin Käßmann. Aber die Pharisäer sind offensichtlich nicht kleinzukriegen.

Letztlich ist es mir egal, was Leute mit Heckenschützenmentalität von mir halten. Und als – natürlich rein poetisch gemeinte – Schlußbemerkung: Ich lasse mir die Korintherbriefe nicht von Korinthenkackern vermiesen. So sind wir halt, wir Künstler. Für einen guten Kalauer würden wir jederzeit unsere Großmutter verkaufen. Das ist unsere satanische Achillesferse. Und wir sind stolz darauf.«

Ein Künstler lässt sich das Maul nicht verbieten. Nein, Gott lässt sich nicht spotten, aber wer sich selbst wichtiger nimmt als den, auf den es ankommt, bekommt von Heinz Rudolf Kunze unerbittlich eins auf den Finger geklopft. Die Freiheit eines Christenmenschen besteht auch darin, Ja oder Nein zu sagen.

Man muss nicht zu HRK gehen, schon gar nicht am Palmsonntag in die Kirche. Aber man kann. Man muss auch nicht an die Zeitungsüberschrift glauben, sondern eher an einen lebendigen Gott, aber man kann. Man muss den Einzug Jesu in Jerusalem und die Ambivalenz des »Hosianna und kreuzigt ihn« nicht mit »Bockwurst und Schadenfreude« in Verbindung bringen. Aber man kann ...

Immerhin waren es zwei Monate später über 30 000 Besucher des Deutschen Evangelischen Kirchentages, die HRK in großer Besetzung die Ehre gaben, als er den Kirchentagssong »*Mehr als dies*« vor großer Freilichtbühne zu Gehör brachte:

*Wenn dein Kind dich morgen fragt
wozu sind wir auf der Welt
wenn es anfängt sich zu wundern
wenn es wissen will was zählt*

*Seine Augen sind so groß
wie ein weites Menschenmeer
dann bleib nicht die Antwort schuldig
fällt sie dir auch manchmal schwer*

*Was man ganz tief drinnen spürt
das kommt nicht von ungefähr
glaub mir denn es existiert*

*Mehr als dies
mehr als jetzt und mehr als hier
mehr als dies
und mehr als wir (...)*

Dann folgte eine von vielen so empfundenen Provokation:

*Wenn dein Kind dich morgen fragt
morgen Nacht in deinem Traum
warum hast du dir vorgenommen
niemals Kinder zu bekommen*

*Glaubst du, daß du alles bist
gib mir Leben gib mir Raum
nichts muß bleiben wie es ist
Hör was dir die Zukunft sagt*

*In uns scheint ein Licht
das verlieren wir nicht
weil es jemand gibt
der uns immer liebt
der fast alles vergibt (...)*

Dazu im Originalton die Landesbischöfin der Evangelischen Landeskirche Hannover, Bischöfin Margot Käßmann:



»Warum hast du dir vorgenommen, keine Kinder zu bekommen ...« – das war neben »der fast alles vergibt« die andere Zeile aus Heinz Rudolf Kunzes Kirchentagssong, die für Aufregung sorgte. Empörte Briefe, Mails und Anrufe gab es: »Wird mir da Egoismus vorgeworfen, weil ich keine Kinder habe?« – »Gibt es jetzt einen Kirchen-TÜV nach dem Motto: Nur wer Kinder hat, kommt in den Himmel?« Unter den Reaktionen aber auch tief verletzte Menschen, die sich Kinder gewünscht

haben, Frauen, die keinen Partner fanden, Paare, die ungewollt kinderlos sind.

Die Geschichten der Menschen heute spiegeln sich in den alten Geschichten der Bibel. Denken wir an Hanna, die kinderlos blieb und trauerte. Und als ihr Bitten um ein Kind erhört wurde, da gab sie ihren Samuel Gott zurück, aus Dankbarkeit. Das Ringen um ein Kind war vielleicht ein Ringen um Anerkennung. Aber sie machte sich frei davon, sie kann das Kind als Gottes Kind sehen. Oder Sarah, die lachte, als ihr im hohen Alter ein Kind angekündigt wird. Und deren Sohn Isaak dann den Vater in eine schwere Prüfung führt, weil an ihm die Frage festgemacht wird, ob er Gott vertraut.

Kinder sind ein Geschenk Gottes. Das sagen diese alten Geschichten und die aktuellen Wünsche. Sie sind kein Rentenfaktor und keine ökonomische Bilanz, sondern schlicht ein Segen. Es ist großartig, mit Kindern leben zu dürfen. Aber Kinder dürfen niemals zum Zweck werden. Wenn ich meinen Lebenssinn an Kindern festmache, dann benutze ich sie. Kinder sind auch nicht einfach Objekte meiner Erziehung. Sie sind Subjekte, von denen Erwachsene lernen können: Kreativität zum Beispiel oder einen frischen Blick auf die Wirklichkeit.

Ja, Jesus erklärt sie sogar zu Subjekten der Theologie: »Wer nicht das Reich Gottes annimmt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.« (Lk 18,17) Das finde ich sehr eindrücklich. Von Kindern können wir Gottvertrauen lernen. Weil sie nicht lange abschätzen, nachdenken, einordnen, sondern schlicht vertrauen, so wie sie ihre Hand in die Hand eines Erwachsenen legen. Sicher, Vertrauen kann enttäuscht werden. Und so sind Kinder besonders verletzlich.

Heinz Rudolf Kunzes Liedstrophe ist eine Provokation. Wer sich bewusst gegen Kinder entscheidet, vermeidet Verletzbarkeit, aber auch Le-

ben in der Tiefe. Der oder die bleiben vielleicht stringenter, ihr Leben ist berechenbarer, aber auch ärmer, vermeintlich sicher, aber auch steril, auf merkwürdige Weise ungelebt.

Ohne Kinder können wir manches nicht an uns selbst neu entdecken. Und dieser Vers berührt eben auch die Verletzung derjenigen, die gerne Kinder hätten, aber aus den unterschiedlichsten Gründen keine Kinder haben können. Ihr Schicksal, ihr Schmerz wird meist weggeschwiegen in unserer Gesellschaft. Aber er braucht Raum, Worte oder auch Gebet.

Vielleicht ermutigt der Vers auch so manchen Mann und manche Frau, Ja zu sagen zu ihrem Kind. Denn das ist und bleibt traurig, dass in einem reichen Land wie Deutschland rund 130 000 Kinder pro Jahr abgetrieben werden. Was können wir tun, um werdende Eltern zu ermutigen, Kinder willkommen zu heißen im Leben? Kinder dürfen kein Armutsrisiko sein, aber auch nicht als Spaßbremse gesehen werden. Eine kleine Zeile ... und viele Diskussionen.

Wenn mein Kind mich morgen fragt – dann frage ich es zurück: Weißt du noch, wie du mit sieben Jahren im Jahr 2005 das Lied von HRK auswendig voller Freude mitgesungen hast? Wenn du mich fragst, warum hast du so viel von ihm erzählt, dann werde ich sagen: weil wir damals an Wilden Wässerchen Austern gefischt haben, du weißt ja, das sind die besonderen Muscheln, in die irgendwann einmal ein winziges Schmutzteilchen reingekommen ist. Sicherlich brennt das so, wie wenn wir Sand in die Augen bekommen. Und dann, und dann ganz mit der Zeit, es kann Jahre dauern, umschließt die Auster das Teilchen Schmutz mit viel Liebe und Tränen und Mühe, und es wird eine wunderbare Perle daraus – so eine ist Heinz Rudolf Kunze: in seinen Büchern, in seinen Liedern ... In seinen Bühnenauftritten umschließt er liebevoll den Sand im Getriebe unserer Gesellschaft, die Tränen in den unglücklichen Ehen und dumpf vor sich hindösenden Arbeitsverhältnissen, die Gemeinheiten unter unserer Sonne und formt daraus viele Schichten einer wunderbaren Perle.

Freue dich daran mit mir!

4022 Tage und Nächte vergingen von der Verlobung bis zur Hochzeit von Rudi und Gerda Kunze, geb. Lehmann, am 4.2.1956 in Lengerich/Westfalen. Den Stoff für das Brautkleid hatte sie längst gekauft. Als der Bräutigam in der Nacht nach Friedland kam, nahm man Maß. Innerhalb von einer Woche war das Brautkleid fertig. Die Familiengeschichte von Heinz Rudolf Kunzes Eltern liest sich wie ein zeitgeschichtliches Märchen mit Happyend.

In Mutter Gerda Kunze begegnet dem Besucher heute in ihrer Seniorenresidenz eine aufgeschlossene und geistig sehr wendige Dame. Sie gehört zu den gründlichen, genauen Menschen. Ihr entgehen gerade die Kleinigkeiten nicht, wenn sie Rückschau hält auf ihr bewegtes Leben. Und so baut sie in unsere Begegnung auch die Möglichkeit zu einem längeren Telefonat mit dem jüngeren Bruder Rolf-Ulrich ein, der als Historiker wissen muss, wovon er spricht: von der Omnipräsenz der Geschichte in seiner Familie. Was Kunzes machen, machen sie gründlich. Deutsche Wertarbeit sozusagen. Und doch immer auch mit Skrupel.

Für das Werden und Entstehen ihres ersten Kindes jedenfalls erging es den Eltern beinahe wie in der Bibel.

Der angehende Dichter und Denker Heinz Rudolf Erich Arthur Kunze sagt und singt von sich selbst:

Vertriebener

(...)

*Ich wurde geboren in einer Baracke
im Flüchtlingslager Espelkamp.*

Ich wurde gezeugt an der Oder-Neiße-Grenze.

Ich hab nie kapiert, woher ich stamm.

Ich bin auch ein Vertriebener.

Ich will keine Revanche, nur Glück.

Ich bin auch ein Vertriebener.

Fester Wohnsitz Osnabrück.

Meine Mutter war so treu, daß mir schwindlig wird.

Mein Vater war bei der SS.

*Ich heiße Heinz wie mein Onkel, der in Frankreich fiel,
und Rudolf wie Rudolf Heß.*

Ich bin auch ein Vertriebener.

Schlesien war nie mein.

Ich bin auch ein Vertriebener.

Ich werd überall begraben sein. (Papierkrieg, 146)

Heinz trägt den Vornamen seines Onkels, der zwei Tage nach dem Attentat auf Hitler am 22.7.1944 fiel. Mit großer Wehmut erinnert sich Gerda Kunze an ihren Bruder. Noch im November 1943 traf der geliebte Bruder Heinz auf den künftigen Ehemann Rudi und teilte seiner Schwester mit: »Bin einverstanden, du kannst Rudi heiraten«. Ein Versprechen erbat sich der Bruder von der Schwester: »Gehe nicht an die Front!« Und sie wusste es, dass nach ihrem Abitur 1944 Reichsarbeitsdienst, Einsatz bei den Bauern, FLAK, Front und Rotes Kreuz auf sie warteten. Am 28.12.1944 folgte dann das Verlobnis, das über elf Jahre Warten auf den Partner nach sich zog. Die Verlobten waren sich einig: Die Hochzeit sollte erst in besseren Jahren stattfinden.

Der Vater spielt bereits in den frühen Gedichten von Heinz Rudolf Kunze eine besondere Rolle. Mit Blick auf die deutsche Geschichte ist sich Kunze bewusst:

*die Menschen am Wegesrand
könnten Vater oder Mutter sein
sie nehmen gerne überhand
haltet Abstand macht euch nicht zu klein
sie werden Märchen erzählen
von Schuld und Shne
daß sie dort waren wohin ihr noch geht
ist sollt sie ausreden lassen
beim Wort sie nehmen
weil so viel Mögliches in Märchen steht (...).*

Bei aller kritischen Sichtung mit Blick auf die soldatische Vergangenheit des eigenen Vaters überwiegt die Liebe des Sohnes, der um die biblische Weisheit Eljas am Horeb weiß: Er selbst ging eine Tagereise weit in die Wüste hinein. Dort setzte er sich unter einen Ginsterstrauch und wünschte sich den Tod und sagte: Nun ist es genug, Herr. Nimm mein Leben; denn ich bin nicht besser als meine Väter.

*Ich wollte meinem Vater noch die Rechnung präsentieren
 ich habs vergessen
 ich sollte meine Kinder in Gelobte Länder führen
 ich habs vergessen ...
 (...)
 Den Unterschied von Gut und Schlecht und wer den Krieg gewann
 ich habs vergessen
 wie spät es ist und wann genau mein Haarausfall begann
 ich habs vergessen ...
 Aus den Augen aus dem Sinn
 ach wie gut daß jeder weiß
 daß ich kein Messias bin
 planlos in die Glücksbanane beiß, konstatiert er in Vergessen
 (Nicht daß ich wüßte, 171).*

Und was geschah mit dem Vater tatsächlich? Januar 1945 Ostpreußen, anschließend russische Kriegsgefangenschaft. Der Vater von Heinz wurde im Januar 1956 als einer der letzten Heimkehrer heimgeführt mit Adenauers Hilfe. Bischof Heckel, der Vater der Kriegsgefangenen und Kirchenamtsaußenleiter, setzte sich mit für Rudi Kunze ein. Der Verlobte kehrte also erst im Geburtsjahr des langersehnten ersten Kindes zu seiner Braut zurück. Als die Wehrpflicht bereits erneut Soldaten einzog, sollte Rudi Kunze auch wieder mit von Partie sein, z.B. in der FDJ oder so. Ohne Hass auf die Russen zu schüren, fragte er nur zurück: Soll ich nun vom Regen in die Traufe? – und zog die zivile Laufbahn als Lehrer vor.

Ein Wunsch und Glückwunsch des Sohnes:

*...ein Wunsch des Sohnes:
 Befreiter Kunze.
 Ein Glückwunsch:
 Rührung.
 Weitermachen. (Heimatfront, 44)*

Dass die Liebe des Sohnes zu Vater und Mutter immer wieder stärker ist als die Last der Vergangenheit, spürt der ausdauernde Kunzeleser für das Schicksal so vieler Kinder der Nachkriegsgeneration Deutschlands heraus. Trotzdem taucht er immer wieder zurück »in den brodelnden Urschlamm aus Geschichten und Geschichte, der sich ablagerte im Kindergehirn, seit Dschungelforscher sonntagsmorgens im Bett des ausgebufften Abenteuererzählers dieses Koppelschloß trugen mit der knochenharten Totenkopf-

maxime drauf, irgendwas wie: Entschlossenes Handeln ist oberstes Gebot, selbst wenn es falsch ist, sehr markig, sehr deutsch, sehr Nibelungenkrebs.»

»Der Krieg ist der Vater aller Dinge«, das wusste bereits der Grieche Heraklit. Heinz Rudolf Kunze reicht es nicht zu sagen, »*das Flugzeug auf deiner Stirn hat Sperma im Propeller das reicht nicht bei Gott das reicht nicht*«, denn es ist des Fragens kein Ende.

»*Es ist gut, subjektiv zu sein, aber es ist nicht gut, privat zu sein.*« – Ein hoher Grad von Sensibilisierung und die Bereitschaft auch zur politischen Auseinandersetzung, das prägte ihn von Anfang an – kein Wunder also, dass Kunze Jahrzehnte später in einer Enquetekommission des Deutschen Bundestages für Kultur in Berlin landet ...

Doch kehren wir noch einmal bei seiner Mutter ein und damit bei den Anfängen jener deutsch-deutschen Kindheit Kunzes, in der deutsche Geschichte und Geschichten omnipräsent sind. Küchenpsychologisch, meint der Bruder, sei die Erfahrung mit Wissen belastet, und jeder der beiden Kunzesöhne habe sich auf seine Weise freigeschwommen. Freigeschwommen von der Weltgeschichte eines Volkes mit einem Alleinstellungsmerkmal, freigeschwommen von dem starken Vater und der gewiss ebenso starken Mutter.

Heinzens Lieblingsbild der Mutter zeigt eine hübsche junge Dame mit linksgescheiteltem dauergewelltem Haar und strengem Lächeln über kleinem Ausschnitt eines dunklen Jacketts mit einem aufmerksamen Kraushaardackel auf dem Schoß, aufgenommen als sie 19 Jahre alt war in einem Gubener Fotoatelier.

Gerda Kunze ist eine starke Frau. Ihr ausgesprochen offenes und zugleich bestimmtes Wesen schenkt ein Gegenüber für einen lebendigen Dialog. Ihr Gedächtnis ist verblüffend. Ihr beruflicher Traum war Kinderärztin gewesen. Ihr letzter Antrag für ein Studium in Halle wurde abgelehnt, weil sie nicht zur Bauernintelligenz zählte. Doch wie so oft hat der Krieg auch hier alle Pläne durcheinandergeworfen.

In der Tat befolgte sie beide Ratschläge des geliebten Bruders Heinz: Sie wartete geduldig auf ihren Ehemann, 4022 Tage und Nächte, und sie vermied Fronteinsätze. Sie hatte Angst vor der Einberufung zum Reichsarbeitsdienst. Drei Wochen nach der Uniformierung wurde sie sehr schnell krank. Das war das Glück für die ehemalige Oberschülerin des Gubener Lyceums und ließ sie der größten Gnade unter den Kommunisten teilhaftig werden: Nach einer Einweisung im Pestalozzi-Fröbel-Seminar in Berlin für Kinderkrippen empfand sie es als großes Geschenk, für über 1000 fremde

Kinder alles sein zu dürfen, nämlich Tagesmutter, sich denen zuwenden zu dürfen, die nichts sagen konnten, aber spüren sollten, dass sie jemand lieb hatte. Sie benannte ihren ersten Sohn nach ihrem geliebten Bruder.

Voller Achtung spricht Mutter Gerda von ihrem Elternhaus. Ihr Vater war ein hoch begabter Buchhalter, der es verstand, vielen Menschen zu einer Unterkunft zu verhelfen. Gerda Kunze erzählte von den Jahren, ehe der Krieg die Oder-Neiße-Grenzstadt endgültig teilte, berichtet schmerzlich von der dreimaligen Flucht in 1945. Im Januar vor den Russen, im Juni, ein Tag bevor die Neiße Grenze wurde, führte der Vater eine Kolonne zurück, am 16./17. November schließlich erneute Vertreibung, diesmal durch die Polen auf die Westseite der Heimatstadt.

Die Mutter bekam am 30. 11. 1956 endlich ihr Wunschkind. Nach all den Entbehrungen und all dem Wartenmüssen auf ihren Mann. Sie ist stolz auf ihren Jungen. Ein hübsches Kind in allen Phasen. Im Wesen ein zurückhaltender und leiser Mensch. Das sei bis heute so. Nichts habe ihn korrumpieren, nichts wirklich deformieren können. Seine innere Aufrichtigkeit und Geradlinigkeit scheint ihm nach diesem Zeitalter der Extreme wohl in die Wiege gelegt worden zu sein. Überhaupt: Heinz und Ulli konnten nach Meinung der Mutter gar nicht anders werden. Als gelernte Säuglingsschwester und spätere Osnabrücker Grundschullehrerin sind wohl gut 1000 Kinder durch ihre geschulten Hände gegangen. Nun aber war die Zeit reif für die eigenen Kinder. Dafür hatte sie sogar in der Zeit der Kriegsgefangenschaft ihres Mannes ein Topangebot für eine leitende Stelle in einem der größten Säuglingsheime mit eigener Milchsammelstelle der ehemaligen DDR in Cottbus ausgeschlagen. Ihrem Chef teilte sie damals lapidar mit: Ich kann nicht, ich bin verlobt. Nun also Heinz als die große Belohnung für das geduldige Warten. Ein Geschenk des Himmels.

Heinz Rudolf war von klein auf sprachbegabt und kann, wenn er dies auch selbst nicht gerne hört, aber dann doch zugibt, druckreif sprechen. Dabei fehlte es nicht an Imposanz: Als er einmal mit dem Herrn Papa ausfuhr, begegnete ihnen eine vorbeifahrende Eisenbahn. Auf die Frage, wer denn da wohl vorüberfahren würde, antwortete der Junge keineswegs mit Eisenbahn, sondern verkündete gewichtig: Konrad Adenauer!

Im März 1960 saß er nachweislich das erste Mal mit am Klavier von Frau Dr. Steinmann und war als Dreijähriger ziemlich gewiss, er wolle nun auch ein eigenes.

Als Blondschof mit Brille sehen wir ihn ein erstes Mal im Garten vor dem neuen Zuhause in Altepiscardie an der holländischen Grenze, wo

Vater seine Stelle seit April 1960 innehatte. Rudi Kunze übernahm die Klassen eins bis vier. Man wohnte oben in der Schule, was für den Lehrernachwuchs offenbar früh und entscheidend dazu beitrug, dass schulische Leistungen nur so von der Hand gingen. Überhaupt, eigentlich wurden in der Altepiscardie Grundsteine für so vieles an Begabung gelegt und frühkindliche Prägungen mitgegeben.

Hierhin gehören alle Anfänge vom ersten Gehen der eigenen Wege, dem Ausprobieren von Klarinette, Trompete, Klavier und Miniorgel und der Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik, hier finden sich Freunde und Freundinnen, in diese Zeit werden auch erste Grenzen ausgelotet, beim Schwimmen lernen, beim Fummeln, im Fußballspielen und im Ausgesessen sein bei der Dreiradrallye auf dem Ferredo-Flitzer.

Für Heinzens Sprachentwicklung freilich war die Verpackung des Fernsehapparates beinahe genauso folgenreich, denn aus dem wunderbar großen Verpackungskarton wurde mit Hilfe von Buntpapier eine erste Bühne für das Kasperletheater gebaut. Mit Hilfe eines Rezitationslehrers, dem Bruder der Großmutter, wurden »Max und Moritz« nicht nur gesprochen, sondern bald auch gesungen. Außerdem schickte sich der Vater an, mit dem Jungen lustvoll Theater aufzuführen.

Der Knirps schoss den Bock ab, als er seine erste Vorstellung als kleiner Pastor in der Piccardie abgab. Und das begab sich folgendermaßen: Eben jener Bruder der Immer-für-dich-da Oma pflegte mit frisch geputztem Auto am Sonntag zur Kirche zu fahren. Brav und artig, wie der Junge Heinz war, ging es im Sonntagsstaat mit. Als eines Tages wieder einmal das Auto bei der Kirche stand, stockt Heinzi beim Einsteigen. »Ich habe den lieben Gott betrogen«, konstatiert der Pimpf betroffen. – »Was hast du gemacht?« – »Ich habe 20 Pfennig zurückbehalten, weil ich noch mehr Eis für mich wollte.« – Es gab ja es jeden Sonntag ein Eis und da sollte der auffällige blonde Junge, der Sohn des Lehrers, der im Gegensatz zu den meisten anderen Kindern Hochdeutsch sprach und Platt gar nicht recht verstand, ausgerechnet dieses Mustersöhnchen sollte nun also den lieben Gott und die Kirche samt Pastor übers Ohr gehauen haben? Was tun? Guter Rat war teuer. Besorgt fragt der Vater: »Sollen wir zwei Groschen einlegen?« – »Nein«, wehrt der Junge entschieden ab, »ich esse nächsten Sonntag kein Eis ...«

Der tief eingebrannte Sinn für Gerechtigkeit ließ das früh erwachte Gewissen reagieren: Das kannst du deinem Vater nicht antun. Dieser freilich war von der Reaktion seines Filius so angetan, dass er das nächste Eis ausgab, weil die Anständigkeit und Artigkeit seines Jungen es sich verdient hatten.

■ Und die Musik?

Angefangen hat alles mit den Beatles. Die Platten-Oma Gertrud Lehmann, geb. Fischer, verhalf zum Durchbruch mit Sergeant Pepper's Lonely Heart's Club Band für damals ganze 11 DM. Mutter Kunze war bereits im Grundschuldienst in Osnabrück, als ihre damalige Rektorin sie fragte, ob sie denn die Beatles kenne. Gerda Kunze ließ sich das nicht zweimal sagen, ging mit ins Kino, sah sich den entsprechenden Film an und blies zum Großangriff auf die westliche Popkultur. War sie klassische Kultur mit einem regen Theaterleben durchaus gewohnt, galt es nun, sich Neuem nicht zu verschließen. Ganz kurz vor Weihnachten also – »Deine Mutter sagt die Wahrheit« – ging es in die Stadt, die erste Schallplatte wurde hübsch eingepackt, Großmutter gab das Geld.

Heinz war von seiner Karl-May-Lektüre aufgeschreckt und doch voller Begeisterung. Im Wohnzimmer stand der Weihnachtsbaum. Aber alle mussten zu ihm ins kleine Zimmer. Mutter wollte schließlich nicht zurückstehen und den Dialog mit ihrem Sohn führen können, und also begann die Periode der »Schreckgespenster-Platten«. Vater, Mutter, Großmutter mussten alle mit und mithören, alle mussten hören kommen.

Und dann, ja dann kam der zweite Streich: The Who, die große Liebe, die zweite Platte, erzählt die Mutter mit leuchtenden Augen: »Was mussten, was durften wir die immer wieder hören ... !« Die eigene Familie war das erste Auditorium. Später hatte er vom jüngeren Bruder, Jahrgang 1968, die Doppel-LP geschenkt bekommen, »eine ideale Musik beim Ausputzen des Weihnachtsbaumes«, sagt Gerda Kunze mit ihrem Mutterwitz.

Kunze früher einmal dazu selbst: *»Meine 1. Platte bekam ich von Oma. Mit Sergeant Pepper's Lonely Heart's Club Band. Sie ermöglichte mir so den Königseinstieg in meine spätere Plattensammlung und hatte dafür einen Teil ihrer Rente investiert«*. Die zweite Platte war »Tommy« von The Who. Die dritte »Electric Ladyland« von Jimi Hendrix. Die vierte von Blind Faith und unter den ersten 100 war auf jeden Fall »Yes« mit »Beyond and before« dabei. Freilich auch Ian Anderson von Jethro Tull »Living in the Past« ...

■ Und die Literatur?

Ach ja, da ist ja noch die Geschichte mit Sir William Shakespeare, die Familie Kunze schon lange mit dem sprachsüchtigen Heinz verbindet. Von seinem Englischlehrer Arnemann weiß Ex-Schüler Kunze noch genau: Er verpasste ihm die erste Vier in seinem (schulischen) Leben. Und das in Englisch! Der Lehrer war ein sehr fordernder, strenger Pädagoge alter Schule,

dessen Unterricht Kunze oft als harten Drill empfunden hat. Zugleich prophezeite er seinem Schüler aber: Kunze, ich will Sie auf 'ne Eins kriegen, aus freiem Willen. Für einen Durchschnittsschüler zunächst keine echte Panne. Wohl aber für einen, der das Siegen zumindest mit Blick auf die Zeugnisnoten gewohnt war.

Hier nur so viel: Shakespeare'sche Sonette wurden auswendig gekonnt – und dennoch eine Vier! Eine entsprechende Spezialarbeit wurde zunächst nicht genehmigt. – *»Und dann hat der Gockel alle Schüler gerufen«*, sagt Kunze rückblickend mit einem verschmitzten Lächeln – und er landete bei einer Eins Plus. In seinem Gedächtnis hat der altmodisch-schleiferische Lehrer preußischen Einschlags einen ganz besonderen Platz.

Sein Physiklehrer Dr. Freimann riet: *»Sie sind keiner von uns, Kunze! Sie sind kein Naturwissenschaftler. Werden Sie mal ruhig Geisteswissenschaftler«*, riet er seinem Eleven Kunze. – Der Biologielehrer, an einer Universitätslaufbahn gescheitert, klagte den Schülern sein Leid auf hohem Niveau im Unterricht. Am Ende der Abizeit die Frage: *»Kunze, was wollen Sie werden? Schriftsteller! Pss, ja, psychisch sind Sie ja nicht so ganz stabil.«*

Übrigens: Seine schönste Eins bekam er von Lehrer Steinbrecher – einem seiner Deutschlehrer, von dem Kunze lernte, dass es einen Fehler gibt, den jeder Mensch begeht, der schreibt, wogegen man stets angehen muss; und was auch ihm nur teilweise gelingt. *»Es ist immer ein Zeichen der Schwäche eines Autors, wenn er zu viele Adjektive verwendet. Und das macht aber so eine Lust, Dinge genauer zu beschreiben, und noch ein Adjektiv und noch eins dranzuhängen, um es noch genauer einzukreisen, und diese Lust muß man bekämpfen. Man sollte es immer versuchen, wenn man drei Adjektive verwendet, eins wegzulassen, und wenn man zwei verwendet, noch eins wegzulassen. Und das gelingt mir nicht immer, das ist eine meiner Schwächen. Das haben mir schon immer meine zumindest besseren Deutschlehrer gesagt, und damit hatten sie bestimmt auch recht. Ich habe bei Herrn Steinbrecher vielleicht die schönste Eins meines Lebens bekommen. Der sagte: »Wissen Sie, Kunze, Sie haben das Thema völlig verfehlt, aber es ist leider trotzdem eine Eins. Nur eines muß ich Ihnen sagen« – und es war der einzige Lehrer, der mir das gesagt hat – »ich mag Ihren Stil ja nicht, aber er ist großartig!«*

Nein, Heinz Rudolf Kunze war eigentlich kein Streber, machte aber ein sehr gutes Abitur, weil er bis auf Mathe alles konnte (*»Das meiste fiel mir einfach zu«*). Der damalige Direktor Dr. Georg Bernhard Scholz – ein einflussreicher, jahrzehntelanger Ratsherr der CDU in Osnabrück – hatte es sich nicht nehmen lassen, zu ihm ans Krankenbett zu kommen, um das Abiturzeugnis zu überbringen. Der Musterschüler war gerade erst von ei-

ner Blinddarmoperation aus dem Krankenhaus zurückgekehrt und bekam hohen Besuch nach Hause. Diese enorme Geste erfüllte den SMVler und Dauer-Klassensprecher Kunze und seine Eltern mit Stolz ...

Seit seiner Osnabrücker Schulzeit kreuzen sich immer wieder die Wege auch mit einem anderen Gymnasiasten, den es später in die Juristerei und dann in die große Politik trieb, den amtierenden Ministerpräsidenten von Niedersachsen, Christian Wulff. Dieser beschreibt das aus seiner Sicht heute so:



Foto: Chaperon, Berlin

»Bei jeder Begegnung mit Heinz Rudolf Kunze, bei jedem Austausch, jedem Kontakt, jedem Telefonat, war immer ganz große Hochachtung für das, was der andere in seinem Metier tut. Diese persönliche Zuneigung zu Heinz Rudolf Kunze hat sich bei mir in meinen Schulzeiten entwickelt. Er war älter, er ging auf ein anderes Gymnasium, auf das Graf-Stauffenberg-Gymnasium, ich auf das Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium in Osnabrück. Beides waren quasi Reformgymnasien, neue Gymnasien, nicht mit so einer ganz großen Tradition wie traditionsreiche Gymnasien, etwa das Carolinum, das älteste oder zweitälteste Gymnasium in Deutschland, wie Aachen, zur Zeit Karls des Großen gegründet, auf die wir beide aber nicht gegangen sind. Wir sind auf diese Reformgymnasien gegangen, die dafür ein freieres, liberales, politisch auch umkämpfteres Klima hatten ... Aber es waren beides Gymnasien, wo auch Politik eine Rolle spielte, wo sich politisch engagiert wurde. Ich habe heute für mich die Erklärung, dass das Interesse an Heinz Rudolf Kunze mit einem enormen Interesse an der nationalsozialistischen Vergangenheit zu tun hat, am jüdischen Leben in Osnabrück, mit der Synagoge, mit Dokumentationen, welche Häuser, welche Firmen gehörten Juden usw. Ich habe erst sehr viel später erfahren, dass Heinz Rudolf Kunze dieses Thema genauso bewegt hat. Vorher habe ich nur die Lieder gehört, die Texte über Nürnberg, über die monströse Architektur. Das war das, was mich am meisten an einem deutschen Liedermacher in jungen Jahren angesprochen hat. Da bemerkte ich eine ganz starke Individualität, eine ganz starke Persönlichkeit bei Heinz Rudolf, der sich da wirklich selber abarbeitete und sich Gewissheit verschaffte. Ich glaube, darin liegt eine große Parallele zwischen Heinz Rudolf Kunze und mir, dass wir auf der Suche waren, und dass wir uns damit beschäftigt haben, dass wir historisch interessiert waren, zurückzuschauen und zu fragen, was kann man für die Zukunft lernen? Und ich bin in die CDU gegangen und habe mich engagiert, und er ist in die SPD gegang-

gen oder SPD-Aktivist geworden. Das spielt aber nicht so die Rolle, das hat auch persönlich nie die Rolle gespielt ...«

Was aus der Schulzeit auf jeden Fall blieb und das spätere Germanistik- und Philosophiestudium mitprägte, war eine unverbrüchliche Liebe zu Sir William Shakespeare. Bei seiner überaus erfolgreichen Musicalversion des »Sommernachtstraums« hatte er nicht nur seine Mutter als großen Fan ...

Eine Mischung von Schriftsteller Peter Handke und Musiker Pete Townshend in einer Person – das wäre es gewesen, die Formel seines Lebens – eine Art roter Faden oder Lebenslinie. Und das geteilt mit den gemeinsamen Freunden. Eine größere Freude konnte es damals nicht geben.

Christ mit besonderem Charakter Was macht den Poeten zum Propheten?

Der amerikanische Erfolgsautor Robert Fulghum hat sein Haus direkt neben der Orthodoxen Akademie Kreta. Er will gerade Wäsche in die Reinigung bringen, als ich ihn treffe, anspreche und um einen Termin bitte. Stichwort: Biographie.

Es kommt zu einer Begegnung. Ich zeige dem ehemaligen unitarischen Geistlichen die gebundene Ausgabe von Kunzes »*Vorschuß statt Lorbeeren*«, und er ist von der Aufmachung und der beigelegten CD begeistert. Mit leuchtenden Augen trägt er das Körbchen mit einer Manuskriptkiste in rotes Tuch gehüllt auf den Freisitz und gibt mir Nachhilfeunterricht im Bücherschreiben.

Fulghum spricht über seine Arbeitsmethode: »Wait for the right pitch, don't try to hit every ball.« Der Autor aus der Bundesliga der Literatur weiß, wovon er spricht. Seine Bücher haben Millionenaufage. Er schreibt zuallererst für sich selbst, dann für andere. Früher sei er einmal aus Zeitgründen nicht dazu gekommen, sich als Pfarrer auf eine Predigt vorzubereiten. Er sagte das seiner Gemeinde ganz offen und meinte, er könne aber ein wenig Step tanzen und machte es vor. Gesagt, getan – die Gemeinde gab ihm stehenden Applaus. Die Aufrichtigkeit des Predigers wird ebenso vom Publikum gewürdigt wie der Frontmann, den sie liebt und wertschätzt.

»I have an idea if I were in your shoes«, sagte er zum spannenden Vorhaben, ein Buch über einen zeitgenössischen berühmten Rockpoeten zu schreiben. Wenn ich als Pfarrer das Vertrauen von Heinz Rudolf Kunze bekäme, sei es nicht nur eine besondere Ehre, sondern auch das Zutrauen, die Dinge aus meiner Sicht zu beschreiben. Als Autor habe der Biograph das Recht, in dem Buch vorzukommen. Jenseits einzelner Details müsse das Nachdenken über die vorgestellte Person die Bedeutung seines Lebens und Werkes offenlegen, eine Kunze-Exegese in Auszügen bieten und einen »Schlüssel« zum Verständnis anbieten. Als ich Robert erzähle, dass Heinz für mich prophetische Züge trage, verlässt er den Kaffeetisch und hängt ein Bild aus seinem Arbeitszimmer ab, das den lachenden Zimmermann Jesus mit kräftigen Händen zeigt ...

Auch über Bob Dylan gäbe es bereits Versuche, seine Theologie, Ethik oder Philosophie zu beschreiben. Natürlich würde ich mich auf ein Minenfeld begeben, da der Biographierte schließlich noch am Leben sei. Es dürfe aber nicht darauf ankommen, Gefälligkeiten aneinanderzureihen, dafür sei das Leben tiefer und weiter.

Der *music man* Kunze, mutierter Germanist und Philosoph, zieht viele mit seiner Musik in den Bann. »Wenn du nicht wiederkommst, oooh, ohoh-oho ...«, rufen seine Zuhörer, wenn er die Bühne verlassen hat. In einer ganz eigenen Mischung aus kontrollierter Ekstase und lustvoller Selbstentsagung entfacht Kunze ein Bühnenfeuer, das im Herzen der Zuhörer landet. Jedes Mal aber, wenn man das Gefühl hat, jetzt dürfte die Coda unendlich weitergehen, setzt er der Faszination preußisch korrekt ein Ende. Wenn es am schönsten ist, soll man aufhören, hätte mein verstorbener Vater gesagt. Etwa bei »*Heul' mit den Wölfen*«, ohne Ende könnte das weitergehen. Tut es aber nicht. Und das ist typisch Kunze. Der Steuermann weiß in dem Moment genau, was er tut. Er möchte keinen falsch verstandenen Personenkult. Ihm kommt es auf die Sache an. Er gibt Zeit und Raum, sich frei zu dem zu verhalten, was er anbietet. Aber er nuckelt sein Publikum nicht aus.

Und dann ist da *der Poet Kunze*, der alles, was sich reimt und nicht reimt im Leben, zur Sprache bringen kann. Bei seiner Wahrnehmung von Welt ist er selektiv und präzise. Da macht ihm so schnell auch kein Zeitgenosse deutscher Zunge etwas vor. Wer genauer hinhört und liest, erkennt freilich, dass er nicht nur nicht bei dem Feuerwerk sprühender Gedanken mitkommen kann, sondern in geduldigem Nachwandern der oberirdisch von ihm gegrabenen Gänge eines immer wieder finden kann: Anstiftung zum Lesen, zu eigener Lektüre.

Seine Art und Weise, Texte zu tilgen, zu verzerren oder zu generalisieren, um Wirklichkeit treffend und erhellend zu vergegenwärtigen, mit Wortneuschöpfungen wie ein Senkblei neue Tiefen des Verstehens auszuloten, bürgt für Qualität. Kunze verleiht Sprache und Verstehen dem, der vielleicht nicht so präzise reden oder schreiben kann. Gute Literatur lässt bei Heinz Rudolf Kunze unbedingte Freude aufkommen. Dabei geht es HRK nie um die Zurschaustellung, sondern um Textfluss, Klarheit und Verstehen.

Was also macht HRK zum Propheten?

Ein Lieblingsplatz könnte der Galgenberg aus Led Zeppelins »Gallows Pole« sein. Unablässig fragt er, was kann ich meinem Nächsten zu denken geben, ihm oder ihr sagen, sie oder ihn fragen, damit dieser Mensch dem Henker entgeht. Unablässig und nicht selten vergeblich warnt er seine Zeitgenossen vor den Fallen, die das Leben stellt. Es gilt, das Schrecknis der eigenen Endlichkeit zu verringern, anzunehmen, das Hier und Jetzt aus

der Schlinge zu ziehen, aus dem Verrat, aus dem Dickicht des Lebens und so der Sprachvergiftung in der Innenwelt zu entkommen. Ich höre ihn den Sensenmann in uns und um uns herum bitten und anklagen: Henker, Henker, warte noch einen Augenblick, ehe es den Bach runtergeht.

Kunze denkt von dem im Deutschen so seltenen Futur II und dem zu Unrecht verachteten Konjunktiv her. Möglichkeit und Wirklichkeit verzahnen sich in seiner Betrachtungsweise.

Propheten erzählen weniger Geschichten, eher setzen sie Fakten. Dass sie das singend tun, ist selten, denn sie leben aus dem Schweigen und Hören. Wenn dann etwas zu sagen ist, geht es zur Sache, erhellend, erleuchtend, immer wieder explosiv und provokant. Da gibt es keine Tabus, ganz im Sinne des verehrten Situationisten, der sich am Tag von Kunzes 40. Geburtstag 1996 das Leben nahm: Guy-Ernest Débord, dem französischen Mitbegründer der Lettristen und dem Situationisten von Rang: »Verbieten ist verboten! (Il est interdit d'interdire)«, diesen Grundsatz hatte Kunze immer mehr beherzigt als den Slogan »Arbeit? Niemals!« (Ne travaillez jamais). Ein wenig fühlt man sich an Dieter Leisegangs Mottentod erinnert:

*»Ich weiß«, betonte die Motte
»daß mich das Licht verbrennt
Ach, wer mir ein Ende nennt
das ich erhabener fänd –
gern ließ ich die alte Marotte«*

Deshalb wirkt sein Tonfall selten süß oder gar lieblich; dem Teufel gehört luthersch gesprochen das Eisen zwischen die Augen. Wer lange fackelt, dem fügt er unablässig neue Wunden zu. Keiner bleibt verschont. Keine weltliche Macht, kein Klerus und selbst Gott muss damit rechnen, dass Kunze ihn mit unerbittlichen Worten zum Eingreifen bewegen will.

Bei der weltlichen Macht ist die Attacke zumeist direkt und schonungslos, wenngleich stets mit Takt und mit einem Rest Mitgefühl:

»Ein feste Burg ist unser Gerd. Und wenn er nach getaner Arbeit in den Sonnenuntergang reitet, dann ist das noch lange nicht der des Abendlandes, sagen die Obersheriffs Schröder und Fischer. Die Rollen stehen ihnen gut, ein niedersächsischer Rock Hudson (wenn sie den Vergleich entschuldigen, Doris KÖPF-SCHRÖDER) und ein hessischer Richard Widmark – oder hätten Sie sich ernsthaft Helmut Kohl als John Wayne vorstellen können?« heißt es zum Aprilscherz 1999 beim Bombenwetter über Ostern in *Endlich Cowboy statt Indianer* in Kunzes *Klärwerk* süffisant.

Den Klerus aber erwischt es auch in unteren Hierarchien hart: Über der erwartungsbraunen Erde Anfang Februar wird die Schweigsamkeit eines Jungtheologen bei einem Menschen angeprangert, dem wir, *»ein paar verschobene Abflüge im Kopf und ein wenig Effekthasch zur betäubenden Dröhnung gegen den Alltagsschwachsinn, die delikaten kleinen Schweineereien in der Beichte nicht abnehmen«* ... Der Prophet Kunze im entscheidenden Augenblick als Mann des Wortes unter dasselbe, wenn es um die Anerkennung des höchsten Gutes und die Relativierung des eigenen Standpunktes geht. Gott ist eben immer *»Mehr als dies«*, mehr als alles, was der Mensch fassen kann. Wie bei der Liebe, die sich ereignet als etwas, das heute mit uns geschehen kann und größer als zwei Menschen oder die ganze Welt ist.

Aus Sicht der Propheten sind wir alle oft die Blinden und Tauben. Jedes Mittelmaß wird abgelehnt, heilige Einseitigkeit ist sprichwörtlich. Deshalb wirkt so jemand oft fremd und passt in kein Schema, wirkt oft wie ein unerträglicher metaphysischer Extremist. Damit befremdet er alle, Schwache, Starke, Fromme und Glaubensferne. Sein Leben reißt keinen vom Hocker. Im Gegenteil: Seine Strenge, seine Härte, seine Unempfindlichkeit stößt ab und schärft den Blick für das Leiden an der Vergänglichkeit.

Dein vorletzter Wille

(...)

*Da liegst du nun. Welche Schuld fordert als Preis
ein so rasend vergebliches Leiden?*

*Welch jüngstes Gericht hat deine Akte verlegt?
Muß Gott alles selber entscheiden?*

*Erlöse mich, wenn es zum Schlimmsten kommt –
das war doch dein vorletzter Wille.*

*Dein letzter war nur ein Schluck Wasser.
Und seither nichts als Stille.*

Oft verbirgt sich hinter den harten und abweisend klingenden Worten eine tiefe Menschenliebe wie bei den alttestamentlichen Propheten. Wie diese sieht auch er seine Aufgabe nicht darin, in der Zukunft herumzuorakeln, sondern die Feuersäule soll im Hier und Heute und Jetzt zu sehen sein, um das rechte Wort zu finden. Sätze wie diese des Propheten Jeremia: *»Wohl genährte, geile Hengste sind sie geworden, ein jeder wiehert nach dem Weibe des Nächsten«* oder: *»Sie alle, vom kleinsten bis zum größten, sind auf*

Gewinn aus, und Betrug über alle, so Priester wie Prophet« (Jer 5,8; 6,13) spiegeln sich in seiner Auslegung des kleinen Propheten Maleachi auf dem Evangelischen Kirchentag 2005 wider:

(...)

*Denn wenn Gott die Faxen dick hat, wenn er erscheint,
dann wird abgerechnet mit den Schaumschlägern und Trick-
betrügern,
mit den Lügern und – oh je! Wie althergebracht weh das tut! –
mit den Ehebrechern.
Dann wird Tomatensaft gemacht aus den Treulosen.
Die gierigen Profitanhäufner werden bluten – wer sich
vollgesaugt hat
auf Kosten von Schwächeren, wird zur Kasse gebeten
und zur Ader gelassen.*

Die Achtlosigkeit der Menschen ist groß. Das ist unverzeihlich und ruft Kunze wie Löwe, Steppenwolf und Panter auf den Plan. »Ihr seid nichts, euer Tun ist nichts; und euch zu erwählen ist ein Gräuel«, sagt der Prophet Jesaja (41,24). Als Deutscher sieht er die jüngste deutsche Geschichte als Drama, wittert stets die Gefahr des erneuten Abfalls. Mögen einige besondere Schuld auf sich geladen haben, Verantwortung tragen alle. Hierzu zählt z.B.:

*Keine Umkehr
Bleibt wie ihr seid
einen Moment
im Sekundenregen
fühlt wie er webt
atmet und lebt
immer euch entgegen*

(...)

*Immer mit dem Schlimmsten gerechnet
nirgends angeeckt
niemals in den Klingelbeutel
Knopf statt Mark gesteckt
doch der Tag ist nagelneu
und das Glas ist halb voll statt halb leer*

*keine Umkehr keine Umkehr keine Umkehr mehr
keine Umkehr mehr.*

In seinen Worten wird der unsichtbare Gott sichtbar. Er beweist nicht, schweigt eher. Er diskutiert nicht. Er teilt mit. Die göttliche Kraft schwingt mit aus den Worten, die mehr meinen, als Worte sagen können. Zwischen dem verzehrenden Feuer und der ewigen Liebe Gottes gibt es eine hidden bond, eine Brücke, ein Seil, auf dem der Prophet zu Hause ist. Dabei läuft er oft über Glasscherben und Rasierklingen, beinahe wie ein *Akrobat*, der aufpassen muss, dass er sich *beim Salto nicht verfliegt*. Und so spricht Kunze sozusagen preußisch pünktlich und doch zeitlos den Menschen an.

Die geistfernen Zeiten sind ihm verleidet, die Doppelbödigkeit unserer ethischen Entscheidungen, selbst die kleinsten Lebenslügen werden mal mikroskopisch, mal mit dem Teleskop untersucht und entlarvt.

ICH PERSÖNLICH STEHE JA MEHR

*auf den frühen Gott. Der
massierte die Milchstraßen, der robbte durch den Raum
wie rollige Katzen (eingesperrte).
Der hatte das Leben noch vor sich,
einen unabsehbaren Terminkalender,
eine einzige weiße Möglichkeit,
ein Abhang voller Schnee,
und er fuhr los.
Er schoß durch Ziellinien, die er
immer noch gerade rechtzeitig vorher erfand,
und immer als fünfter, weil es ihm
so gefiel. Seine Sprache war wirbelndes Gas,
sein Traum waren wir.
Er erfand uns, weil er Wesen beim Lesen beobachten wollte:
Magere Mönche, Pergamente kopierend,
die Zungenspitze an der Nase.
Er spielte gerne Schlagzeug,
irgendwann hast du ihn gehört.
(...)*

Alles hat nach Prediger Salomo nicht nur seine Zeit unter der Sonne – die Weisheitsliteratur der Bibel hat bei Kunze einen Sitz im Leben – menschliche Erfahrung von Sinnlosigkeit und Haschen nach dem Wind wird unter Gottes Augen betrachtet, z.B. in:

Die Zeit läuft
Kennen Sie Jesus?
Das sagt mir im Moment nichts.
Das gewisse Etwas.
Helfen Sie mir mal.
Lebend oder tot?
Lassen Sie mich raten.
Perlen vor die Säue.
Ganz wie Sie wünschen.

DIE ZEIT LÄUFT
DIE ZEIT LÄUFT Mit dem Messer im Rücken ...
unterm Kreischen der Bremsen ...
ohne Ansehen der Person ...
Sie sind gar nicht bei der Sache ...

(...)

Kunze kennt seinen Gott mit Namen. Es ist ein Gott des Geistes, eines Jesus aus Nazaret, den man aber nicht wie zu einem Zaubertrick aus der Tasche holen kann. Diesen Gott kann man trotz all seiner Unverfügbarkeit sehen, hören, fühlen, riechen und schmecken. Das Auge des Wächters, Dieners und Botschafters Kunze aber bringt die Untergangsstimmung der Abendlandsgesellschaft und ihr Verhalten zur Sprache und ans Licht.

»Uns eint das schöpferische Wort ...« So stellt die Neue Osnabrücker Zeitung vom Martinstag 1972 die Literarische Gruppe Osnabrück vor. Gudula Budke ging es bei ihrer Initiative um drei Dinge: den Nachwuchs fördern, älteren Schriftstellern helfen und das literarische Leben in Osnabrück mobilisieren. Im Gegensatz zu den Künstlern des Osnabrücker BBK – Bund Bildender Künstler – ging es den damals 19–77 Jahre alten Schreiberinnen und Schreibern um Kritik, die Auseinandersetzungen mit ihren Arbeiten nicht scheuen. »Das Boot«, eine Herner Lyrikzeitschrift, bringt die ersten Texte vierteljährlich. Die mutige Auseinandersetzung nach Anerkenntnis unterschiedlicher literarischer Positionen führt die creative writers zusammen. Die literarische Gattungsvielfalt reicht von konkreter Alltagslyrik als Verarbeitung des Au-jour-Seins bis zur Vorbedingung der Zeitlosigkeit unter Verwendung antiker Versmaße und Strophenformen. Diese Spannung hat HRK von jeher fasziniert – und ausgehalten.

Und so kam es zur Ausschreibung der LGO, der »Literarischen Gruppe Osnabrück« in Zusammenarbeit mit der Neuen Osnabrücker Zeitung am 17. 8. 1974: Wer schreibt die besten Gedichte und Geschichten? Literarischer Wettbewerb für unentdeckte Talente.

Jeder Teilnehmer kann 3 Gedichte und 2 Kurzgeschichten in jeweils 3 Ausfertigungen einreichen. Maximalvorgaben: 16 Zeilen für Gedichte, anderthalb Seiten für die Geschichten. Von Heinz Rudolf Kunze kommen die Beiträge: *morgens müde/Liebesgedicht* und die Kurzgeschichten: *Sie hatten das so ausgemacht/Ihre Arbeitshaltung* und:

sturmtauben wollen eine bessere welt
sturmtauben wollen eine bessere welt
sturmtauben
wollen eine bessere welt
schwirren um die kirchtürme
schauen herunter
vor schreck bleiben ihnen
die flügel stehen
sie
fallen
man sammelt sie unten auf
das ist ein geschäft geworden
in spezialitätenrestaurants

*finden wir sie wieder
knusprig zubereitet und
petersilie garniert in sahneseife
verlockend;
an geschmackvollen tafeln
auf patronenhülsen gebettet:
der braten »revolution«
für eine welt die gar nicht besser sein kann.*

Mit »*morgens müde*« sichert er sich die Teilnahme an seiner ersten öffentlichen Lesung am 13. 12. 1974 um 20 Uhr im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück am Heger-Tor-Wall. Am Nikolaustag findet im Hinterhaus des Steinwerks in der Dielingerstr. 13 eine erste Probe in Verbindung mit dem Freundeskreis der Literaten statt.

Der Brief Budkes an den neuentdeckten Nachwuchsautor enthält den handschriftlichen Zusatz: »Außerdem ist Ihr Text »Sie hatten das so ausgemacht« zur Veröffentlichung in der NOZ gegen Honorar vorgesehen!« Die Juroren veröffentlichen dann am 7. 12. 1974 pünktlich die ausgezeichneten Preisträger in alphabetischer Reihenfolge: Gisela Breidenstein, Barbara Broy, Ingeborg Engelhardt-Bergner, Herbert Gottlieb, Heinz Rudolf Kunze und M. de Schulte zu Horst, wobei der eben 18 Jahre alt gewordene Kunze zusätzlich zu einer Lesung geladen wird.

Noch kurz vor seinem Abitur fängt der Schüler Kunze an, seine Fühler in Sachen Literatur weiter auszustrecken, weit über Osnabrück hinaus.

Im Mai 1974 nimmt ein Schreiben des NDR Bezug auf ein Schreiben von Vater Kunze vom 3. 4. mit der Bitte: »Es wäre vielleicht richtig, wenn Ihr Sohn einiges von seinen Arbeiten ruhig einmal schicken würde... So aus der Ferne kann man doch nicht richtig urteilen oder raten.« Der Funke springt bei dem Primaner sofort über. Binnen 14 Tagen erhält das Funkhaus Material (Brief vom 29. 5. 1974):

*Sehr geehrter Herr H.,
anbei die beiden Arbeiten, die ich Ihnen angekündigt habe. Die Mängel der äußeren Form bitte ich zu entschuldigen – Schulfreunde haben mir die Manuskripte abgeschrieben. Es handelt sich also um Laienarbeit.*

Sicherlich ist es nicht üblich, daß ein Autor seine Arbeiten kommentiert. Doch mir erscheinen einige Ausführungen über meine Absichten unbedingt notwendig. Ich glaube, daß sie auch Ihnen einen besseren Einstieg in die Thematik vermitteln.

Der Kurzroman »Fragen an Erwin« entstand Anfang 1973. Damals war ich 16 Jahre alt. Ich fühlte mich durch verschiedene Dinge heraus-

gefordert, ein Buch über meine Generation zu schreiben. Der letzte Anstoß war wohl Salingers »Fänger im Roggen«, den ich als so künstlich und falsch empfand, daß ich einen Versuch machte, ein authentischeres Buch über ein schwieriges Alter zu schreiben.

»impact« schrieb ich von Juni bis Dezember 1973. Die Passionsgeschichte ist auch dem Regisseur Stanley Kubrick gewidmet, dessen Film »Clockwork Orange« ich sah. Dieser Film machte mir Mut zum Ausgestalten von maßlosen Handlungen, von phantastischer Wirklichkeit.

Mit freundlichen Grüßen

Heinz Rudolf Kunze

Im Anhang dann die bisher unveröffentlichten Texte:

IMPACT – eine Passionsgeschichte

Behauptung: Ein Abenteuerbuch heute mit einer Bedeutung, die über pure action hinausgeht, ist möglich. Eine Odyssee heute ist möglich. Nur unterwerfen nicht die alten Götter den hilflos Umherirrenden. Einer kann stellvertretend für alle den fehlerhaften Weg der Menschen gehen. Die Konsequenz, am Schluß zumindest angedeutet: Wer den Mut hat, Schuld auf sich zu laden, kann die Menschen befreien. Nicht erlösen, sondern befreien. Ohne Kreuz.

Erster Teil: Aufbruch. Ein Wortgewitter, pathetisch und zynisch, chaotisch und elegisch. In Bilderhageln und Metapherclustern wird versucht, alles in unserer Welt auf Begriffe zu bringen. »Aufbruch« ist die verfahrenere Geschichte der Menschheit, »Aufbruch« ist das Plasma, aus dem ARTUR hervorgeht, der alle in ihm angelegten Erdsinformationen durchspielt. Wellenförmig strebt »Aufbruch«, drängt den verschiedenen brutalen Brechungen entgegen, die in Form von Nachrichten- und Werbe-codeteilchen alle vorher aufgebauten Gedankengänge atomisieren. Aus diesen entäußerten Wortwelten entsteht ARTUR – ein Monster aus dem Kondenswasser unserer Hirne.

Zweiter Teil: Erster Aufstieg und Fall. Arturs Geschichte beginnt. Ein Odysseus macht sich auf den Weg, schlüpft in die Masken unserer Zeit, trifft Figuren unseres Welttheaters. Ein Superstar läßt Schuld auf sich und flieht.

Dritter Teil: Zweiter Aufstieg und Fall. Artur erfährt mehr über das Geschlecht, für das er steht. Wechselnde Standorte, wechselnde Rollen, das zweite Stardasein – der spürbare Kontakt mit seinen vielen Nebenkörpern. Die Angst davor, daß hinter den Hüllen, die er sieht, nichts ist, wächst ins Un-erträgliche – Kosmovision Kid verübt zum zweiten Mal Massenmord. Alles wiederholt sich.

Vierter Teil: Fluchtweg. Unschlüssiges Hin und Her des gescheiterten Brennpunktwesens. Selfmademan und Outlaw im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Flucht vor der eigenen Vergangenheit. Atemnot.

Fünfter Teil: Aufprall. (=«impact») Das Monster gesteht. erinnert sich. Wagt es endlich, stehenzubleiben. Stellt sich seiner Schuld, der es sich wohl bewußt ist.

Nur ein Wesen, das sich selbst schuldig gemacht hat an der Welt, darf sich anmaßen, die Welt zu befreien.

Impact ist die Geschichte einer Passion.

In ganz eigenwilliger Weise wird hier der Grundstein für die Relationen aller Art gelegt: Gott, Welt und Mensch sind ineinander verzahnt. Die Leiden Christi werden zur Leidenschaft des Menschen. Ein sündloser Messias, der als letztgültige und unüberbietbare Offenbarung schadlos aus dem Jenseits die chaotischen Zustände in der Welt und seinen Menschen bloß touchiert, ist Kunze fremd.

Unweit von diesem Dramenentwurf: Kunzes unveröffentlichter »Fragen an Erwin«-Roman, der hier ebenfalls nur holzschnittartig zur Darstellung kommt:

Sechs Möglichkeiten eines Vorworts zu einem Buch, das man gar nicht schreiben kann, sondern nur andeuten. Begriffsverwirrungen, in denen Sichallzusi-chere befragt und durcheinandergebracht werden. Ergebnis: unsere Begriffe sind im höchsten Maße unklar. Wir sind blind, unwissend, zu nichts zu gebrauchen. Und: Wir sind ungefährlich, weil unpolitisch, wir verlieren uns in überfeinerten, übersensiblen Wahrnehmungsfeldern. Wir wissen nicht, was wir wollen. Nicht etwa, daß wir zu wenig reflektieren: Im Gegenteil. Theoretisch sind wir schon viel weiter, kleine Rangers wie der COSMIC RANGER, in dessen Gestalt und Geschichte wir unsere Angst und Atemnot hineinprojizieren. Fragen an Erwin: Fragen an Ansgar, Jerome, Erwin, an ein unbequemes ICH, aus dem man schlüpfen möchte: Fragen und Anforderungen einer unbequemen Realität, mit der wir gutsituierten Mittelstandsanwörter um die siebzehn nicht allzu viel zu tun haben. Wir versagen.

Dieses Buch ist der Versuch, etwas Glaubwürdiges über die Fäulnis zu schreiben, die mich und die Altersgenossen befällt, die auf Studienplätze oder Inspektorenlaufbahnen warten.

Dann erfolgt drei Monate später aus der Abteilung Kultur eine qualifizierte Absage: Die gemeinnützige Anstalt des öffentlichen Rechts hat beide Textbücher in der Abteilung an eine freundliche Dame weitergegeben, die als

Redakteurin und Lektorin in einer Person die Texte vor allem auf ihre »Verwendbarkeit in unseren Programmen« hin liest – »und von dieser Seite her kann ich Ihnen leider nicht die geringste Hoffnung auf eine Veröffentlichung machen. Darüber hinaus muss ich aber sagen, dass ich von Ihren sprachlichen Möglichkeiten durchaus beeindruckt bin, die authentische Wirklichkeit aus einer sicheren Perspektive abbilden. Sie vermögen zu gliedern und zu raffen, ohne dadurch abstrakt zu schreiben, obwohl mir an manchen Stellen das unbedingte Verharren im Bereich des Sinnlichen ins Rechthaberische abzurutschen scheint (z.B. IMPACT, Seite 16).« Immerhin gibt die kundige Funkhaus-Redakteurin dann in weiser Voraussicht einen Rat, den HRK im März 1975 konsequent in die Tat umsetzen wird: »Es wäre gewiss das Beste für Sie, wenn Sie sich mit diesen Manuskripten einmal an einen Verlag wenden würden; denn dort kann und muss sozusagen professioneller lektoriert werden, als wir Rundfunkredakteure das neben unserer sonstigen ganz anderen Arbeit können.«

So kam es. Kunze hatte und hat immer viel mehr Texte in petto, als von ihm verlangt wurden. Das zeigt ein Blick in den Briefwechsel mit der Redaktion der renommierten Zeitschrift »Die Horen«, dem er eine weitere Liste mit Arbeiten einsendet:

*rosa
ich sah heut abend rosa
sah rosa/rosah
ich glaub es war ein abendhimmel
überwelt/nein es war nur
ein häusermeer steinern starr
mitwelt/nein es war nur
ein löschblattfetzen im rinnstein, wie als verwässertes blut
geronnen – unterwelt
mag es sein was es gewesen sein mag
weiß nicht/doch
auf jeden fall sah ich heut abend rosa
(deine lieben augen?)
Rosa/ja !
rosah*

In liebevollem Wortspiel zwischen träumender Unschuld und erregter Freiheit weitet sich die Pupille des Betrachters spannungsvoll auf eine Affirmation hin. Es dauert eine Weile, bis der Dichter in seinem inneren Monolog Ja sagt zu der oft als optische und semantische Täuschung wahrgenomme-

nen Welt, dem eigentümlich farbenblind anmutenden Changieren zwischen einer Kitsch- und Lebensfarbe und dem Namen eines Gegenübers.

*flügge –
ich bin ein mensch der
gerahmte portraits von sich selbst
über den kopf hält,
skeptisch drunterdurchluchst und fragt:
wie findest du mich*

*ich habe mich befreit
bin nicht mehr länger abhängig
meine verdauungsstörungen haben sich gelegt*

*ich habe mir ein zimmer gemietet
und meine eltern angeschrien
ich gehe täglich hin, mein zimmer besuchen,
schaue hinein, nicke zufrieden, schließe die
tür wieder hinter mir ab. noch wohne ich nicht dort.*

Wie ein Befreiungsschlag mutet die Lyrik des frühen Kunze an, immer mit der gehörigen Portion Selbstdistanz und Skepsis. Der Bruch in der Logik kommt oft in der letzten Zeile. Der kritische Selbstbezug zieht sich wie ein roter Faden durch sein Werk: »Man kann doch zu sich stehen wie man will.«
DW 126

*gesang über die mütter von gefallenen kriegern
sie haben hervorgebracht/es ereignet sich/niedergehauen
es hat berührt/tränennaß/es ist geschehen/unfaßbares /unheil/
es ward ihnen nachricht/die hände in die gesichter gekrallt
es ist geschrei/in der luft*

*sie haben hervorgebracht/es starren die wunden
taufen/es ist totenruhig/auf die grabkreuze blicken
es ist unabänderlich/die augen schließen/es zittern die lider
niedersinken/es schweigt das blutverkrustete schwert
nach gott fragen*

Ein ebenfalls häufig wiederkehrendes Motiv mit ganz unterschiedlichen Akzentuierungen: der Krieg. Durchstreichungen, handschriftlich im Manuskript, als Zeichen häufiger Überarbeitung schon in jungen Jahren. Die

Folgen eines fatalistischen »es gibt, man hat« – die gnadenlose Maschinerie wird mit Bleibuchstaben auf das wehrlose Papier gehämmert.

*Limits/ich- nein,/einer/- nein, irgendwer
Jemand/- nein/mancher/- nein,/man
Du/du auch/oder auch du/bist angesprochen
man sollte.../mancher.../jema.../irgendw.../ein.../i...
es sollte Mut bewiesen werden.*

Ein tödliches Spiel: Verantwortungsdiffusion. Ihm kann man nur entgegen durch die klare Übernahme von persönlicher Verantwortung. Dazu gehört Mut. Und den schreibt Kunze nicht nur hier groß.

*meine generation
schon gelingt es uns nicht mehr
einander länger als erschreckenskurz
auge in auge standzuhalten wenn wir etwas sagen wollen;
und kaum daß wir noch reden
wir öffnen unsre fressensluken
und speien multiwandelbare code-spots;
vom viel zu vielen durcheinander aufgeschnappten
sind memorierbar noch drei fetzen freud
und falsch zitierend decken wir mit seinen lust- und lasterworten
unsre mund- und tatenlose defensive*

*wir sind ein volk verrammelter mansarden
ein pulk von pionieren wo schon andre waren
der bartansatz verbirgt das aufdielippebeißen;
einkotend sich und sein revier markierend
im kriegszustand mit glück – selbstunbefriedigung
sie sitzt uns jämmerlich: die uniform der einsamkeit;
das einzige was für uns noch gemeinsam gilt
ist jede menge schutt als hinterlassenschaft
und mancher wünschte wohl geleert zu werden
wie seine tonne von der müllabfuhr die heut noch funktioniert.*

Geradezu exemplarisch führen die Variationen »schmerz 1–5« die poetischen Grundübungen an einem existenziell wichtigen Begriff vor:

*schmerz 1
bis dahin wo die/blu-/men enden*

*erfüllt der verwunsch/abgeprankt mein
schreireich/ich aufgefunden
blu-/tig zeitsam still*

*in frieden/rothauch der näßt
bis wo der blick mir bricht*

Das Gedicht liest sich wie ein Blues auf Blumen und Blut nach einem schweren Verkehrsunfall, ehe das Verkehrsoffer vom Schreireich der Schmerzen über den Rothauch in das Weiß der Notfallaufnahme des Krankenhauses hinüberdämmert.

*schmerz 2
sezierung was ich bin
mitanfühlenmüssen und*

*wie abgeschämt
die eigenschaften
abgebogen*

*unausstehl
fürchertl
kleinl
widerl
oberflächl
unsachl
schmerz
ich.*

*schmerz 3
ich sehe einen menschen weinen/und trinke ein bier
ich höre mehrere menschen hoffnungslos streiten/und trinke
ein bier
ich rieche daß der tod vieler menschen in der luft liegt/und trinke
ein bier
ich lese bei klarem verstand daß auch ich zum todeskampfeitalter
gehöre
und trinke ein bier
ich wußte schon immer ich wie und es steht mir vor augen
daß bier mich nur umbringt/und ich trinke ein bier*

Die Abgestumpftheit gegenüber dem Leid des Nächsten liest sich wie eine hilflose Transaktion des suicidal man mit seiner immer dumpfer werden- den Wahrnehmung seiner Welt. Wie ein Spaziergang zwischen Palliativstation, Psychiatrie und Entziehungskur werden letzte Schmerzbetäubungen protokolliert:

schmerz 4
zeitdruck/zwingt zur liebe/happenweise
besitzen die traurige frau/erregt/an liebestränen glauben
komm her du reizfleisch/fügsam schnurrt/die vernaschkatze

und

schmerz 5
das sonstloch:/
natürlich gibt's/für uns/nur eins/was/(denn)/sonst?
so das wärs/wohl/war sonst/(etwa)/noch was?
DEMUT!/sonst:/(- - -)

»Die für Ihr Alter erstaunliche Begabung ist offensichtlich« schreibt ihm die Redaktion »Die Horen« aus Hannover-Herrenhausen, die die Londoner Times immerhin als eine der gescheitesten und konsequentesten unter den Zeitschriften in Deutschland zu rühmen weiß. Er behält sich sogleich drei Gedichte zur Veröffentlichung zurück und weitere Zusammenarbeit vor. Sie entstammen dem Band Gedichte und Kurzgeschichten »1973/74« mit ca. 80 DIN-A4-Seiten (unveröffentlicht):

jeans

graublau verwaschen verwichstes potenzgewebe
der stoff auf den man sich verlassen kann
der stoff in dem man aussieht/wie
jeans sind ein gerücht/einer fängt an alle welt macht mit
eigentlich/gibt es wohl gar keine jeans (?)

alle kniekehlen sehen gleich aus
in jeans/und alle ärsche
und alle hodenballen/zieht die jeans aus leute
zieht sie aus/ihr wollt doch
keine uniformen oder
Es folgt:

morgens müde

*heute fröhschicht fünf uhr aufstehn aus den
federn kleine augen knappe mahlzeit kauend radio
in den mantel wenig worte aus der haustür
grauer morgen nasse nebel rauf aufs fahrrad
kalte straßen matte lichter das fabriktor
massenschlucker wortlos umziehn in die hallen
ran ans fließband rhythmisch rucken stunden schleichen
auskeuchpausen stumme griffe steife hände tote blicke
taube ohren feierabend aus den hallen wortlos umziehn
massenspucker das fabriktor matte lichter kalte
straßen rauf aufs fahrrad nasse nebel grauer abend
durch die haustür wenig worte aus dem mantel kauend
fernsehn warme mahlzeit kleine augen in die federn*

ich:du

ich:

du:

ab und anrede

hin und widerspruch

blamabel was wir faseln

der manchmalige wunsch nach nacktheit – ich:

nehme mich in den mund

spreche mich aus doch immer gerade dann

willst du nichts hören willst nichts sehen

*zurrst deinen mantel fester keiner sieht mehr ein stück haut von
dir*

worte quälen sich

aus uns heraus ab und zuhälter

von sich spreizenden gemeinplätzen bin – ich:

bist

du:

»reich mir deinen mund zum kuß und ich:

beiß hinein weil ich hungrig bin«

*»leg deinen körper erwartend nieder und ich:
wähle mich stumm in dein zittern«*

ich: du: liebe von mal zu mal

Kunze schickt sich indessen trotz der Vorbereitungen auf das Abitur an, dem Jugendfunk des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg seine Aufmerksamkeit zu machen.

Seinen Lebenslauf für die Anthologie gibt er so an:

HRK geb. 30. 11. 56 Espelkamp/Mittwald. Aufgewachsen in Lengerich/West., Alteppeccardie (Grafschaft Bentheim), Bad Grund (Harz) und Osnabrück, da der Vater, Lehrer, viel versetzt wurde. In Osnabrück Besuch des GSG [Graf-Stauffenberg-Gymnasium, Anm. d. Vf.] , Abitur im Frühjahr 75. Regelmäßiges Schreiben ab 1971, bis jetzt 3 Gedichtbände, Kurzprosa, 3 Romane, 2 Stücke, alles Versuche, die Probleme der eigenen Generation aus der authentischen Position der Gleichaltrigkeit zu formulieren.

Wie auch immer: In seinem letzten Schuljahr hagelt es ab März 1975 aus der Amelungstr. 21 ein Bleigewitter an rund ein Dutzend Verlage und Redaktionen. Nun geht es um den Willen zur Veröffentlichung, Aufbruchsstimmung. Half shy, half assertive – halb scheu, halb angriffslustig.

»Ich bin Abiturient und 18 Jahre alt. Diese Tatsache möchte ich weder als eine Art Entschuldigung für mangelnde Erfahrung noch als »Aufhänger« verstanden wissen – jedenfalls schreibe ich und glaube, daß mein Alter die Formen und Inhalte meiner Arbeiten wesentlich bestimmt und darum am Anfang dieses Schreibens stehen muß.

Meinen ersten Roman schrieb ich mit 16. Ich hatte Salingers »Fänger im Roggen« gelesen und fand es entsetzlich, wie in diesem Buch ein Erwachsener sich in die Gedanken und die Sprache eines Jugendlichen hinein-quält. Ich wußte, daß ich einigermaßen treffsicher formulieren kann. Ich machte mich daran, selbst ein Buch über die Probleme von Jugendlichen zu schreiben, authentisch und aus der Gleichaltrigkeit heraus: »Fragen an Erwin« liest sich sicher unerfahren und roh, unbehauen: Hinter seiner Absicht stehe ich aber auch jetzt noch, mit 18.

Nach diesem Roman entstanden weitere Arbeiten: Ein Gedichtband, der Versuch eines umfangreichen lyrischen Romans (den ich in seiner jetzigen Form als gescheitert betrachte, aber wiederaufgreifen möchte), auch zwei Stücke, ein weiterer Gedichtband und ein neuer Roman. Um den zweiten Gedichtband und den zweiten Roman geht es mir hier. Beide Arbeiten

wollen – wie alle anderen – nicht mehr und nicht weniger als die Probleme des nunmehr 17- bzw. 18jährigen aufzeigen. (...)

Meine Sprache ist nicht oft betont »lyrisch«, glaube ich. Der Hermetismus liegt mir nicht. Meine Gedichte und Geschichten lesen sich meist offen, setzen keine große Metaphernkenntnis voraus. Ich möchte, daß sie auf viele Menschen wirken.

(...)

Hiermit frage ich bei Ihnen an, ob Interesse besteht, den oben beschriebenen Gedichtband und Roman von mir zugesandt zu bekommen, zu beurteilen und eventuell zu veröffentlichen.

HRK (Anm. d. Vf., Unterschrift in roter Tinte)

Was geht in dem jungen Mann vor? Selbstbewusst drängt ihn seine Berufung zum Schreiben nach außen, zu einer möglichst großen Leserschaft zunächst. Er weiß über sich, dass er keine Scheu vor der Sprache hat, im Gegenteil, er kennt seine Begabung für treffsichere Formulierungen. Er hat sehr wohl seine Peer Generation im Auge, also die Gleichaltrigen, möchte aber von vornherein weder ein postpubertäres Gewusel und Geschreibsel zu Papier bringen noch irgendwelche Gefühlsschwelgereien auslösen. Er will verstanden werden, und zwar von möglichst vielen. Authentizität ist sein Markenzeichen, auch wenn er in zahlreichen literarischen Rollenspielen in unterschiedlichen Perspektiven und Menschen je und je neu seine potenzielle Hörerschaft zu erreichen sucht. Der Primat der Literatur und damit der Vorrang des Wortes vor der Musik wird den musikverwöhnten Kunze-Hörer zunächst verblüffen.

Wer nun sollten die potenziellen Geburtshelfer seiner avisierten Literaturkarriere sein? Hier nur ein Auszug aus der Liste der Verlage: Suhrkamp Verlag (Antwort innerhalb einer Woche, 17.3.1975) werden »Proben aus Ihrem umfangreichen Manuskript erbeten« und schon bald darauf erfolgt eine schmerzliche Absage. Dr. G. H. ist »recht angetan. Nur können wir zurzeit an eine mögliche Veröffentlichung nicht denken, da die Planung für die kommende Zeit uns keine Lücke mehr lässt. Wir können Ihnen also im Augenblick nur raten, weiter zu schreiben und mit Ihnen hoffen, dass aus diesem Anfang noch mehr werden wird.« – Enorm konstruktiv muss die Rückmeldung vom Verlag Kiepenheuer und Witsch gewirkt haben, die von Kunzes Lyrik ebf. sehr angetan ist. (14. und 25.3.1975) Bei seinen Prosastücken heißt es: »Schreiben kann man tatsächlich nur, wenn man sich selber ganz auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt hat. Erst dann kann man auch über andere schreiben, die man ja nur über sich selber verstehen kann... Sie stehen gleichsam vor der Tür, durch die Sie

unbedingt hindurch müssen. Das heißt aber: Es muss etwas mit Ihnen passieren, wenn Sie ein wirklicher Autor werden sollen... Ein Tipp: Sie müssen ganz radikal vor allem mit sich selber umgehen. Das tut man allerdings nur, wenn man gar nicht anders kann. Ob Sie unter solchem Erfahrungsdruck stehen, weiß ich nicht.«

Unterdessen erscheint in den Osnabrücker Nachrichten eine *Probe des Schaffens*, genauer gesagt zwei:

*Das wort liebe
ich habe es zu hause stets angetroffen
sie sei mir unaufhörlich angediehen
sagte man mir*

*ich habe es eines tages nicht mehr gemocht
so wie ich es kannte
und woanders gesucht*

*ich habe mich damit irreführen lassen
hereinlegen belügen einschläfern lassen
und wurde böse auf das wort*

*dann habe ich es bei dir gefunden
auf deinen lippen ruhend
du sprachst es nicht du atmetest es*

dir hab ich das wort geglaubt

Der junge Autor mit Brille, Schnauzbart und gescheitelterm Haar beabsichtigt folgerichtig ein Studium der Germanistik und beschreibt seine eigene Arbeit als »*Versuche, die Probleme der eigenen Generation aus der authentischen Position der Gleichaltrigkeit zu formulieren*«:

*siebzehn
als ich dann auf einmal siebzehn war
sah ich in den spiegel
hörte tonbänder mit meiner stimme ab
und merkte mir nichts an*

*ich dachte über die vergangene zeit nach
die geleerten flaschen die gedanken*

*die umarmungen
und schwer bekam ich ordnung hinein*

*doch dann sah ich auf das was ich niederschrieb
sah genauer hin
lächelte über meine zeilen
und verstand mich annähernd.*

Die Grafschafter Nachrichten bringen »Das Protokoll«, eine minutiös erzählte Kurzgeschichte des Schülers Hegekötter, der irgendwie durch den Wind war, als er das Stundenprotokoll für den gestrengen Lehrer Dr. Mergelmann anfertigen soll. Was sich eingangs beinahe wie eine angstbesetzte Horrorvision vor einem Militärverhör anhört, entpuppt sich erst im Erzählverlauf als Schulgeschichte eines hypersensiblen, pflichtbewussten, voller Skrupel und Unsicherheiten steckenden Menschen. »Sie packen mich und knebeln mich und dann legen sie mich lebendig ins Grab.« – Die irrationale Angst des ersten Satzes wird von Kunze in einem akribisch geschilderten Denk- und Handlungsverlauf nachempfunden und in einem die tiefe Selbstverunsicherung des Schülers umwandelnden Umschwung zu einem besonderen Schluss gebracht. Die Zitterpartie endet ungewöhnlich: Der Schüler »flüsterte, daß er das Protokoll der gestrigen Sitzung nicht habe anfertigen können, und ob es nicht möglich sei, daß er statt dessen die nächsten beiden fälligen Protokolle anfertige. Dr. Mergelmann lächelte versöh[n]lich, klopfte Hegekötter auf die Schulter und sagte, daß das in seinem Falle doch wirklich keine Rolle spiele. Hegekötter hielt die Luft an, um nicht Dr. Mergelmann ins Gesicht hinein aufzuatmen. Zusammen betraten sie die Klasse. (...)«

Zwischenzeitlich kommt es dann auch zur Ankündigung seiner ersten Rundfunksendung im Rahmen von »Junge Autoren im Gespräch«, in der NDR III in seinem Programm den 18-jährigen »Heinz Rudolf Kunze, der Mitglied der Literarischen Gruppe Osnabrück ist«. [NOZ 17.5.75]. M. S. vom NDR in Hamburg aus der Rothenbaumchaussee Hauptabteilung Wort/Jugendfunk findet ohnehin, »dass Ihre Texte mir auf Anhieb als sehr geeignet für eine künftige Sendung erschienen« [Brief vom 15. 5. 1975].

Noch ist Kunze ganz im Fahrwasser des Literaten, des Poeten, des Schriftstellers. Verräterisch der rot durchgestrichene Satz in einem Briefentwurf vom März des Aufbruchjahres 1975. Kunze meint von sich, seine Sprache sei nicht oft betont lyrisch, Hermetismus läge ihm nicht und dann: *Sie haben zweifellos etwas vom Charakter eines Popsongetextes, stellenweise. Ich möchte, daß sie auf viele Menschen wirken.*

Frühe Fragmente legen davon beredt Zeugnis ab, welche Sprache er zu sprechen sucht:

*Schärfe deine Sprache
Ich habe alles Mögliche getan, dir zu entsprechen,
sagst du/und ich sehe im Schriftbild deiner Gedanken
die Lüge/in Wahrheit hast du nämlich nur
alles mögliche getan/
und manche Möglichkeit, es recht zu tun, noch ausgelassen*

*schärfe deine Sprache, schärfe dich
verwischen gilt nicht
ich kann in dir lesen –*

Immer wieder setzt er in Beziehung, sich, den Leser und die Leserin, schafft gedankliche Spiel- und Denkräume. Einmal ganz persönlich, wie in:

*(von gila und mir, zwölf uhr nachts:)
es gibt mehrere wahrheiten/mich
und dich/und uns
– das sind schon drei.*

Die erste Hörerin des frühen Dichters ist seine spätere Frau Gisela Friederike, genannt Gila, geb. Hermann, aus Dortmund.

*sie weiß ein wort/wenn sie es flüstert, falle ich
falle ich tief und weich/
und freue mich über den fall wenn ich schmelze
und freue mich über den schoß wo ich wieder zusammenlaufe

ihre augen beschicken mich/mit einem warmen gesunden strahl

von ihren lippen fließt ein hauch/aus licht und zärtlichkeit.*

In unbeschreiblich-beschreiblich gewordener Zärtlichkeit bleiben diese Worte in eigentümlichem Fluss, gerinnt die Liebe nicht, vermeidet das Klischee. Dagegen weiß Kunze sich schon früh abzugrenzen:

... besser zu lieben. eindringlicher.

*doch ihnen fehlt/die zusatzdrüse mit dem saft
der ihnen eingibt was zu tun ist*

*wenn man sehnsucht hat/wenn sie sagt ich liebe dich
wenn man ein kind macht*

*sekrete sind so stumm/ohne zusatzdrüse seid ihr
nichts als armselige saftsäcke*

Die Sprache der Liebe verlangt nach Schärfe. Gleichzeitig aber geht es um eine Sprache der Liebe mit Struktur. Die nüchterne Bestandsanalyse des Vorhandenen, die Macht des Faktischen, mit der wir so oft nicht zu recht kommen, darf mit der Schärfe des Wortes, ja muss in Klarheit und Wahrheit und Wachheit ans Licht gezogen werden. Es gilt, Verantwortung zu übernehmen – für seine Träume, für das Übernommene, für das Kommende und für die Gegenwart – Erbschaft der Zeit:

*» ... der mir zeit meines lebens etwas vormachte
ist nun fast nachäffbar geworden
in seinen verzweifelten verbitterten besonderheiten
der mir mit offenen augen einen traum als wirklichkeit versprach
als meine spätere wirklichkeit
die er zu bereiten helfe
ist angekettet ist kränklich geworden in seinem schrillen traum
der zu mir von familie sprach
und von zusammenhalt
ist oft nun bemüht die wärme und geborgenheit zu sprengen
weil sie sein graues haar ansengt und ihn erstockt
ich sehe einen alten mann weinen*

Deutlich ist zu spüren, wie ein junger Mann erwachsen geworden ist. Es kommt die Zeit, wo die Autoritäten zu wanken beginnen, die Demontage der Vorbilder dringlich wird, die Ablösung durch Schmerz und Verletzung die häreneren Vorsätze der Väter und Mütter zum Sprachvöllzug wird. Kunzes Antennen für den Jedermann sind stets ausgefahren und repräsentieren mögliche Situationen des Lebens als letzte Gelegenheit, die ein Dichter kraft seines Vorstellungsvermögens akribisch beschreiben, verallgemeinernd schildern oder überpointiert darstellen kann, ohne selbst diese Wirklichkeit »erlitten« zu haben.

Im Anfang war bei Kunze das Wort. Und das Wort war bei Kunze.

Das gehörte, gesprochene, gefühlte, nicht gesagte, geschriebene, verkündigte und – das gesungene Wort.

Der Gang des Lyrikers Kunze an die Öffentlichkeit lässt sich nicht aufhalten. Noch in dem ereignisreichen Jahr von Kunzes Reifeprüfung veröffentlicht Ulrich Klein in PRAXIS DEUTSCH 11/75 Lyrische Texte. Unterrichtsmodell Sekundarstufe II.: »Textvariationen zum Thema »Müllplatz«.
In den Gedichten Müll 1, Müll 2, Müll 3, Müll 4 variiert der Wortklempner Kunze am Beispiel Konsum und Abfallproduktion geschickt an für ihn damals schon höchst brisanter Problematik. Z.B. Müll 1:

s
s c u
sc h t a
ch u t bl
s hutta la
schuttablad v
huttablade e
schuttabladenve r
chuttabladenver bot n
schuttabladenverb ote v
schuttabladenverboten e b
uttabladenverbotenve r o
huttabladenverbotenver b t
uttabladenverbotenverb o t e
chuttabladenverbotenverbo te n
schuttabladenverbotenverboten ver

Im wohl ersten abgedruckten Interview antwortet Kunze auf die Frage, warum er schreibe:

Ich schreibe für mich selbst, erst in zweiter Linie für andere. Ich möchte mit dem Schreiben ein wenig »aufrauen«, damit die Welt nicht zu selbstverständlich wird (...) Ich schreibe auch Kurzgeschichten, die skurrile Alltagsmomente einfangen. Ich gehe aus von einem skurrilen Moment und möchte dann Entwürfe von der Welt setzen, wie sie sein sollte. Ich habe da zum Beispiel eine Kurzgeschichte, in der es darum geht, daß ein Lokalpolitiker, bedingt durch

ein Telefongespräch mit Ausgeflippten, plötzlich sein Mandat niederlegt. Ich schreibe auch Lyrik, auch hier wieder Jugendprobleme, Liebesgedichte oder auch mehr gesellschaftskritische Motive, auf Jugendliche bezogen.

Wie er schreibt?

Ein Wort läßt mich nicht in Ruhe, ein Gedanke, eine Redensart. Das ist der Initiationspunkt. Ich stelle nicht mehrere Fassungen des Gleichen her. Ich arbeite mit Bleistift an einer Fassung, langsam. Bei Änderungen wird radiert, das bezieht sich aber nur auf einzelne Redewendungen, ich ändere nicht häufig. Wenn die Arbeit am Text ins Stocken kommt, lege ich ihn in die Ecke. Nach einer gewissen Zeit, in der mir der Text keine Ruhe läßt, wird weitergearbeitet.

Welchen Leser er sich wünscht, kann der Jungliterat präzisieren:

Er sollte so alt wie ich sein. Vertraut mit den Problemen, weltoffen, clever. Oder wenn es ein Erwachsener ist, dann mit der Mentalität, die man sich von einem Lehrer wünscht, nämlich die Bereitschaft, auf Probleme der Jugendlichen einzugehen. Elitäre Haltung ist von mir nicht beabsichtigt. Der Leser tritt mit mir in einen Kommunikationsprozeß. Beim Lesen kontrolliert er meine Schreibhandlungen, so wie ich mich bemühe, seine Welt zu treffen, die ja auch die meine ist. Ich kann allerdings nicht in einer Gruppe schreiben. Einen Rest von Individualismus möchte ich bewahrt wissen.

Lange vor BSE-Skandal, Butterberg und Nahrungsmittelskandalen wittert der Schulabgänger, woher der Wind der Konsumgesellschaft weht. Pointiert die für den Oberstufenunterricht verwandte Variante Müll 4:

*große ereignisse
sind für mr. Konsum
nur große aneignisse
und die
werfen ihre schatten nicht voraus
sondern hinter sich
zu haufen auf: schutttschatten
nichts sind alle maulwürfe
gegen einen mr. Konsum.*

Der Verzicht auf überflüssige Worte begegnet immer wieder. Beim Blick über die Schulter des Germanistik- und Philosophiestudenten in die Schreibwerkstatt fällt auf, dass er durch geschickte Weglassung Klischees vermeidet, Spannung zwischen den unendlich vielen Bildern aufrechtzuer-

halten vermag. Plattitüden und flache Anspielungen unterhalb der Gürtellinie bleiben nicht ohne Möglichkeit einer Reaktion für das Publikum.

Die unterirdischen Gänge, die die Literarische Gruppe Osnabrück gegraben hat, finden ihren Weg ins Freie: Nach fünf Jahren Untergrundarbeit gründet man im Oktober 1975 einen Verein, gibt eine Anthologie heraus: »Osnabrücker Autoren – Lyrik und Prosa« [hg. V. Gudula Budke, Verlag Wilfried Th. Sieber, Bünde] wird erst im Kulturgeschichtlichen Museum vorgestellt. Kunze ist hierbei mit *Es gehört schärfer gedacht, supernova, Antagonie und Schärfe deine Sprache* dabei.

Nun aber mehren sich die Anzeichen für eine neue Ausdrucksplattform. Kunze selbst gleitet vernehmlich in einen anderen Aggregatzustand, vielleicht mehr sogar noch seine Worte und entstehenden Werke. Zum geschriebenen und gesprochenen Wort gesellt sich mehr und mehr der Anspruch des Dichters, seine kristallinen Texte zu verflüssigen. Musik und Dichtung kreuzen sich erstmals in seinem Brief vom 7.12.1975 an den Bayerischen Rundfunk in München signifikant:

*Betr.: Meldung zur Teilnahme an der Sendung »Alles oder nichts«.
Hiermit bewerbe ich mich um die Teilnahme an der Sendung »Alles oder nichts« zum Thema: Die Rockszenen der letzten 10 Jahre. Ich meine dieses Thema zeitlich so eng eingrenzen zu können, weil sich in diesem Zeitraum musikalisch so viel ereignet hat, daß es durchaus eines profunden Wissens bedarf, um von sich sagen zu können, daß man sich auskennt.*

Dieses Wissen erwarb ich mir durch das Studium englischer und deutscher Musikzeitschriften, regelmäßigen Konzertbesuch, eigene musikalische Praxis (Organist in einer Amateur-Jazz-Rock-Gruppe) sowie durch eigene Kompositionen und Texte. Im Sommer 1974 lernte ich in England die (inzwischen aufgelöste) Bluesrockband »Groundhogs« persönlich kennen. Im ausführlichen Gespräch bestätigten mir die Musiker meine Sachkenntnis.

(...)

Mit freundlichen Grüßen H.R.K.

Auch in politischer Hinsicht kommt es bereits im ersten Studiensemester zu folgenreichen Anfängen bzw. einer Kreuzung mit seinem souveränen Sprachgebrauch:

Kunzes kleiner Ratgeber für den Fall, daß Ihnen ein Protestler mit einem Packen Flugblätter beim Einkaufsbummel in die Quere kommt

1. Wenn möglich, eine andere Straße nehmen, die auch zum Ziel führt.

2. Wenn das nicht möglich, entweder das Vorgehabte aufgeben oder wie folgt:
 - a. Bei Annäherung der Protestlers bücken und an den Schnürsenkeln herumhantieren. (Ist aber riskant, da der Protestler möglicherweise abwartet, bis sie fertig sind. Sie wissen ja: Diese Leute vernachlässigen ihr Studium, um andere Mitbürger zu belästigen.)
 - b. Bei Annäherung eines Protestlers schnell ein Geschäft betreten und abwarten, bis der Protestler verschwunden ist. Der Geschäftsmann hat Verständnis für sie.
 - c. Bei Ansprache durch einen Protestler so lange Taubheit vorschützen (auch nicht die Geste des hingehaltenen Flugblatts verstehend), bis sich der Protestler resignierend dem nächsten Passanten zuwendet.
 - d. Bei Ansprache durch einen Protestler wissend dreinschauen und sagen: ›Ich weiß Bescheid, Genosse.‹ Nach diesen Worten aber zu Hause unverzüglich den Mund spülen.
 - e. Für den Souveränen: Protestler mit aller Gewalt eins in die Schnauze schlagen und behaupten, daß er angefangen habe. Es finden sich mit absoluter Sicherheit Zeugen, die das bestätigen.
3. AUF KEINEN FALL IN EINE DISKUSSION EINLASSEN. Sie dürfen sich nicht aufregen. Sie dürfen nicht durcheinandergeraten.

Anmerkung: Diese kleine Studie ist als ein Versuch zu betrachten. Der Verfasser ist sich des provisorischen Charakters seiner Arbeit bewußt. Für weitere, ergänzende Anregungen wäre er ausgesprochen dankbar. Die Methoden der Infiltrierer werden immer raffinierter. Demgemäß müssen auch wir immer raffinierter werden. Wir: Das sind bisher noch wenige. Einige wenige, die es in sich haben. Kommen Sie doch zu uns. Passiv versteht sich. Mehr wollen wir ja gar nicht von Ihnen. Bequem, nicht wahr? Sie brauchen die Zukunft nicht mitzugestalten. Das machen wir für Sie.

»Kurz Schluß« des Fachschaftsrates Elektrotechnik. [Nummer 4. Februar 1976, S. 2]

Während an der Universität sich die Vereinigten Deutschen Studentenschaften für die Abschaffung des Numerus clausus, für die Einstellung aller Lehrer, gegen Regelstudienzeit und verschärften Konkurrenzdruck, gegen Berufsverbot, für verbesserte Drittmittelkontrolle und für die Abschaffung der Vetorechte der Hochschullehrer einsetzen, setzt Kunze andere Akzente:

*Rar sind die Fische
So viele
Angeln mit Ausrufezeichen*

*Als Haken
Und Schimpfen:
Die Lösungen beißen heuer nicht.
Sie sollten einmal
Fragezeichen ausprobieren [15. 1. 1976]*

In krass leuchtendem Orange zeigt Kunze seine erste Synthese von Literatur und Musik mit einem Dokument erster echter Männerfreundschaft an:
Literarische Gruppe Osnabrück in Verbindung mit dem Kulturamt Osnabrück

Dichtung und Musik

Heinz Rudolf Kunze: »mücken und elefanten« (lyrik und lieder)

Michael Franke: »Alte deutsche Lieder« (Deutsche Folklore)

Gitarren, Banjos, Mundharmonikas, Tonbänder etc. im Kulturgeschichtlichen Museum Osnabrück am Mittwoch, 18. 2. 1976, 20 Uhr. Eintritt 2 DM, Schüler und Studenten: 1 DM.

Die Presse reagiert mit »Wohlgespitzte Pfeile« [NOZ 20. 2. 76]: »Hatte Michael Frank(e) eben den Zauber alter deutscher Lieder heraufbeschworen, so riss Heinz-Rudolf Kunze mit aggressiven Texten die Hörer jäh in die Gegenwart.« – »Recht unbequem gibt sich Heinz-Rudolf Kunze. Seine Aggressivität, die sich bisweilen bis zur Obszönität steigert, und sein scharfer Verstand machen vor nichts Halt. Texte und Songs zur Gitarre, wohlgespitzten Pfeilen gleich, richten sich mit ungeheurer Treffsicherheit gegen Spießbürgerlichkeit, Kriege, Konsumdenken und Klassenkampf. Kunzes Texten, von Lichteffekten begleitet, sind sowohl die Attribute sozialkritisch, politisch als auch revolutionär und surrealistisch zuzuordnen. In ein bestimmtes Schema pressen kann man den 19-Jährigen mit Sicherheit nicht.«

Es beginnt die Zeit der verzweifelnden Einordnungsversuche des jungen Künstlers, die ihn bis auf den heutigen Tag zu verfolgen scheinen. Die Lesung, die eine »Singung« (Thiele) war, charakterisieren Kunze als wortgewandten Gitarrenspieler oder gitarrenkundigen Wortspieler [21. 9. 1976] »19 Jahre jung, Student der Germanistik und Philosophie in Osnabrück ... Er selbst möchte als »Störfaktor« gesehen werden. Leise, fast unauffällig, jedoch gut nuanciert ist sein Vortrag. Er zwingt den Zuhörer zur Konzentration auf seine Worte, die einen umso nachhaltigeren Eindruck hinterlassen. Seine Thematik ist der Mensch allgemein. Sozialkritisches Engagement blitzt hier und da durch.«

Heinz Rudolf Kunze hat nun die Sicherheit für seinen ersten Solo-Auftritt gewonnen, stattfindend in der Lagerhalle Am Heger – Tor Rolandsmauer »Heinz Rudolf Kunze. Lyrik & Gitarre« am 2. 1. 1977. Schon einen Monat (s. Zitat) zeigt er stolz der Osnabrücker Presse an:

Am Mittwoch, dem 23. Februar 1977, um 20.00 Uhr findet im Kulturgeschichtlichen Museum am Heger-Tor ein Lyrik- und Liederabend unter dem Titel »Kopfschmerzen« statt. Der Autor und Interpret, Heinz Rudolf Kunze, Mitglied der literarischen Gruppe Osnabrück, erhielt durch einen literarischen Wettbewerb der NOZ Gelegenheit zur Veröffentlichung seiner Arbeiten. Danach folgten u.a. Auftritte in Köln, an der Universität Münster und eine Rundfunksendung im NDR. Dem jugendlichen Publikum werden die Abende vor vollem Haus im Museum und in der Lagerhalle gewiß in Erinnerung sein.

Der Sprung zum Achtungserfolg ist geschafft. Der Name ist immer schon Programm.

Er geht seine eigenen Wege. Manchmal auch mit Partnern. »Goethe über dem Abgrund« realisiert mit seinem technischen Mitspieler Matthias Westing. Die Presse rätselt: »Warum nur Negatives?« Kunze sagte, dass er sich nur so äußern könne, Glücksgefühle auszudrücken sei ihm nicht notwendig. Der Eindruck vom Autor ist der eines sehr begabten Menschen, dessen Sprach- und rhythmisches Gefühl sich überströmend äußert. Brokdorf und Kapitalismus, falscher Sozialismus und Giftgas, bürgerlicher Mief und Dortmund-Nord sind Themen, die er mit geballter Leidenschaft darstellt.

Der Sommer geht neben dem Studium einher mit Kontakten zum Musikwettbewerb »Folk im Sender – FIS« beim Westdeutschen Rundfunk in Köln. Nun bekommen die Texte immer häufiger Beine gemacht durch die Töne. Kunze bietet *eine erste tracking list* in einer Art Heimwerker-Playbackverfahren an, bei der er alle Instrumente selbst gespielt hat und ein Freund die Technik betreut hat:

1. Die Außenseiter (2 Egitarren, Bass, Bongos),
2. Der Morgenstern (Epiano, Orgel, Bass, Klavier, Perc.),
3. Dortmund-Nord (Gitarre, Harmonika, Orgel, Xylophon, Mandoline, Geige, effects),
4. Eines Tages (Gitarre, Epiano, Bongos, Bass, Perc.),
5. Das ist ja wie im Film (Gitarre, Egitarre, Orgel, Harmonika),
6. Klarschiff zum Tauchen (Gitarre, Epiano, Orgel, effects),
7. Leviathan (Gitarre, E-gitarre, Klavier, Bass, Bongos),

8. Das erste Lied von Herrn Daumen (Gitarre, effects),
9. Folgen Sie mir weiter (Klavier, Orgel, Bass). [Brief 10.6.78].

Von richtungsweisender Bedeutung ist die Begegnung mit dem Kommilitonen und Mitstudienstiftler Robert Jaroslawski. Der Physiker, Jg. 1955, der gelegentlich Gitarre spielt, inspiriert Kunze gleich drei Abende hintereinander zu Auftritten im Schwarzen Café in der Kantstr. 148, jener Ikone der alternativen, subversiven 68er-Szene, in dem man noch heute rund um die Uhr frühstücken kann: Kunze & Jaroslawski. Klartext. Lyrik & Lieder. Bereits im Mai sind die beiden gemeinsam in Osnabrück unterwegs, zunächst als: *Provinzriesen machen Musik* läutet die neue Ära ein im »offene kunsthandwerkerhaus«, Große Gildewart 14 (»Live im o.k. 14«), anschließend im Ledenhof, sodann im Dominikanerkloster am Reißmüllerplatz. Nebenbei auch Kunzes erste dienstliche Berührung mit der GEMA Oldenburg.

Es gehört zum Elefantengedächtnis Kunzes, dass ausgerechnet der *Hausierer* beim Projekt Litfasssäulen-Plakatgedichte gut abschneidet: eine »Poesie der Verblüffung«, die gelingt:

*Ich öffne –
okay, ist gelaufen, sagt sein Gesicht, schon
ehe er anfängt zu sprechen,
er liefert die buckelnden Wörter ans Messer,
strafgefangen, Praktikum,
selbstverdientes Studium, ich kaufe ihm
nichts ab, das Stichwort,
mein Türrahmentrippeln hört auf,
nein danke, ich möchte das
erklären, er kauft mir
nichts ab, wir sind gut
versorgt, das weiß er, während ich
rede und rede, klingelt er schon
an der Nachbartür
[vgl. Nicht daß ich wüßte, 108]*

Mit Tom Kannmachers Folk-Konzert während der Ausstellung der irischen Drucker in der Dominikanerkirche hinterlässt Kunze bereits erste Spuren in den Werken anderer Künstler. Tom Kannmacher, der »Vater« eines Kinderfamilienhauses in Wermelskirchen und Freund Mick Frankes, kann zwar nicht auf dem Seil tanzen. Sonst aber übertrifft der laut Kunze extrem alternative Öko mit kauzigem Vollbart und liebe Kerl die mittelal-

terlichen Musikanten deutlich. Er hat selbst eine neue Art von Leier entwickelt, ein Mittelding von Tanzleier und Konzertleier mit mancherlei neuen spieltechnischen Möglichkeiten. Dieses Instrument setzt er nun für eigene Kompositionen ein, die nach lyrischen Gedichten von Heinz Rudolf Kunze entstanden sind.

Die Jahresausstellung des Bundes Bildender Künstler für Niedersachsen (BBK), Gruppe Osnabrück, bringt im Herbst eine neue Ausdrucksplattform für das Multitalent Kunze: die Verbindung des Wortes mit der Kunst: »Hervorzuheben wäre Martin Kester, der sechs Zeichnungen mit Gedichten von Heinz Rudolf Kunze (Literarische Gruppe Osnabrück) zeigt, künstlerisch wertvolle Blätter, in denen Grafik und Gedicht sich in einer einzigartigen Symbiose vereinen« (Gudula Budke; Bestandsaufnahme: 21 u.a.).

Kurz vor Kunzes Gang zum Standesamt in Osnabrück am 28.12.1979 erscheint eine zweite Osnabrücker Anthologie mit Beiträgen der Literarischen Gruppe unter dem Titel »Schreibfreiheit« mit »ironisch sarkastischer Selbstbespiegelung«. Es ist ein früher, älterer Text Kunzes, der in einer Art Vision eines jungen Studenten so etwas wie eine vorweggenommene Midlife-Crisis als Enttäuschungsprophylaxe artikuliert:

Bestandsaufnahme

*Es gab mal Zeiten, wo die Brüste unsrer Mädchen
noch kein Geheimnis waren, kein Privatbesitz,
wir wußten alles voneinander, nicht wie heute,
wo man vereinzelt auf der Dauerdame schwitzt;
wenn wir uns jetzt mal treffen, spielen wir Verstecken.
Gefall'ne Würfel sind ein idealer Schutz.
Wir brauchen stundenlang verschwiegene Toiletten
zur Atemübung und zum Spiel mit etwas Schmutz.
Es spielen immer öfter Gruppen, die wir mögen,
in unsrer vollgefressen, geisteskranken Stadt.
Doch wir verzichten auf den Anblick unsrer Helden,
weil uns Enttäuschung unverhofft verbittert hat:
sind sie denn wirklich schon so abgrundtief gesunken,
daß sie es nötig haben, hier zu konzertier'n?
Wir hören zimmerlaut die unschlagbaren Platten.
Wir trinken schweigsam unser zimmerlaues Bier.
Wir sind jetzt mündig und wir haben nichts zu sagen.
Wir wählen selbstverständlich weiter S.P.D.
Wir haben keinen Grund, uns wirklich zu beklagen. (...)*

So kritisch solche Worte gegenüber allem Alltagstrott klingen mögen, einem klaren Ja-Wort zu einem konventionell geschlossenen Ehebündnis zwischen Heinz Rudolf und seiner Frau Gisela Hermann in der Osnabrücker »Waage« steht nichts mehr im Wege. Und seine alten Schulkameraden Reinhardt Frense und Jürgen Schnare sind seine Trauzeugen. Diese Frau sollte durch alle Höhen und Tiefen auf seinen Wegen und Umwegen das sein, was er 2003 nach dem Zenit seiner Tourneekarriere »Rückenwind« nennt und in »Dabei sein ist alles« auf der Live-Doppelscheibe besingt:

»Ich weiß viel zu selten was ich an dir hab/Ich habe dein Vertrauen/ich bin mit dir auf gleicher Augenhöhe/und was ich seh gefällt mir/am besten auf der Welt so weit ich sehe/du strahlst es aus wie Sieger/so ein Leuchten macht die Sorgen blind/weiter bringt mich keiner/ du mein Rückenwind ich kenn keinen andern Menschen/der so sicher steht wie du in Raum und Zeit/Ich bin dein Hauptgewinner/ich hab mit dir das Hoffnungslos gezogen/ Wir pokern mit dem Dritten Mann/er kennt unser Blatt/wir wissen welchen letzten Trumpf/er im Ärmel hat er spielt nicht falsch/er spielt auf Zeit/wir halten mit/wir sind bereit/Ich habe dein Vertrauen ...«

»promotion« statt Promotion? »Viel Studieren macht den Leib müde«

(Prediger Salomo)

Um ein Haar wäre alles »glatt« gegangen – und Heinz Rudolf Kunze hätte die Oberlehrerlaufbahn eingeschlagen, vielleicht mit Fortsetzung einer Universitätsprofessur. Beinahe – aber dann stellten sich Begegnungen ein, taten sich Möglichkeiten im frühen Erwachsenenalter auf, die aus dem angehenden Lehrer oder werdenden Hochschullehrer den Künstler Heinz Rudolf Kunze gebären sollten. Doch früh zeigte sich: Es galt, die bisherige Welt der Eltern und den Platz, den er einnahm, zu verlassen.

Liebe Eltern: Ich habe getan, was ich konnte, verdammen dürft Ihr mich nicht.

(Nicht daß ich wüsste, 169)

Zum anderen liegt es in seiner zugleich abwägenden, von Nachdenken und Vernunft geleiteten Denkart, dass er existenzoffen an sein Leben herangeht. Er baut an seiner Identität einerseits ganz vorläufig, experimentell und sozusagen auf Bewährung, andererseits ist er perfektionistisch veranlagt und mit einem hohen Sicherheitsbedürfnis ausgestattet, um den nächsten praktischen Schritt auf ebenso hohem Level anzugehen wie zuvor.

Mit seiner Frau Gila ist er sich einig: Gemeinsam werden wir es angehen. Und so liegt es auf der Hand, dass beide sehr genau und aufmerksam waren, als es darum ging, den Schwerpunkt vom schulischen und universitären Lernen, vom Katheder zum show business, der Welt der promotions und promoters, zu verschieben.

Seiner zweiten Verpflichtung, die zeitlich nicht selten mit der ersten Aufgabe kollidiert, kommt Kunze erstaunlich angepasst und unspektakulär nach; eine stabile Lebensstruktur aufzubauen. Kunze ist Ehemann und liebevoller Familienvater und integriert so sein Privatleben, ohne nach außen davon viel Aufhebens zu machen.

Seine äußere Erscheinung verdankt sich seiner Ausstrahlung von innen. Seinem äußeren Erscheinungsbild das Etikett »unsexy« aufzudrücken, entspringt aber einer platten Auffassung männlicher Schönheit, wie man sie auch einem Paul Simon oder Randy Newman nachsagen könnte. Kunzes Körpersprache verzichtet auf vordergründige »Anmache«. Selbst ein Udo Lindenberg kommt einher wie eine Karikatur seiner selbst und doch zeigt sich gerade in einer spröde wirkenden Mimik und Gestik, welcher Vul-

kan unter den vielen Masken eines Künstlers stecken kann. Vielleicht hat Kunze eine Menge von Woody Allen, der mit seiner mittelgroßen Statur und dem schwarzen Brillengestell vor allem über seinen Blick und seine Mimik den Abstand zu den durchschnittlichen Schönlingen schafft.

Eine fast intime Nähe zwischen Männern, die nicht schwul sind, ist ihm aber durchaus nicht fremd. Wie sich Fußballer in die Arme fallen können, so gibt er Signale der Nähe, ein Kuss auf die Stirn, ein Streichen durchs Haar, was Ausdruck von Nähe und Zuwendung bedeutet, positive Körperlichkeit. Und so ist er gerade im unmittelbaren Gespräch, der persönlichen Begegnung zu unendlich vielen Gesten der Zuwendung fähig. Drückt verbal und nonverbal aus, dass er sein Gegenüber mit Leib und Seele wahrnimmt. Wenn ihn sein ernstlich nachdenkliches Gesicht überkommt, kann auch die Finsternis ansteckend sein. Ein Sonnengesicht dauerhaft zu tragen, das wäre für Kunze zugleich eine Lüge gegen das Leben.

Von einem zarten, hohen Ton – wie bei »Bleib hier, bleib mir ganz nah, zeig mir, wie tief die Sonne steht« – bis zu einem aggressiven Stakkato in einem Lied wie »Die Peitschen« verfügt Kunze über eine außergewöhnliche Bandbreite an klingenden Zuwendungen. Von einem groben und energischen Ton wie in »packt sie und zerhackt sie« bis zu einem tändelnd-tänzerischen »Wo soll ich hin mit meinem leeren Glas« bis zu einem stimmungswaltigen »Aller Herren Länder« ist ihm eine Vielfalt an Ausdrucksformen möglich, die eben nicht immer auf die gleiche Weise versucht, das Ohr des Hörers zu erreichen. Kunze liebt auch hier die Vielfalt. Er spielt mit seiner Stimme wie mit seinen Instrumenten. Wenn es darauf ankommt, auch in einem gesprochenen Dialog, wo er zwei verschiedene Stimmen perfekt in einen Dialog treten lässt ...

Die Begegnungen mit Mick Franke und Robert Jaroslawski hatten Kunze bestärkt, auf dem Pfad von Dichtung und Musik entschieden weiterzugehen. Das 3. Würzburger Pop-Nachwuchs-Festival der Deutschen Phono-Akademie e.V. vom 8.-10. November 1980 im Stadttheater Würzburg jedoch zeitigte in Folge die Trendwende vom Primat des gesprochenen Wortes zum gesungenen Wort.

Was war passiert? 2754 junge Künstler oder solche, die es werden wollten, bewarben sich um ein Stipendium, einen Preis, oder ganz einfach, Bekanntheit zu erlangen. Bill Ramsey, der statt Thomas Gottschalk moderierte, hatte 24 Gewinner von 580 teilnehmenden Gruppen sowie 157 Solisten mit seiner Jury ausfindig zu machen und auszuzeichnen. Die Jury bestand u.a. aus Joana, Peter Herbolzheimer, Albert Mangelsdorff, Christian Bruhn, dem Pop-Papst Michael Kunze und Peter Maffay. In den Kategorien Jazz –

Folk, Lied, Song – Rock galt es beckenmessend oder wie beim Sängerstreit einst auf der Wartburg Auswahl zu treffen. Kunze hat den Wettbewerb und die Konkurrenz nie wirklich gescheut, trat mit Bestandsaufnahme und Balkonfrühstück furchtlos an.

Die Frankfurter Allgemeine Zeitung konstatiert später Kunzes bissig-satirische Texte in »sauberer (noch?) nicht unverwechselbarer Diktion«. Als Erste registriert die Westdeutsche Allgemeine Zeitung aus dem Medienunternehmerland BRD: Kunze war der Erste, auf den sich die Schallplattenproduzenten stürzten ...

Zu Hause angekommen, steigt ihm die Angelegenheit zwar nicht in den Kopf, wohl aber in Leib und Seele. In seiner Lesung »Neun Semester« beschreibt er »federnd genaue Psychogramme« (Margret Lejeune) und hält eine erste Zwischenbilanz zum vielen Studieren, die offensichtlich dem Prediger Salomo/Kohelet aus der Bibel Recht zu geben scheint: *Viel Studieren macht den Leib müde ...*

Der Kontrakt mit WEA-Music-Chef Siegfried E. Loch und Musikverleger Alfred K. Schacht macht ihn zum »Star aus der Provinz«, wie ihn die Zeitschrift PETRA titulierte.

Klaus Schneider erkennt in Kunze äußerlich den Heinz Rühmann der 30er-Jahre als Gerichtsvollzieher wieder. Neben dem verborgenen schauspielerischen Talent wird Kunze Musikalität attestiert: Klavierunterricht mit 10, Gitarre und Mundharmonika später mehr »aus Daffke« (lt. Berliner Wörterbuch: aus Trotz, Dreistigkeit, ohne besonderen Grund).

Der Mann mit dem Lächeln sieht den Gefahren der Haifischbranche gelassen entgegen, ist ein Professor mit Paradiesvögeln und will eine neue Existenz ausprobieren. Dazu gehören, laut Altmeister Klaus Doldinger, neben dem Exklusivvertrag, den Kunze mit der Hamburger Plattenfirma WEA für drei Jahre für 3–5 LPs in der Tasche hat, spielen, erobern, tingeln, und ein zweites Standbein – und das hat Kunze als angehender Studienrat. Doch Kunze will dem Rad in die Speichen fassen, Künstler werden, nicht Studienrat:

»Nicht, daß ich diesen Beruf hassen würde. Ich bin ja ein Kleinbürger aus der durchschnittlichsten Stadt Deutschlands, wie ein Statistiker errechnet hat. Aber ich will eine neue Existenzform ausprobieren – als Künstler.«

Rudy Holzhauer, der Hamburger Musikverleger, der jahrelang eng mit Alfred K. Schacht zusammenarbeitete, erinnert sich bei einem Gespräch in seinem Büro an der Alster, dass sich das Geschäftsführer-Signing aus Sicht der Plattenbosse Schacht und Loch keineswegs selbstverständlich entwickelt habe. Holzhauer kannte Mick Franke vor Kunze über »Thomas

Kargermann von ›Falckenstein‹, wir hatten mit Tontechniker Ulli Schmidt das andere Projekt; aus dieser Zeit kannte ich Mick Franke, und Mick hatte mit Heinz in Würzburg an dem Nachwuchsding mitgemacht. Da hat er offensichtlich richtig abgeräumt. Da rief Mick Franke an: Die wollen alle was von uns. Okay – wir machen was zusammen. Dann kam er mit Heinz und die haben dann fast nur mit Alfred gesprochen. Da hatte ich mit A&R, was eigentlich meine Aufgabe gewesen wäre, schon kaum was zu tun. Das war eine Sache, die Schacht selbst durchgezogen hat.«

So wurde eine Demoversion im Studio in der Herbert-Weichmann-Straße, dem heutigen Sitz der Schacht Musikverlage, die Schachts Sohn Benjamin übernommen hat, aufgenommen. Die Straße hieß vormals Keller Adolfstraße und ist dann sinnigerweise nach einem Bürgermeister dieser Gegend umbenannt worden. Jedenfalls vergaßen die Meister Schacht und Loch über dem neuen Zauberlehrling zurückliegende Differenzen derart, dass Kunze zu keinem Zeitpunkt davon etwas gemerkt hätte und er mit beiden gleichermaßen achtungsvoll umgehen konnte ...

Noch aber war er angesagt: der Doktor der Philosophie, Thema: Benedikt Baruch Spinoza. Die Lebensdevise des Kindes von Maranen, also zwangskonvertierter Juden, vor über 300 Jahren formuliert, kann Kunze als Netz unter seine Künstlerkarriere ausspannen: »Nachdem mich die Erfahrung gelehrt hatte, daß alles, was im gewöhnlichen Leben einem so oft begegnet, eitel und flüchtig ist, beschloß ich zu erforschen, ob es ein wahrhaft Gutes gäbe!« – oder, um es noch einmal in Dichters Wort von andrem Ort zu sagen:

Protest

*Als der Philosoph Spinoza erfuhr,
daß eine aufgehetzte holländische Meute
die von ihm geschätzten Gebrüder de Witt,
diese für die fast aussichtslose Lage
im Krieg gegen die Franzosen verantwortlich machend,
auf offener Straße in Fetzen gerissen hatte,
wollte er, der sonst so Mäßige,
nachts das Haus verlassen,
um nahe der Mordstelle ein Papier anzunageln:
ULTIMI BARBARORUM!*

*Ein Freund, besorgt
um den der Menge verhaßten Denker,
hinderte ihn daran.*

Nicht daß ich wüßte, 165

Das Hamburger Abendblatt zitiert Kunze als bitterbösen Oberbuchhalter. Absolut kreditwürdig. Vor der großen Karriere wolle er noch promovieren. Heinz Rudolf Kunzes Romanze ist auf der Rückseite der überaus erfolgreichen Single-Auskoppelung »Für nichts und wieder nichts« – Zeichen einer neuen Zeit:

*Erzählt dir einer
er sei verliebt
daß sie ihm Glückglück
er dito gibt –
besser wär's, Du glaubst ihm nur
den Preis des Fleischgerichts
FÜR NICHTS UND WIEDER NICHTS UND WIEDER NICHTS
FÜR NICHTS UND WIEDER NICHTS UND WIEDER NICHTS
(...)
Ich hätte gern noch
doch ist's schon spät
herausgefunden, was
in Atomsprengköpfen vor sich geht
wenn wir schlafen, flüstern sie
den Endreim unsres gemeinsamen Gedichts:
FÜR NICHTS UND WIEDER NICHTS UND WIEDER NICHTS
FÜR NICHTS UND WIEDER NICHTS UND WIEDER NICHTS*

Die Schallplatte WEA 58314 liegt dann laut Hamburger Abendpost mit Anhieb auf Platz 2 der Nationalen Bestenliste – gleich hinter »Unverkäuflich« des Münchner Liedermachers Peter Ludwig auf Jupiter/Teldec und vor »Alles ist gut« von DAF auf Virgin/Ariola.

Auf die Frage nach dem Preis seines Weges weiß Kunze wie auf fast alles auch in der Hamburger Morgenpost sofort eine Antwort: »*Noch hat mich das jedenfalls nicht beschädigt. Wenn's mir irgendwann mal nicht mehr passen sollte, gehe ich einfach ins bürgerliche Leben zurück.*« Der sensible Wolf im Schafspelz sieht sich weniger als Liedermacher im Stil von Stefan Sulke oder Franz Josef Degenhardt, mag auch nicht den Kult um kammermusikalische Erweiterung der Akustikgitarre. Dann also eher – auch wenn das Wort gerne überstrapaziert wurde – der »Niedermacher« der 80er-Jahre.

Doch Form gibt es bei Kunze nicht ohne Inhalt und umgekehrt. Den dümmlichen Etikettenklebern gehen bei ihm die »Blepperle« aus, da hilft selbst die Variante »Biedermacher« nicht weiter. Schubladendenken greift bei Kunze kaum. Entschieden hilfreicher ist da schon der Blick in die Texte

und Töne selbst, mit denen Kunze die Leute empfindlicher machen, sie aufrauen will, damit sie in Zukunft genauer hinsehen.

So gesehen bleibt: der »singende Philosoph«. Ihm geht es ähnlich wie dem auf der ersten LP zitierten rumänischen Philosophen Émile Michel Cioran (1911–1995), dem Papst der intellektuellen Anarchisten, der jahrelang an Schlaflosigkeit litt und ein lebensbehahender Künstler der Verneinung war. Spielen Zerfall, Verfall und Zufall für Cioran eine besondere Rolle, so ist er in seiner ästhetischen Theorie stark vom Erleben geprägt. Es kommt nicht von ungefähr, dass sich Kunze dem im Grundsatz anschließt, was etwa auch durch die Einfühlungslehre Theodor Lipps oder das epochemachende Werk von Wilhelm Worringer: *Abstraktion und Einfühlung*, 1907, durchaus als Einfühlungsästhetik umschreiben lässt: »*Ästhetisch genießen heißt mich selbst in einen von mir verschiedenen sinnlichen Gegenstand genießen, mich in ihn einzufühlen.*« Die ungezählten von Kunze selbst gegebenen Interviews machen dies deutlich. Er weiß, was er gerade tut, beziehungsweise wohin er unterwegs ist.

Die Kunst ist für Kunze primär kein politisches Engagement – er meint, dass Kunst sich selbst engagiert. Das lässt Ärger vorprogrammiert sein oder macht ihn zum Außenseiter. Er ist weniger ein Pop-Idol, eher ein Vorbild, zum Beispiel für Zivilcourage. Musik und Text bilden eine Einheit im Blick auf Form und Inhalt.

*Wir leben alle im Erdgeschoß
Gott hat gewettet
mit dem Teufel
gewettet um nichts
einfach so
Wir leben alle im Erdgeschoß
wir fliegen/wir fliegen
mitten ins Schwarze
Die Knarre/
Gott hatte gedacht, seine Knarre
sei nicht/geladen
Wir leben alle im Erdgeschoß
Wir leben alle im Erdgeschoß
Da hat sich Gott/bereit erklärt
zum Russischen Roulette
mit dem Teufel*

Beinahe wie beim biblischen Hiob hat Gott mit dem Teufel eine Wette abgeschlossen. Anders als in der biblischen Erzählung ist bei Kunze der Ausgang ungewiss:

*Es knackt/im Gebälk vom Erdgeschoß
es geht das Gerücht/der Teufel wolle ...
uns kündigen*

In Baden-Baden weiß das Badische Tageblatt bald von einer neuen Ausdrucksplattform Kunzes zu berichten: Neben der Langspielplatte entdeckt Kunze beim Südwestfunk neu den Äther, um an ein breiteres Publikum heranzukommen. Er moderiert im Norden mit Peter Urban den »Club«. Im Süden öffnen sich mit »Lieder und Leute« und dem »Studiobrett« Türen. Im Sender Freies Berlin lockt gar die Rolle des Moderators.

Dann kommt das definitive Trendwende-Interview mit der Neuen Osnabrücker Zeitung im August 1981: *»Bevor ich meinen Doktor in der Tasche habe, werde ich mit meiner Frau Gila auch in der kleinen Dachwohnung in Osnabrück hausen.«* Aber schon hier macht sich die Energie der Veränderung spürbar Raum, die größeren Chancen als Musiker sähe er, wenn sie nach Hamburg zögen. Nach Hause zurückgekehrt, fallen immer deutlichere Töne in Richtung Künstlerkarriere. Aber auch hier regiert der Kopfmensch Kunze nüchtern: drei plus zwei Jahre Option; hat das Projekt die Größe, dass man eine Existenz darauf führen kann, dann ja, sonst nicht. Wenn es keinen Sinn macht, dann *muß man eben die psychische Kraft haben, da wieder auszusteigen.*

Ralph Quinke entlockt für den »STERN« Kunzes Bekenntnis zu Randy Newman und die Distanzierung des »Niedermachers« aus Dingsda von Leuten wie Degenhardt, Wecker oder Biermann. Mit Flippies konnte die »Krähe unter den Paradiesvögeln« nichts anfangen, nicht sich einklinken in Jargon und Lebensweise, die sich in Übungsräumen herumdrückten, um ein paar Biere zu trinken und die Freundin hinter die Bühne zu schleusen. Aus der Einsamkeit des Langstrecken-Musikers wird die des Strebers gemacht.

Als eine erste Wirkung einer größeren Zuschauermenge nennt Kunze:

Das ist ein süchtig machendes Gefühl, dann einfach loszulegen, weil man auf eine so intensive Art plötzlich gefordert ist. Du weißt genau, es gibt für dich nur zwei Möglichkeiten. Entweder du machst alles richtig, oder du versingst dich schon in der ersten Strophe, brichst ab, gehst weinend von der Bühne und nimmst nie wieder ein Instrument in die Hand.

Zur Arbeit als Moderator bemerkt er:

Ich suche an jeder Erfahrung so lange herumzudoktern, bis ich den Eindruck habe, daß durch das eigene Herzblut etwas Allgemeines durchschimmert. Ich hoffe, daß ich es rechtzeitig merke, wenn ich nur noch über meine eigenen Schweißsocken schreibe.

Beim Texten und Musikmachen klaut er ganz schamlos, will sich aber nicht in Resignation suhlen, weder Morbidität noch Brüchigkeit vorspielen, schon gar keinen Migräneschmäh wie die Wiener Liedermacher. Ebenso nerven ihn Lieder, wo es einer besser weiß und am Ende den Zeigefinger erhebt:

Da finde ich besser, man hält dem Schrecken länger stand; man guckt möglichst lange hin. So lange, wie der Schmerz noch auszuhalten ist.

In Hamburg hält das Stadtmagazin OXMOX dafür, dass der Vergleich Bob Dylan – Kunze nicht hinkt. Anspieltipp ist der Ohrwurm-Reggae *Wo soll ich hin mit meinem leeren Glas – Auffüllen!* – lautet der einzige richtige Rat:

*Ich hoffe Ihr fühlt euch wohl
ein Wäschekorb Kartoffelchips und fünfundzwanzig
Flaschen Wein
vor'm Klo hängt ein Einsatzplan
ich fühl mich nicht, ich lasse euch
von Zeit zu Zeit mit Eurem Glück allein Bei mir
wird's ohne mich
erst schön
vergib mir Karin es war nur Spaß*

Indessen beschreibt die Fachzeitschrift Stereo Kunze als sensiblen, verwundbaren Poeten, der seine Angst nach draußen ruft, uns in die Ohren drückt. Er packt die Angst beim Schopf; das einzige Mittel, sie zu bewältigen, ist, sie zu publizieren.

Seine eigene Bestandsaufnahme fällt trübe aus. *Was soll die Zukunft ohne Hoffnung? Noch habe ich mich an nichts gewöhnt*, singt er, und trotzdem: *1984 ist nicht mehr weit.*

Mit 23 kann das Leben heute schon gelaufen sein: Arbeitsplatz – Kneipe – Bett, eingelullt, feist, faul und bequem. Dieser Entwicklung will sich Kunze entgegenstellen. Aufmucken, Leute! – Meinung haben! – Stel-

lung beziehen! – das ist sein Rezept. Zum Agitator wird er nie, hierfür ist er zu sehr Poet, auch zu sehr Freund der Menschen.

Am Jahresende erhält er den Berliner Wecker-Preis. Der gelungene Erstling macht den Weg frei für die Goldenen Achtziger. *Reine Nervensache* war nur der Anfang einer Dekade im Aufwind der richtigen Entscheidung Kunzes für die Kunst statt für die Wissenschaft.

Von nun an geht es auf Tourneen ...



Helen Schneider/HRK/Siggi Loch

Heinz Rudolf Kunze erinnert sich mit einem Elefantengedächtnis an die Menschen, die ihn bei seiner Karriere vom Musterschüler zum deutschen Rockstar begleitet haben. Und er vergisst sie nicht. Karriere bedeutet »schnellste Gangart eines Pferdes« und »erfolgreicher Aufstieg im Beruf«. Es gehört zu den Insignien dieses Künstlers, dass er in großer Beständigkeit und Beharrlichkeit an sein Werk ging und immer weitergeht.

Es gibt kaum den *einen* Song, den *einen* Text, mit dem HRK für eine Saison im Showgeschäft kometenhaft die Charts der Musikbranche und die Herzen der Hörerinnen und Hörer erobert hätte, um sich danach auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Nein, Kunze ist ein beständiger Arbeiter, der über mehr als ein Vierteljahrhundert deutsche Rockmusikgeschichte geschrieben hat.

Über seinen eigenen Werdegang spricht er dabei nur höchst ungern. Im Nachhinein urteilt er aber, dass es für ihn von Vorteil gewesen sei, den langen Anmarschweg gegangen zu sein – eben keine Eintagsfliege, die sofort den Mottentod des »Superstars« stirbt ...

Zum Vorkommen

*Wenn ich
etwas schriebe worin
ich selber
vorkäme käme*

*Ich mir
viel zu
zuvorkommend
vor.*

lautet das erste Gedicht in der »Deutschen Wertarbeit« – zugleich eine Devise Kunzes.

Immer steht der Mensch Kunze hinter allen seinen Arbeiten. Und in seiner Arbeit sieht Kunze einen Wert: »Wert wollen ist nicht dasselbe wie sagen, man wolle Wert: ist aber identisch mit dem Arbeiten. Arbeiten ist nichts anderes als aus dem Sterblichen übersetzen in das, was weitergeht.« (Ludwig Hohl)

Am Puls der Zeit wendet er sich gegen die Begriffsstutzigkeit seiner Zeit-

genossen (Der Herr Begriffsstutzer), liest Global 2000, warnt vor der Möglichkeit einer Wirklichkeit von George Orwells 1984.

Bis heute sind ihm die Versuchungen des Berufsbeamtentums ein Gräuel der Verwüstung. Im gleichnamigen Gedicht von der Philosophischen Fakultät heißt es lapidar: »acht bis zwölf Kant – danach Kantine«. Ganz im Sinne eines zornigen alten Mannes wie des Tübinger Neutestamentlers Ernst Käsemann, der einmal behauptet hat, Universität, Heer und Kirche seien die reaktionärsten Einrichtungen im Staate. Kunze würde hier die Berufsmusiker im Beamtenstatus kaum ausnehmen.

So erzählt er etwa die Geschichte von Kurt Bong Ende der 80er-Jahre. Bong, HRK – Bigband-Leiter und selbst gelernter Schlagzeuger, sollte gemeinsam mit HRK in Korbach zum Hessentag auftreten. Die übliche Verächtlichkeit der papierernen Kollegen gegenüber den ohne jedes Notenmaterial gewohnt spielenden Rockmusikern nahm ihren Lauf. Bei den Proben im Sendesaal reagierte die Bigband sauer und etliche verstopften ihre Ohren mit Zigaretten. Entrüstung à la Kunze war allerdings fällig, als er den Umgang eines klassischen Berufsmusikers mit seinem Bigband-Chef Bong registrierte. »Jürgen, das hast du nicht richtig gemacht«, lautete die sachliche Kritik des Leiters an seinem Schlagzeuger. »Das sagst du mir nicht noch einmal«, lautete die Antwort und das Orchestermitglied ließ die Griffel fallen und entschwand in die Mittagspause. Abgesehen davon, dass Rockmusiker bei ihren Proben weder auf die Uhr schauen noch geregelte Mittagspausen kennen, empfand Kunze dies als unerträgliche Demütigung des Bandchefs. Seine Empörung geht bis heute so weit, dass er so jemandem antworten würde: »Dies war dein letzter Tag in meiner Band!«

Die andere Seite in Kunzes Persönlichkeit ist der Scharfrichter – allerdings zuallererst gegen sich selbst. Haltung, nicht nur die artgerechte und damit menschenwürdige, ist ihm Selbstverständlichkeit. Dass es dabei gelegentlich auch die eigene Gilde trifft, bleibt nicht aus.

In seiner Laufbahnbetrachtung der »Germanisten« [Deutsche Wertarbeit 13] mutmaßt er nicht grundlos:

*Mit zwanzig
fassen sie einen Entschluß
und geben das Dichten auf*

*Mit dreißig
Schuldienst Heirat erstes Kind
Promotion Provinzprofessur*

*Mit vierzig
finden sie daß man nicht unbedingt
jede Woche den Feuilletonteil lesen muß*

*Mit fünfzig
sieht man sie seltener
aber sie sind noch da*

*Wenn sie mit sechzig
immer noch da sind
dichten sie wieder.*

Jedenfalls ist Kunzes *Kosten-Los Aufwachen* verwandt mit einem faustischen Unternehmen, bei dem er als Künstler und Mensch bereit ist, alles zu geben. In »Für nichts und wieder nichts« schildert er die wahren Druckverhältnisse der Seele treffend.

Dabei bezieht er sich auf keinen geringeren als den Gekreuzigten [Deutsche Wertarbeit 54]:

*Ich hing am Kreuze
im tiefsten Schnee
mein Vater fragte:
Tut es sehr weh?
Oh, halb so schlimm, Pa, sagte ich,
nur wenn ich lache, sticht's.
FÜR NICHTS UND WIEDER NICHTS UND WIEDER NICHTS.*

Leuchtet einmal mehr damit auch der irdische Vater mit seinen Erfahrungen als ehemaliger SS-Offizier in sibirischer Gefangenschaft – da dürfte vermutlich die Assoziation »Schnee« herrühren – in seinem Lebensweg durch, so gesteht er bei seinem faustischen Aufbruch ins Neuland des Showbusiness in »Zu neuen Ufern« [Deutsche Wertarbeit 31f.] mit einem süffisanten »Hegel ahoi« und der zu gründenden »Punk-Band namens Fehlgeburt«, »daß wir Mephisto schon immer toller fanden als Faust, und daß die höchste Blüte einer Kultur sich nachweislich immer erst denen zeigt, in denen sie vergeht.«

Nun aber kommt die Zeit, in der Kunze selbst immer mehr ins Rampenlicht gerät. Freilich nicht so, wie man es als Biograph vielleicht gerne hätte: Skandal hier, Frauen dort, sex and drugs and alcohol. Kunze ist nicht das

enfant terrible, das man auf Anhieb hinter manch aufreißerischem Text oder Ton vermuten würde. Das wilde Tier in ihm erscheint bei näherem Hinsehen handzahn, zumindest gezähmt. Jedenfalls gibt es nicht die Standardschoten und zotigen Anekdoten eines Neil Young oder Jim Morrison, Mick Jagger oder Bob Dylan. Bei Kunze kommt es schlimmer. Die Abgründe, die sich bei dem biedereren Ehemann und Familienvater auftun, sind der ganz normale Wahnsinn, nackt und pur. Das macht es nicht einfacher. Aber eben nachvollziehbarer für jeden, der seinen Verstand nicht an der Kirchentür abgegeben hat ...

Die Wegbereiter im Erdgeschoss

Wer waren nun seine Wegbereiter und Wegbegleiter außerhalb des inner circle, außerhalb des förderlichen Elternhauses inklusive der Rock-Oma und seiner treuesten Weggefährtin und Frau Gila?

Kunze selbst sagt es einmal ganz einfach: »Ich wollte Pete Townshend und Peter Handke zugleich sein.« Aber unterwegs zu den Leitbildern sieht er neben harter Arbeit an sich selbst – und Kunze ist bei aller Sensibilität für die Geschehnisse der Außenwelt ein außergewöhnlich intrinsisch motivierter Kämpfer und Arbeiter und damit ein nicht selten ganz einsam mit sich beschäftigter Mensch – sehr wohl die Konstruktivität wie auch die Zerstörungskraft von selbst gefundenen Idealen. Außerdem: Wer ist schon gewillt und in der Lage, seinen selbst gezimmerten Leitbildern in der Alltagspraxis über den Weg zu laufen, ohne sie gehaltvoll nachzuahmen?

Kunze schafft das. Ihm gelingt der Spagat, mit Schärfe, Bestimmtheit und Willen zum Werk an sich und seiner Sache dranzubleiben. Nicht ohne Furcht macht er Augen, Ohren, Mund, Herz auf, um sein face the evil ebenso wahr- wie seine eigene Begrenztheit des Denkens, Fühlens und Glaubens anzunehmen. Die Spannweite seiner Worte und Lieder macht ihn zu einem Albatros, der keine Grenzen kennt. Ohne irgendjemandem Unrecht zu tun, in der Bandbreite von Texten und Tönen tut es ihm niemand im deutschsprachigen Raum gleich. Jedenfalls nicht über den Zeitraum eines Vierteljahrhunderts.

Gerne erinnert sich Kunze an seine Freundschaften aus der Kindheit und Jugendzeit, die ihm bis heute viel bedeuten. Angefangen haben dürfte es hier in der glücklichsten Zeit seiner Kindheit mit Elfriede, seiner ersten Kindheitsliebe in Altepipcardie, Tochter des Lehrers Alfred Serwatka, den

er wie einen Zweitvater liebte. Und der Prinz erinnert sich noch heute an den Traum von einem Kuss auf den Mund Elfriedes.

Offenbar ist ihm seine Begabung zum Schicksal geworden. Während Vater Kunze also die Klassen 2–4 unterrichtete, schickte sich der Erstklässler Heinz Rudolf tatsächlich an, seine gleichaltrigen Mitschüler selbst mit zu unterrichten. Seine Auftritte im Klassenzimmer des Vaters dürften das Selbstbewusstsein für seine späteren Gigs vor bis zu 70 000 Menschen gegeben haben. Das Schulkatheder des Vaters als erste Bühne des Lebens ...

Hier war es auch, wo er seine erste absurde Tat vollbrachte: Da vergaß der überaus gelehrige Lehrersohn, der mit drei schon rechnen und schreiben konnte, seine intellektuelle Frühreife und hieb eine Scheibe mit blanker Faust ein. Helle Aufregung, keine Erklärung und zum Notarzt. Und endlich sollte es auch mal die Hücke voll geben.

Die Zeit in Altepiccardie war die glücklichste Zeit in meinem Leben, bekennt Kunze. Was er zwischen drei und sechs Jahren erlebt hat, geht ihm nicht mehr aus dem Sinn. Es erinnert ein wenig an Marcel Prousts »A la recherche du temps perdu«, wenn Kunze die Farben der Wiesen und den Duft des Rasens wachzurufen vermag. Lehrerfrau Alide Serwatka war regelrecht vernarrt in den kleinen blonden Lockenkopf und behandelte ihn wie ihren eigenen Sohn, denn ihr Karl-Heinz ließ noch einige Jahre auf sich warten. Selbst das legendäre Madagaskar-Studio in der Wedemark weist bauliche Ähnlichkeit mit dem Zuhause in der Altepiccardie auf.

Die Idylle seines Lebens, der Zustand eines friedlichen und einfachen Lebens in dieser ländlichen Gegend wurde allerdings jäh unterbrochen. Als die Mutter, überängstlich vielleicht, das Kindheitsparadies an der holländischen Grenze aufgeben will, drängt sie ihren Mann aus Sicht des erwachsenen Sohnes in typischer Einzelkind-Panik, den Ort zu verlassen. Drüsenerkrankung und häufig höheres Fieber könnten bedeuten: »Der Junge stirbt im Moor«.

Also bricht man zu neuen Ufern auf, genauer an die Bachläufe in Bad Grund im Harz. Rosalie war hier Heinzens zweite Freundin der Kindheit. Sie war aus Sicht vieler in Bad Grund nicht die erste Wahl für das »blonde Engelchen aus dem Osten« – sie entstammte einer als asozial angesehenen »Zigeunerfamilie«. Konnte der Engel auch einmal einer mit drei B davor sein, wusste er als »kleiner Teufel« sich durchaus zu wehren, wenn es denn darauf ankam. Und einmal kam es darauf an. Ein »Wolfgang« und dessen älterer Bruder ließen nicht ab, ihn zu hänseln, zu ärgern und zu demütigen. In seiner ersten Prügelei ging Heinz denn sogleich aufs Ganze. In einem unbändigen Wutanfall reagierte er auf die Malträtierungen mit Würgegriff, Schwitzkasten und reichlichen Schlägen ins Gesicht. Die Eltern der

Piesacker kamen, rissen ihre Jungen weg und verließen wortlos das Kampffeld, weil sie wussten, wer für die mordsernsteste Keilerei verantwortlich war. Jedenfalls wurde Heinz hinterher weder gequält noch gehänselt und wundert sich bis heute, wie elementar die Gäule mit ihm durchgegangen waren, dass er bald einen Menschen besinnungslos oder gar totgeschlagen hätte.

Die Grunderfahrungen von Annahme und Ablehnung kann niemand authentischer und klarer ausdrücken als der Künstler selbst in seinem power poem »Brille« aus dem gleichnamigen Album aus 1991:

*Der kleine Junge auf dem Topf hat
sonderbare Träume:
Die Augen weit wie'n Scheunentor für stille Zwischenräume.
Die Dinge interessier'n ihn nicht, nur
ihre langen Schatten,
und was sie seinem Märchenkopf an
Einsamkeit gestatten.*

*Ein enges deutsches Zimmer unter
Adenauers Himmel –
Ruth Leuwerick als Titelbild,
Er spricht mit ihr, er küßt sie wild,
und spielt mit seinem Pimmel.*

*Hier geht nichts mehr. Der Sack ist zu,
Die Claims sind längst vergeben,
Der Vater kam zu spät vom Krieg und
wärmt sein nacktes Leben.*

(...)

*Du mußt besser sein, Brille,
besser als der Rest.
Du kriegst keinen Vorsprung,
sie nageln Dich am Boden fest.
Sie zertrampeln Deine Gläser,
sobald Du sie läßt –
Du mußt besser sein, Brille,
besser, viel besser als der Rest.*

*Ein krüppeldickes Kellerkind mit furchtbar guten Noten.
Die andern spielen Fußball und belächeln den Idioten.
Sie schreiben gerne ab bei ihm, er riecht nach Kraut und Rüben,
er ist nicht ganz von dieser Welt, er ist ja auch von DRÜBEN.*

*Im Radio John Lennon, auch so'n schräger
Brillenspinner,
der zeigt, daß Noten Töne sind, ein
Notausgang für'n kluges Kind
und Träumer sind Gewinner.*

*Der Lehrer fragt beim Abitur: Wo woll'n Sie hin auf Erden?
Zum Dichter, sagt er donnernd. Na,
das kann ja heiter werden.
Die andern gehn zur Bundespost, er kämpft mit der Gitarre.*

(...)

*Du bist besser dran, Brille,
besser als der Rest.
A-Dur und vier Viertel,
und Rock 'n' Roll als Härtetest.
Die andern schon scheintot,
Du springst aufs Podest –
Du bist besser dran, Brille,
besser, viel besser als der Rest.*

Kunze kann offen von seinen körperlichen Schwächen sprechen, ohne damit hausieren zu gehen. Ein Magengeschwür in der Jugendzeit konnte per Rollkur ohne Operation kuriert werden. Eine Knochenerkrankung im linken Mittelfuß hingegen verhinderte seine Teilnahme am Sportunterricht und ließ ihm keine Möglichkeit, die extreme Wanderleidenschaft seines Vaters zu teilen. Ein Jahr musste er an Krücken, heute sagt man Unterarmgehhilfen, in die Schule. Wegen seiner Knochenmarkserkrankung musste die Mutter ihren Beruf aufgeben. In konservativer ärztlicher Behandlung erhielt er Bestrahlungen. Später musste sein Fußgelenk künstlich versteift werden, was Hinken zur Folge hat. Seit dem 7. Schuljahr konnte er nicht mehr regulär am Sportunterricht teilnehmen, las Nietzsche, während die anderen turnten. Obwohl er schwimmen durfte, war die begehrte Leichtathletik out of bounds. Einmal in der Oberstufe konnte er sich nicht mehr zurückhalten, wollte unbedingt einmal mithalten bei der Schulmann-

schaft, die immerhin zehnmal den Titel »Deutscher Meister« davongetragen hatte. *»Einmal lang auf die Fresse gefallen war wichtiger als manche Eins in Latein.«*

Relativ bald mündeten die Wege der Familie Kunze in Osnabrück ein, wo Kunze seine entscheidenden Jugendjahre verbrachte. Professorin Elisabeth Sigel eröffnete Vater Kunze eine Assistenzstelle an der Pädagogischen Hochschule, die seinen akademischen und künstlerischen Interessen sehr viel mehr entgegenkam als die Heimatdichtung im Harz. Von Anfang an setzte er alles darauf, dass wenigstens Heinz seinen Traum von einem Leben mit Kunst und Literatur verwirklichen konnte.

Hans-Gerd Sasse wurde zum ersten Jugendfreund. Klaus van Kampen, dessen Bruder Udo van Kampen für das ZDF in Brüssel arbeitet, bescherte dann die erste Erfahrung mit Religion, denn im Hause van Kampen ist man katholisch. »Wir nicht!«, hieß dazu der Kommentar aus dem Hause Kunze – so brauchten die Eltern lange, bis sie sich gegenüber diesem Kontakt halbwegs neutral verhalten konnten.

Rolf Korte indessen war der Fachberater in Sachen Pubertät. Seine Sexualkunde bezog er in einem spezifischen Halbwissen ebenso wie die losen schweinischen Halbstarkenwitze von seinem größeren Bruder, was dem prude erzogenen Heinz sichtlich imponierte: Man küsst eine Frau, und dann bekommt sie ein Kind. Wo man noch nicht von der Aufklärungswelle mitgerissen wurde, musste man sich eben seinen eigenen Reim auf das Wort und die Tat Liebe machen, wenngleich vieles bei den Jünglingen unverstanden blieb.

Gab es auch Rivalen an der Teutoburger Grundschule, so rieb sich Kunze an ihnen, um Paroli bieten zu können. Schule war ihm naturgemäß nie eine wirkliche Last, sondern eher eine »sportive Veranstaltung« mit dem Ziel der Beste zu sein, simply the best.

Reinhardt Frense indessen ist sein bester Freund seit der Primarstufe. Er entstammte aus einem wohlhabenden Architektenhaushalt, lebte in einer großzügigen Villa. Der Architekt zeichnete verantwortlich für den Bau von katholischen Kirchen, Krankenhäusern und zahlreichen anderen aufwändigen Gebäuden. Und Kunze staunt bis heute nicht schlecht über die Schulbrote mit einem Salatblatt zwischen Wurst und Käse, »die Idee gab es bei uns nicht«. Mit ihm hat Heinz auch seinen ersten Einblick in die Begegnung mit Menschen mit höherem Einkommen erlebt und durchaus als positiv wahrgenommen.

Beide Freunde erachten ihre nunmehr im vierten Jahrzehnt bestehende Freundschaft mit großem Respekt, Dankbarkeit und Freude. Es gibt so etwas wie ein blindes Einverständnis zwischen beiden. Rein beruflich ver-

schlug es den einen dann ins Hannöversche und den anderen eher in den süddeutschen Raum. Die Unregelmäßigkeit des Künstlerlebens von Kunze ließ sich zeitlich nur selten mit einem geregelteren Leben eines Sport- und Biologielehrers zusammenbringen. Und doch: Wichtige Etappen und Stationen hat man immer voneinander registriert, und womöglich geteilt. Man machte gemeinsame Ausflüge und Klassenfahrten. In der 10. Klasse ging es nach Bremen, wo die Rollen oft verteilt waren: hier eine Clique extremer Rabauken, die einem Übereifrigen die Klobürste durchs Haupthaar zogen, dort eine Clique langhaariger Schnösel, die auch schon mal ihren Joint rauchten, oder sich gar als angehende Fluchthelfer engagierten. Und dann die übliche Außenseiterkiste, wer nimmt sich denn heute etwa des Kameraden an, den keiner so richtig leiden kann, ohne den es aber denn doch langweilig werden würde.

Kunze hatte in der Sicht seines Freundes so etwas wie einen »Nichtangriffspakt« mit den Spitzen der manchmal durchaus auffälligen Gleichaltrigen. Die Leute hatten nichts gegen ihn. Und: Nach und nach erarbeitete sich Schüler Kunze ein Ansehen bei allen, Mitschülern wie Lehrern. Warum man etwas auf sein Wort gab? »Auf ihn hat man gehört, weil das verbindlich war!«, meint Freund Frense.

Im musikalischen Bereich traf man sich immer wieder in Kunzes Kellerrefugium, um die neuesten Sachen von Genesis, Yes oder Pink Floyd's Dark Side Of The Moon anzuhören und zu debattieren. Es wurde geradezu zum Ritual der Schüler, sich nach dem Unterricht bei Kunze einzufinden. Diese Zusammenkünfte im Keller ließen ihn alle Alltagsquerelen, alle kleinbürgerliche Enge einer Garnisonsstadt und kleinkarierte Geisteshaltung vergessen.

Unvergesslich »bis an das Ende der Tage« bleibt das Erlebnis mit Andreas Övermann. Die schulische Lage spitzte sich ab der Sekundarstufe im Gymnasium langsam zu, die Vergleichswettkämpfe um die besseren Noten ebenso. Konnte in der Regel Kunze kaum jemand seiner Klassenkameraden notentechnisch das Wasser reichen, wurde der Primus einmal doch von Övermann überholt. Ob Latein, Deutsch oder Englisch, an das Fach kann sich Kunze nicht mehr genau erinnern, jedenfalls war der Miteleve dermaßen von den Socken, dass er völlig verdutzt aufstand und sich beim Klassenprimus Kunze wie aus einem Reflex dafür entschuldigte, dass er besser war als Kunze: »Heinz, du musst doch die bessere Arbeit haben!!«

Freunde in der Not gehen bekanntlich tausend auf ein Lot – und so ist es verständlich, dass mit wachsendem Schuldruck für viele die Oberstufe zum Einzelkampf, für einige sogar zum Einzelüberlebenskampf wird. Kunze war nicht nur Leistungsspitze, sondern jahrelang Klassensprecher,

dennoch stand er wie viele andere, die die Schulbank drücken mussten, relativ einzeln da. Obwohl eine Art Stubenältester, hatte er seine drei handverlesenen Freunde und damit einen winzigen Freundeskreis. Aber der hatte es in sich, denn er scharte sich um die weit und breit beste Schallplattensammlung. Man hörte gemeinsam die neueste von Can »Tago Mago«, einige Freaks trugen Haare bis zum Hintern und kiffen ohne Ende. Das Kiffen selbst konnte übrigens auch Kunze probenhalber einmal ausprobieren, aber den Wirkungen nichts Rechtes abgewinnen. »Don't bogart the joint my friend, pass it over to me«, dieses Lied sang er nicht lange mit ...

Wenn Heinz noch heute bei einem Glas Rotwein sein verstaubtes quadratisches Adressbuch zückt, von dem er behauptet, es sei sein Internet, weiß man, es wird ernst. Wer hier drinsteht, den vergisst er nicht. Vermutlich sind aber selbst hier die etwas schräger anmutenden Gestalten der heißen siebziger Jahre nicht notiert, von denen jetzt dennoch die Rede sein soll. Der rumänisch stämmige Alexander Polgar etwa, und Werner E. Ersterer der Sohn eines Meller Kleiderbügelfabrikanten, beide mit Bartansatz und vor allem einer eigenen Wohnung in Osnabrück, schon als Schüler. Alex flog aus der Schule wegen einer 6 in allen Fächern, agierte dann als DDR-Fluchthelfer, wurde von Ost-Geheimdiensten gejagt und betätigte sich als Schiffsreiniger in Neuseeland. Werner, der am liebsten eine schwule Fassbinder-Genet-Beziehung mit Kamerad Kunze eingegangen wäre, neigte noch zu verschärfteren Gangarten mit der Tendenz, den Boden des Gesetzes zu verlassen.

Auch in Werners Bude wurde im Alter von 14–16 Jahren begeistert Musik gehört, obwohl Heinz wesentlich mehr Platten besaß. Und selbst nach allerlei weniger angenehmen Erfahrungen wie Werners Einsitzen in einem spanischen Gefängnis wegen Schmuckschmuggels war sein späterer Musikladen keineswegs nur Drogenumschlagsplatz für Interessenten, sondern eine ewige Fundgrube für Musiker. Unter Freunden wurde da nicht lange herumgefackelt ...

Jahre später bei der Hochzeit des Bassisten Joschi Kappl begegnete man sich wieder. Man tauscht sich aus über die Karrieren. Werner, am traurigen Ende seiner Trinkerlaufbahn angelangt, fragt Heinz ganz ernst: »Du bist jetzt ein berühmter Mann. War's das wert, oder kotzt du dich selber an?« – Darauf antwortet Kunze ihm: »Ich muß machen, was du nie machen mußt: Kompromisse!« Heute sagt Kunze: »Ich hoffe, es geht ihm gut. Er ist kriminell und gewalttätig, aber ich liebe ihn. Er hat mich im entscheidenden Moment an die Eier gefasst.«

Die Episode ist verewigt in dem Poem »Flirt« [Mücken und Elefanten, 43]:

*Du hast mich kennengelernt
wie wir in der Schule die Römer
verklemmte Pfadfinder/immer nur Keile
und kräftig kalt duschen
aber ich/das sind mehrere
und du mußt schon die ganze/Belegschaft kennen
eh du entscheidest/ob du investierst
ich werde nie vergessen
wie mein Nebenmann mir/mitten im tiefsten Latein
an die Eier faßte/und vor uns stand
unsere Junglehrerin/eine Pfarrersgattin
und absolut schwanger/und nun führ dich nicht auf
als seist du ihre Fehlgeburt von damals
so wird das doch nichts/das schaffen wir nie
solange du die Hand nicht beißt
die dich füttert/oder wie.*

Nicht ohne Schmunzeln stellt Kunze heute fest: Es war mir eine Ehre, mit solchen verrückten Leuten zusammen gewesen zu sein. Heinz trug in der Zeit lange Haare und Kassenbrille und ließ es sich gefallen, wenn man ihn als »unseren Professor« und »unseren Trainer, der spinnt« titulierte.

Kunzes Klassenkamerad Jürgen Schnare, der als ebenfalls treuer Freund aus der Osnabrücker Schulzeit die Verbindung zu Kunze bis heute hält und als Pfarrer Beauftragter für Weltanschauungsfragen der Hannoverschen Landeskirche tätig ist, diskutiert schon früh geisteswissenschaftliche Texte und Autoren. Bisweilen kommt es da durchaus zu Wettstreitigkeiten der Gleichaltrigen, wenn es um die beste Deutschnote geht. Das Konkurrenzdenken wird jedoch auch hier in Kreativität umgebrochen, kanalisiert. Man redet nicht nur klug daher oder blufft den anderen, sondern setzt kooperativ eigene Akzente, wenigstens versuchsweise.

So entsteht eine mehrere Jahre in Texten von Kunze immer wieder auftauchende literarische Figur, nämlich »Kilian«.

In »Granit« hört Kilian mit seinem Freund Georg Musik von »Yes« »And You And I« und »macht seine erste Bemerkung nicht vor den klopfenden Basstönen Chris Squires und dem Einsetzen der geschlagenen Akkorde Steve Howes«. Das in eigenwilligem Schülerjargon abgefasste Stück bildet eine Momentaufnahme der ganzen Welt: kein Thema wird ausgelassen, von Kriegsdienstverweigerung bis zum Fußballfanatismus, Walsers »Ein fliehendes Pferd« hat ebenso Platz wie Friedrich Nietzsche als bessere Vorlage für Peter Hammill von Van der Graaf Generator, mit dem sich Kunze später anfreundete und 1993 »Offensichtlich Goldfisch!« übersetzen sollte;

Heidegger, Wittgenstein, Kamlah kommen als Philosophen ebenso ins Schülerstück wie die alten Griechen oder brandaktuelle Bildungsreformen. Wenn nicht gerade eine Hose aus dem Gitarrenkasten fällt oder ein Kumpel aus den Latschen kippt, sorgt eine neue Musikscheibe für den entscheidenden Perspektiv- oder Szenenwechsel. Man reibt und stößt sich an allem. Man trinkt. Man pubertiert. Man wehrt sich. Man wird Mann. Und immer wieder Musik.

Einer von Kunzes besten Freunden seit Jugendtagen, Gerhard Wolf, erinnert sich:

Musik hören war immer eines der wesentlichen Seiten in Heinz Leben. Sein Eintauchen in die für ihn gerade angesagten Songs sagten mehr über seine Gefühle und Sehnsüchte aus als seine Texte. Die Texte sind durchreflektiert, an ihnen hat er mit seinem Intellekt geschliffen, ihn dazwischen geschoben. Die Musik, in die er eintaucht, ist ein Spiegel seiner Seele.

Ende der 70er waren wir eine Clique zu viert und haben diese Haltung gegenüber der Rockmusik geteilt. Wir trafen uns bei Heinz im Keller oder gelegentlich bei mir. Wir tranken was, redeten über Gott und die Welt, hörten unsere Musik und spielten selbst hin und wieder was. Ohne dass wenigstens zum Schluss eine Hymne unserer Helden gespielt wurde, ging kein Abend zu Ende. Diese Musik war das Schiff, auf dem unsere Gefühle Fahrt aufnahmen. Wenn eine langerwartete neue Scheibe unserer Bands rauskam, waren diese Abende besonders aufgeladen. Würde die Platte den Helden gerecht werden? Wir waren inzwischen eher skeptisch, uns schien die hohe Zeit dieser Bands vorbei zu sein. Jethro Tulls »Too old to Rock & Roll: Too young to die!« war eine Enttäuschung gewesen – und was war Genesis ohne Gabriel? Trotzdem hofften wir jedes Mal, dass sie es diesmal geschafft hatten. Als »Songs from the Wood« rauskam, trafen wir uns. Wer weiß, woran es lag, aber an diesem Abend nahm, riss uns Ian mit seiner Band in eine andere Dimension. Mein Zimmer, in das wir uns gedrängt hatten, öffnete sich in einen unendlichen Raum. Mit der Stimme von Ian wurden wir eins, mit uns, unserer Freundschaft, und der Weite des Raums. Wir waren unverwundbar und zu allem bereit. Es dauerte lange, bis wir wieder auf der Erde ankamen.

Am nächsten Tag wussten wir kaum zu sagen, was das genau war, nur, dass es groß war. Dieser Abend hat unserer Freundschaft etwas eingeprägt, das uns nie verloren gegangen ist. Die Clique franste bald aus – Freundin bei dem einen, Studium irgendwo in Deutschland beim anderen. Aber die Platte hat ihren Zauber bewahrt. Wenn wir sie heute hören, klingt immer noch diese Nacht in uns an, wie aus einem Traum, der etwas Wesentliches, Unwiederholbares zu sagen hatte.

Wie im Keim, der das Ganze schon in sich trägt, ist hier HRK in nuce schon vollständig in seinem späteren Vorhaben und Lebensweg vorabgebildet. Der Sinn für Spannungsbögen zwischen Wörtern und Musik, vereinigt in Liedern, wird sein späteres Leben und Arbeiten durchgängig bestimmen. Das Gefühl für den anderen, seine Sicht und Denkungsart, seine Egozentrität als Künstler hat immer auch das Du, das dialogische Moment mit im Blick. Es kann gar nicht bei sich bleiben wollen, wirkt deshalb oft auch ein wenig exzentrisch. Und provokativ: *Wenn es Dich nervt, was ich singe und sage, macht nichts, sage es doch anders, besser genauer, wenn Dir anderes wirklicher, wichtiger erscheint.*« Dieses »Es« zwingt zu Auftritten, Lesungen, Konzerten. Was da so wunderbar mit dem Erwachsenwerden ringt, ist ein quicklebendiger Kunze, wie Besucher seiner Veranstaltungen es bis heute erleben.

Einer aber ragte unter allen Freunden besonders heraus: Mick Franke. Er war nicht nur ein Kamerad, der zum besten Freund wurde, sondern er war ein großer Herzensbruder. Zwar flog auch er wie so manch einer der frühen Chaoten-Freunde von der Schule, weil er dem Schulleiter zwar keinen Zacken aus der Krone gebrochen, aber einen Teil seiner Erziehungsanstalt unter Feuerlösch-Schaum gesetzt hatte – im Herzen von Heinz hat er immer einen festen Platz.

Bis heute – Mick Franke starb im gleichen Jahr wie Vater Kunze. Heinrich Franke, ein einflussreicher CDU-Politiker, war damals Präsident der Bundesanstalt für Arbeit und anfänglich von der politischen Couleur eher ein Feindbild für die jungen Rebellen. Der Vater von fünf Söhnen erinnerte sich: »Toll, Heinz, dass wir das geschafft haben!«, nämlich verwundbar zu bleiben und Feindbilder zu überwinden. Einen Sohn verlor er durch einen Verkehrsunfall, Mick war der Rebell und die drei Jüngsten schienen der Spur des Vaters argloser zu folgen. Einmal, an Micks Grab, nahm Franke sen. Kunze in den Arm und fragte: »Womit habe ich das verdient, zwei Söhne verloren zu haben?« Dann aber sagte er zu dem Herzensfreund seines Sohnes: »Ich weiß, dass mein Sohn sehr froh war, dass Sie beide zusammen waren!«

1971 spielte Kunze das erste Mal in einer Band: »Tim-Sah«, zu Deutsch Krokodil. Der »crocodile-Rock« war für den damals 14-Jährigen nicht nur aus der Sicht des Vaters außergewöhnlich. Der Konfirmand an den Keyboards und die drei Studenten spielten in der Melancthonkirche Osnabrück bei einem »tollen linken Pfarrer«. Im Gemeindehaus wurde der Probenraum mit Eierpappe lärmdämmend ausstaffiert und »einen Wolf geprobt«.

Es folgten noch drei, vier Auftritte und die erste Tournee ging immerhin bis Bersenbrück, wo sie der Jugendclub mit Bubbleblasen à la Pink Floyd empfing.

Das »Wunderkind von Osnabrück« durfte noch gar nicht singen, sehnte sich aber bereits danach, eigene Stücke mit in die Band einzubringen. Eigene Wege gehen und gehen müssen, bedeutet immer auch Abbiegen, Hauptstraßen verlassen, Nebenwege gehen. Und so verließ Kunze recht bald den Pfad der alten Herren, um neue zu finden. Weil die alten Herren gegen die Aufnahme eigener Arbeiten plädierten, hielt er ihnen ein jugendlich aufmüpfiges »... dann fickt euch!« entgegen. Sein Stück »Bridge to the Moon« wollten die alten Hasen sich von dem jungen Spunt für die erste Platte nicht aufdrücken lassen.

Silvester 1971/72 ging es mit eigenem Geld an ein ganz gewagtes Projekt: die erste Platte, die leider nie erschienen ist, mit Rainer Tylle. Immerhin hatte er als Keyboarder schon etwas zu bieten und wurde bereits von anderen Bands eingeladen. »Ich sollte immer nur mitspielen, was Ältere angerichtet haben«, das ließ ein Heinz Rudolf Kunze – der von sich heute noch sagt: »Ich: mein härtester Zuhörer« – nicht auf sich sitzen und zog die Konsequenzen.

Originalton HRK:

»Als ich angefangen hatte, Musik zu machen, gab es viele Altersgenossen, die so vollkommen genug damit hatten, wenn sie etwas gecouvert haben. Das waren meistens auch ganz tolle Hechte, die hatten mehr Mädels und sahen besser aus als ich, und wenn die erst mal »Smoke on the Water« nachspielten, hatten sie auch gleich Erfolg. Das kannte schon jeder, und das war natürlich sozusagen die einfache Fahrkarte zum kurzfristigen Glück. – Aber das hat mich eben nie interessiert. Ich wollte immer daraus was lernen, was mit mir zu tun hat, also was kann ich davon raussaugen, und wie kann ich dabei weiter kommen, wie kann ich damit etwas machen, für mich und von mir. Mich da einfach nur dranzuhängen, hat mich nie interessiert.

Das hat ja auch meinen Klavierlehrer so zur Verzweiflung kommen lassen, einen netten, geduldigen Mann, dem ich immer schon gesagt habe, sobald ich überhaupt angefangen habe nachzudenken: »Wissen Sie, ich möchte von Ihnen schon Fingersatz lernen und ich möchte noch ein bißchen weiterkommen, aber das interessiert alles nur bezogen auf mich. Ich habe überhaupt kein Interesse, irgendwann mal perfekt Schubert und Beethoven nachspielen zu können. Ich will das nur insoweit lernen, bis ich sagen kann: Halt!, jetzt kann ich links abbiegen in meine Richtung, bis ich mich genügend auskenne, daß ich meine Ideen, die mir durch den Kopf geistern,

damit ausdrücken kann. Dann höre ich hier auch bei Ihnen auf. Ich habe überhaupt kein Interesse daran, Konzertpianist zu werden.«

Mir ist ein Rätsel und ist es heute noch, wie jemand seine Erfüllung darin finden kann, das Werk eines anderen perfekt zu verkörpern. (...)

Es hat mich auch in der Rockmusik nie interessiert, wenn Leute sich nur Texte einverleiben von anderen. Leute wie Tina Turner oder Joe Cocker sind mir eigentlich immer relativ gleichgültig gewesen, weil sie Sachen anderer Leute singen. Ich mußte immer das Gefühl haben, der singt mir das vor, wo er total dahinter steht, was von ihm ist oder von ihr.

Deshalb habe ich wohl auch so wenig weibliche Vorbilder. Außer Joni Mitchell fällt mir da wenig ein. Vielleicht Laurie Anderson, das gefällt mir sehr gut, weil sie das eben auf eine sehr moderne Art gemacht hat, die ist sozusagen eine weibliche Eno. Bei Joni Mitchell habe ich mich immer so wohl gefühlt, weil ich das Gefühl hatte, bitte nicht mißverstanden, es ist egal, ob sie eine Frau oder ein Mann ist, sie ist einfach ein großer Künstler Schrägstrich -in. Ihre Poesie ist so stark, daß das für mich keine Rolle spielt, ob sie eine Frau oder ein Mann ist. Und sie hat schon eine sehr weibliche Stimme, eine verrückte, verrauchte, ironische, zarte, biestige, alles drin – aber das hat mich bei ihr nie gestört. Sie hat eine Klangfarbe, die mich einfach erreicht. Sie kommt aus einem kanadischen Folkclub, genau wie Neil Young. Sie hat auch sehr früh schon beide kennengelernt. Und dann war sie eine Zeitlang bei Crosby, Stills und Nash die Geliebte von Crosby und Nash, nacheinander. Was aber nicht heißen soll, daß sie sich hochgeschlafen hat, sondern sie hat sehr viel mehr Talent als sowohl Crosby als auch Nash. Sie hat in den 80er-Jahren legendäre Konzerte gegeben mit John (Jaco) Pastorius am Baß. Sie hat mit Charles Mingus gearbeitet, das ist eine richtig musikalisch versierte Frau, und sie schreibt wirklich begnadete Texte, das sage ich ja selten.

Ansonsten haben mich einfach eben nur Männer angesprochen. Und wenn du jetzt die taz wärst, würdest du wieder schreiben, Kunze ist musikalischer Rassist (lacht), Geschlechterrassist (lacht).«

Bis, ja, bis sein »Entdecker« Matthias Westing auf den Plan trat. »Man hört deine Orgel nicht, dein Kabel wackelt!«, rief er Kunze bei einem Auftritt zu und krabbelte unter der Bühne, um das Kabel zu halten und den Wackelkontakt zu beheben. Er war ein naturwissenschaftliches Genie, ansonsten ziemlich verklemmt und oft reichlich komisch. Matthias war seinem Freund Heinz gegenüber loyal bis zur Aufopferung. Noch heute schmerzt es Kunze, dass er so früh an Krebs verstarb. Und das genau in dem Jahr, wo er seine erste Freundin fand, die ihn bis zum Tode pflegen musste. Westing indessen war es, der nicht nur Songs schrieb, sondern seine technischen Begabungen einsetzte, um Heinz im sagenumwobenen Keller aufzunehmen

und ihn in die ersten Geheimnisse des Playbackverfahrens einzuweihen. Die erste Orgel, die heute noch in den Madagaskar-Studios steht, bekam Heinz von seinem Vater. Westing schenkte ihm eine E-Gitarre, Marke Fender Nachbau und einen E-Bass und die Lage wurde ernster.

Die Wegbereiter in der Chefetage

Sein mainfränkisches Märchen aus Würzburg, das ihn schlagartig in das Rampenlicht der musikalischen Fachwelt gerückt hat, erzählt Heinz Rudolf Kunze am besten selbst:

»Man kann sagen, daß meine offizielle Biographie anfängt mit einem richtigen Paukenschlag! Denn damals habe ich mich beworben – als Lehramtsstudent! – beim Bayerischen Fernsehen, Song Nachwuchsfestival – und das war wirklich der erste überhaupt eine Rolle spielende Auftritt in meinem Leben. Vorher habe ich zehn- bis zwölfmal als Student in Studentenkneipen gespielt. (...) Da habe ich mir dann im letzten Moment einen Ruck gegeben, vor dem Examen, und habe mir gesagt, ich probier's noch einmal. Und dann wurde ich ausgesucht unter all den Bewerbern und habe das dann auch noch gewonnen, zur größten Überraschung von Mick Franke und mir.

In der Jury saß dieser Ado Schlier vom Bayerischen Rundfunk, der große Chanson- und Liedermacherexperte dort, Klaus Doldinger saß drin, mein Namensvetter Michael Kunze, mit dem ich tatsächlich nicht verwandt bin, obwohl wir beide ähnliche Arbeit machen. Dann war da noch der Rainer Cabanis, der langjährige Programmchef von Radio FFN und von Radio Hamburg und andere. Moderiert wurde das Ganze von Bill Ramsey, das war sehr nett, sehr kollegial, ein sehr hilfsbereiter alter Herr. Damals gab es ja diese unglaubliche Fiebersituation, die Industrie war ja wirklich auf den Hacken und wollte alles einkaufen, weil die Neue Deutsche Welle gerade im Gang war. Und man hatte wirklich die phantastische Situation, so etwas gibt es ja heute gar nicht mehr bei irgendeinem Nachwuchsfestival, daß sie alle da waren, alle deutschen Plattenfirmengewaltigen und Verleger, die es überhaupt gab. Die saßen in den ersten zehn Reihen vom Stadttheater Würzburg.

Wir waren dann in der Endausscheidung. Es gab dann drei Sparten, einmal reiner Rock, dann Folk, Lied, Song und Jazz. Und bei Folk, Lied, Song war ich natürlich, und nachdem unser Auftritt mit einem gigantischen Erfolg, mit einem riesigen Applaus endete, ich wusste gar nicht, wie mir geschah, gehe ich völlig benommen von der Bühne, nach nur zwei Liedern, Bestandsaufnahme und Balkonfrühstück. Und am Bühnenausgang, ich konnte

noch nicht einmal ein Handtuch nehmen, steht ausgerechnet Ralph Siegel, der mir sofort ein Angebot machte. Er sagte: »Wir müssen morgen frühstücken!« Ralph Siegel war mir natürlich bekannt als Schlagerproduzent, der auch eine Firma Jupiter Records hatte, wo auch Rockbands erscheinen, aber eigentlich war er hauptsächlich auf Schlager ausgerichtet. Deswegen war ich etwas verduzt über sein Ansinnen, aber er machte das sehr nett. Ich sagte, gut, gerne, dann gehen wir morgen frühstücken. Und kaum hatte ich mich abgetrocknet und umgezogen, kamen dann die anderen alle: Polydor, Sony, die hieß damals noch CBS, die Metronome, die Teldec, die RCA, wie sie alle hießen, mit ihren Chefs und redeten mit mir und sagten, wir bleiben in Kontakt, hier ist meine Karte, bitte melden Sie sich bei uns. Ich habe an dem einen Abend, noch bevor ich als Sieger gekürt wurde, schon fünf Plattenverträge angeboten bekommen. Das ist eine Märchengeschichte!

Später wurde ich zum Sieger ernannt, und dann kam ich hinterher in eine wunderbare Würzburger Kellerkneipe, so ein Ritterkeller, da steht mir plötzlich ein blonder, breit grinsender Mann gegenüber mit einem donnernden Selbstbewußtsein, ich renn so in ihn hinein beim Reinkommen, und er sagt: »Herr Kunze, ich grüße Sie, Siegfried Loch.« – Und ich sagte: »Angenehm, Kunze« und ging weiter. Ich hatte keine Ahnung, wer das war. Aber er wurde dann eben mein verehrter Chef, den ich über alles in dieser Branche liebe. Er war auch ein bißchen verduzt, daß ich mit seinem Namen gar nichts anfangen konnte, denn das war er nicht gewohnt. An und für sich war er nur gewohnt, daß Musiker auf die Knie gehen, wenn sein Name fiel. Er guckte mir etwas verblüfft hinterher, und Mick Franke nahm mich dann zur Seite und sagte zu mir: »Sag mal, bist du wahnsinnig, weißt du, wer das war?!« – Ich sage: »Nee, weiß ich nicht, wer war denn das?« – »Ja, das ist Siegfried Loch, einer der wichtigsten Leute im Gewerbe und ein ganz extremer Macher-Typ«; was auch stimmte, er war einer der drei wichtigsten Leute in Deutschland, die etwas bewegten Anfang der 80er-Jahre.«

Siegfried E. Loch hat mit The Rattles, Dave Brubeck und Jerry Lee Lewis zusammengearbeitet, baute Katja Ebstein und The Can auf und gilt als Entdecker von Klaus Doldingers Passport, Marius Müller-Westernhagen, Ideal und Heinz Rudolf Kunze. Nach Erfahrungen in den Chefetagen verschiedener Agenturen hat er sich nach den Wandlungen der internationalen Platten Großindustrie erfolgreich selbstständig gemacht.

In einem Telefonat teilt Siggi Loch, der heute im Münchner Raum sein eigenes Label erfolgreich betreibt, rückblickend mit:

»Der Heinz Rudolf ist mir ein lieber Mitmensch, ich würde das Wort Freundschaft nicht strapazieren wollen, weil richtig befreundet sind wir nicht, aber ich habe ihn natürlich immer beobachtet, seinen ganzen Werdegang verfolgt,

und ich habe möglicherweise etwas beitragen können zu seiner Karriere. Das kann man festhalten.

Der Heinz Rudolf ist mir begegnet zu einer Zeit, wo sich die deutsche Phonoakademie noch wirklich um Nachwuchsförderung bemüht hat, das fiel in die Zeit, wo ich auch Vorsitzender war von dem Verein. Aber danach hat sich das alles geändert. Dieser Nachwuchswettbewerb war eine der letzten kulturell wirklich wichtigen Veranstaltungen, dieser Wettbewerb in Würzburg. Da ist mir sozusagen, wie das manchmal in meiner Karriere passiert ist, so eine Art Blitz-flash begegnet, und dachte, das ist ein großartiges Talent, und habe sofort mit ihm einen Dialog begonnen, der damit endete, dass ich ihm einen Vertrag angeboten habe, den er letztlich auch angenommen hat, was ihm dann auch letztlich sehr gut bekommen ist ...

Und er ist in jeder Beziehung dieser Einschätzung auch gerecht geworden. Ich meine, er ist das große Talent, das ich in ihm vermutet habe, und danach habe ich mich immer nur gefreut, wie er sich entwickelt hat.

Dann haben wir uns gelegentlich gesehen und sind uns auf der Straße begegnet, ich glaube sogar in London mit großer Freude und Hallo. In letzter Zeit haben wir nicht mehr so viel Kontakt, aber das ändert ja nichts an der Wertschätzung – ich freue mich zu hören, dass es eine gegenseitige Wertschätzung ist. Das ist ja nicht immer so, dass man als Produzent, wenn man den Weg eines Künstlers begleitet hat, so geschätzt wird. Dann ist das Ende oft so, dass sich der Erfolg eingestellt hat, ab da ist der Künstler ja immer nur allein für seinen Erfolg verantwortlich und alle anderen haben eigentlich nichts dazu beigetragen. Heinz Rudolf Kunze gehört offenbar zu den wenigen, die sich daran erinnern, dass es offenbar auch einmal Leute gab, die in der Frühzeit seiner Karriere vielleicht die eine oder andere Weichenstellung zu verantworten haben.«

Das »WEA-Märchen« sorgte von der Chefetage her für gute Stimmung. Phantasie, Kreativität und reale Macht paarten sich hier mit einer Herzlichkeit, die nicht vor der Probestür im Kellerraum Halt machte. Die Pressechefin Elfi Küster etwa war für Kunze wie eine zweite Mutter. Als sie sich nach zwanzig Jahren als Presse- und Promotionchefin »im zarten Alter von 52 Jahren« (Die Welt 2/2000) noch selbstständig machte und ihr fünfjähriges Firmenjubiläum mit Australiens Jodelqueen Mary Schneider feierte, gesteht Kunze: »Ich vermiß Elfi noch immer«.

Kunzes Mitreferendarin Elke Kantian erinnert sich noch genau an die ganz heiße Phase der Referendariatszeit. Ob Bloch, Schopenhauer oder Adorno, emsig wurde gelesen und immer wieder diskutiert. Und Heinz verschlang die Buchstaben förmlich. In Münster hatte er eine Phase, in der er sich auch besonders für Musils Mann ohne Eigenschaften interessierte,

erinnerte sich die Kommilitonin. In Hannover hatten wir dann eine intensive Phase, in der sich beide mit Sigmund Freuds Werk beschäftigten. Hier wurden Entdeckungen über das Unbewusste gemacht, eine Vorlesung über Traumdeutung besucht und ständig durch Eigenlektüre der Stoff vertieft. In der Studentenkommune wurde sehr viel gearbeitet, diskutiert, Unterricht vorbereitet und gehalten, an studentischen Demonstrationen gab es kein Interesse. Tagsüber trank man sehr viel Kaffee und am Abend auch schon einmal Wein. Jahre später erkannte sie ihren damals angehenden Lehrerkollegen in einem Morgenmagazin wieder, wie er doch der ganz wie früher »Alte geblieben war, in seiner Haltung, sehr bestimmend, mit klaren Zielsetzungen, überlegt, bestimmt, aber richtungsweisend«. In liebevoller Kleinarbeit verschenkte er zu Weihnachten immer wieder eigene Gedichtbände mit persönlichen Widmungen.

Elke Kantian, damals noch unverheiratete Buning, hat bis heute noch das Telegramm auf dem Regal mit der Einladung zu dem Würzburger Nachwuchsfestival, das das große Knistern ausgelöst hat. Als sie nach einem Kneipenbesuch noch einen Abschlusswhiskey unterm Dach tranken, träumten beide davon, was Heinz einmal machen würde, wenn er einmal berühmt sei. »Da werde ich dich nie vergessen, immer wieder zu dir finden, und wir werden uns immer wieder einmal treffen«, lautete die Antwort. Und tatsächlich, so kam es auch. Als acht Wochen vor dem Zweiten Staatsexamen das Telefon nach dem Songcontest in der Studentenbude nicht mehr stillstand, war der angehende Lehrer weg vom Fenster der schulischen Laufbahn. ...

Weiter im O-Ton HRK:

»Kurze Zeit später wurde Alfred K. Schacht dann mein geliebter alter Anwalt und Verleger, der als unser Anwalt und Verleger unsere Verhandlungen mit den Plattenfirmen führte. Es spitzte sich dann zu auf Polydor, RCA und WEA, und er hat sich dann nach langem Nachdenken für WEA entschieden. Ab da ging es Schlag auf Schlag. Ich hatte gerade noch Zeit zurückzugehen und meine theoretischen und praktischen Prüfungen an der Uni zu machen. Und bin dann praktisch direkt von der Uni, man kann sogar sagen, gependelt, während die erste Platte gemacht wurde, im Frühjahr 81.

So lernte ich dann meine nächsten Promis kennen im Rüssel-Studio von Otto Waalkes. Unter anderem Otto, der war auch öfter da. Dann lernte ich auch gleich in den ersten Tagen unserer Aufnahmen Udo Lindenberg kennen. Der kam manchmal reingeschneit und hörte einfach zu.

Eine dritte Schlüsselfigur in der Anfangszeit war natürlich Voormann. Das kam so: Sigggi Loch machte sich große Sorgen, ob Mick Franke, mein Freund, der mich in diesen Beruf reingeholt hatte, denn wohl der rich-

tige ist oder ob ich nicht einen Hochkaräter brauche. Also bestellt mich der Boß zu sich und sagt: Ich habe jetzt den Bassisten für Sie gefunden, das ist Klaus Voormann. – Und ich sage. Sagen Sie das noch mal! – Ja, Klaus Voormann. – Ich sage: Der Klaus Voormann? – Ist ein Freund von mir, lebt jetzt wieder in Hamburg, hat genug von Los Angeles und hat viel mit Harrison da gemacht – und auch noch mit John Lennon, der ja ganz kurz erst tot war, hat mit Randy Newman Platten gemacht und mit allen möglichen Leuten. Aber er möchte wieder nach Deutschland zurück und ist jetzt hier. Den stelle ich Ihnen mal zur Seite.

Sprach der Chef, so daß man nicht widersprechen sollte. Und wer wäre ich auch gewesen zu widersprechen? Ja, und dann ging es eigentlich Schlag auf Schlag. Ich wurde von der Plattenfirma rumgereicht, Fernsehen, Radio, und lernte dann dabei sehr, sehr viele Leute kennen, so daß es schwer fällt, die richtige Reihenfolge einzuhalten.

Ganz wichtig war dann im Frühjahr Klaus Wellershaus, der mit mir in der Hamburger Fabrik eine Live-Produktion für den NDR fürs Radio machte, meine erste Radio Live-Sendung. Zunächst eine sehr spröde Begegnung. Er war irgendwie sehr gestreßt und nicht sehr freundlich, nicht sehr aufmerksam. Hinterher sind wir dann engste Freunde geworden. Er und Siegfried Schmidt-Joos in Berlin sind die beiden Radioleute, die mich am meisten gesendet haben. Immer wieder, hemmungslos, in aller Ausführlichkeit. Die mich in Norddeutschland und Berlin durchgesetzt haben, kann man sagen.

Meine erste Fernsehsendung hatte ich mit IDEAL, auch unvergeßlich. Und im Laufe der Jahre habe ich sie irgendwie alle, die in Deutschland irgendwie Musik machen, kennengelernt, mit ganz wenigen Ausnahmen. Der einzige, den ich nie getroffen habe, was ich sehr, sehr bedaure, ist Franz Josef Degenhardt.

Marius habe ich auch frühzeitig kennengelernt, weil wir bei der gleichen Firma sind/waren, da läuft man sich immer über den Weg. Im Gegensatz zu ihm kann ich es mir halt nicht leisten, sechs Jahre lang nichts zu machen, ich kann mich nicht so bequem zurücklehnen, wie er das halt kann, ein wichtiger Unterschied.

1983 traf ich dann Herbert Grönemeyer. Zwar spielte er da noch in der Markthalle Hamburg vor 50 Leuten, da hatte ich sie schon dreimal ausverkauft. Aber er hat mich ja dann, wie wir alle wissen, gründlich überholt (lacht). – Grönemeyer war dann bei mir im Konzert, war auch sehr angetan, gefiel ihm gut, und seit der frühen Zeit kenne ich ihn. Ist natürlich schmerzlich, von einem genau gleich alten Kollegen dermaßen überholt zu werden, wie es dann mir mit ihm ergangen ist, aber zumindest habe ich immer öffentlich gesagt, es hat keinen Schlechten getroffen.

Im Laufe der nächsten Jahre habe ich sie alle kennengelernt, Klaus

Hoffmann, Ulla Meineke, die Nena, den Niedecken und den Lage und den Maffay.

Ja, Peter Maffay, das ist eine ganz besondere Geschichte: richtig kalt und heiß. Ich habe ihn 1983 in einem Artikel im Tipp in Berlin mal sehr beleidigt, sehr rotzfrech, da habe ich richtig vom Leder gezogen und ihm ans Bein gepinkelt als junger Hecht, der sich eben einen Namen machen wollte. Und das war auch schon frech, das gebe ich zu. Und dann ist etwas sehr Tolles passiert, eigentlich ein Musterbeispiel, wie man in dieser Branche miteinander umgehen sollte. Da ruft mich Fritz Rau an und sagt, dieser Artikel habe ihn sehr geärgert und seinen Künstler Peter noch viel mehr, und warum ich so was mache und das müßte man mal ausräumen und ich sollte doch mal nach Frankfurt kommen. Er lädt mich also ein in die Festhalle zum Maffay-Konzert; dort müßte man mal miteinander reden.

Und dann bin ich da mit meiner Frau hingefahren, wir haben das Konzert (Karambolage) gesehen. Es war ziemlich beeindruckend. Erstens mal, weil es rappelvoll war, und dann auch noch, weil es sehr professionell war, aber das ist auch das Übliche bei ihm, er hatte ja immer eine sehr gute Band. Also ein Profi-Konzert, richtig professionell abgezogen, und dann wurde ich hinter die Bühne gebeten. Und da saß ein Peter in seiner typischen Laune, sehr moody, sehr angespannt und sehr ernst, und fragte mich, warum ich ihm das angetan hätte, das hätte ihn sehr gekränkt. Da war ich baff. Und ich stammelte dann, ich hätte gar nicht gedacht, daß Sie a) das Ganze überhaupt zur Kenntnis nehmen und b) daß Sie das bei ihrem Ruhm und Status überhaupt anmacht. Doch, sagte er, es hätte ihm weh getan, und ob denn so etwas nötig wäre. Und dann haben wir eine Stunde geredet und sind ganz gut auseinandergegangen. Ich habe mich entschuldigt und habe gesagt, das mache ich nie wieder, jetzt, wo ich Sie getroffen habe, jetzt könnte ich das auch gar nicht mehr, weil Sie sind ja wirklich ein ganz netter. Und das tut mir ehrlich leid. Seitdem haben wir ein sehr gutes Verhältnis. Maffay ist ein gerader Typ, der sagt dann, was er denkt, und hält nicht hinterm Berg und das ist immer besser so.«

Durch Fritz Rau, das Urgestein deutscher Promoter, lernte Kunze dann auch Jethro Tull kennen, durfte mehrfach mit denen zusammen sein:

»Das schönste Zusammentreffen war nach meiner Draufgänger-Tour, wo ich mir in Köln auf der Bühne den Fuß gebrochen habe(hatte) beim Rumtoben, dann mußte ich eine Weile an Krücken wieder humpeln, und Rau lud mich dann zu einem Open Air (mit Procul Harum und Tull) nach Osnabrück ein ins Fußballstadion: Und dann durfte ich auf der Bühne sitzen neben dem Monitormischer und den Takt mit den Krücken mitschlagen.«

Altrock Udo Lindenberg erhielt 1986 eine ganz besondere Hommage von seinen Kolleginnen und Kollegen: »Hut ab!«. Die Liste ist lang und reicht von Wolfgang Ambros über BAP, Klaus Doldinger, Henry Maske, Uwe Ochsenknecht, Fritz Rau, Rio Reiser, Otto Waalkes, Stefan Waggershausen bis Johann Zambryski bei den Männern und von Ulla Meinecke, Inga Rumpf, Pe Werner bis Nina Hagen bei den Frauen, um nur einige zu nennen.

Den vierspaltigen Haupttext für das aufwändig und liebevoll produzierte Booklet steuert Heinz Rudolf Kunze bei:

»Der Betriebsratsvorsitzende – ein Kollege gratuliert: Zu sagen, man käme als deutscher, speziell: deutschsprachiger, Rockmusiker an Udo Lindenberg vorbei – das käme dem lächerlichen Versuch gleich, Eulen nach Gronau zu tragen. Man muß ihn nicht einmal mögen, obgleich auch das alles andere als eine Schande ist: Die Rolle, die er seit einem Vierteljahrhundert in unserem Sprachraum einnimmt, ist in ihrer weitverzweigt anstiftenden Wirkung einzigartig. Nicht daß er stilbildend eine Schar von imitierenden Jüngern nach sich gezogen hätte – dafür ist seine Art des Vortrags denn doch zu eigen, zu untrennbar mit seinem Gestus, seiner »Denke verknüpft« – aber die Behauptung, daß mit ihm die Rockmusik in deutscher Sprache recht eigentlich begonnen hat, ist mittlerweile bewiesene Geschichte, ja Legende. Udo Lindenberg hat mit seiner Mischung aus Flapsigkeit, verletzter Zartheit und abwehrender Coolness Türen aufgemacht, von denen viele, die nach ihm kamen, gar nicht ahnten, daß sie vorhanden waren. Kein Guru, kein Übervater, vor solchen Vergleichen würde es ihn grausen – aber ein Wegbereiter, die Freiheitsstatue am Ausgang des Hamburger Hafens. Udo hat mir und zahllosen Kollegen vorgemacht, daß das geht: Die glückliche, lockere Versöhnung unserer kantigen, knirschenden, konsonantenreichen Muttersprache mit der biegsamen, vieldeutigen, groovenden Musik der Leute aus Liverpool und Memphis (...)

Lieber Udo, ich wünsche Dir alles Gute für die nächsten Fünfundzwanzig. Die Zeiten werden immer schneller, die Leute immer vergeßlicher, aber ein paar Künstlern wie Dir sollte es gelingen können, noch länger im Rodeo mit der Furie des Verschwindens die Oberhand zu behalten und im Sattel zu bleiben. Ich werde Dir nicht vergessen, daß Du Dich für mich – wie für viele andere Kollegen – schon interessiert hast, als ich noch ein ganz kleines Licht war. Hut ab, Udo. Nein, nicht Du. Laß' ihn ruhig auf, wir sind alle eitel. Wir, Deine Kollegen, nehmen ihn ab. Vor Dir. Kurzweilig ergriffen. Dein Heinz Rudolf Kunze«

Weiter im Originalton Kunze:

Später hat mich die WEA im Zuge von Lola auch bei Ray Davis vorgestellt, der dabei auch die deutsche Version meiner Platte (Ausnahmestand, Anm. d. Vf.) offiziell übergeben bekam und sich auch sehr nett dazu verhalten hat.

Irgendwann schickte mich die WEA als offizieller Presseschreiber für ihr offizielles Presseblättchen nach London zu Randy Newman. Das zweit schönste Kompliment, was ich je von einem Internationalen bekommen habe, ist von Neil Young, aber das schönste ist von Randy Newman. Als er das letzte Mal in Deutschland war, konnte ich nicht zum Konzert kommen und er hat meinen Freund Seth nachher gefragt: »Where is Heinz?«

Neil Young gab mir ein Interview für den Musik Express, Anfang der 90er Jahre. Er hatte einen ganz harten Interviewplan, und es war genau auf die Minute alles eingeteilt, weil er irgendwie am gleichen Tag noch aus Hamburg weiter mußte. Man achtete sehr auf die Zeit, nach genau 45 Minuten kam seine Sekretärin rein, aber er sagte: »Geh doch noch mal raus, wir brauchen noch eine Viertelstunde!«

Ja, auch Townshend habe ich kennengelernt, bei Günter Jauch, als er noch beim ZDF war mit »Na so was«. Da waren wir in der gleichen Sendung, er mit »The Iron man« und ich mit »Alles, was sie will«. Ich habe lange überlegt, wie ich ihn anspreche, ich will ihn ja auch nicht langweilen und so, und solche Leute haben ja ihr Leben lang gehört, daß sie wichtig sind und bedeutend. Aber dann bin ich zu ihm hin und habe gesagt: »Ich könnte Ihnen nun einen Arm voll Platten entgegenstrecken. Wissen Sie, Sie haben mein Leben entscheidend beeinflußt. Ich bin Ihretwegen Musiker geworden – und wenn Sie mir zumindest das Buch »Who's ...« unterschreiben würden, würden Sie mir schon einen großen Gefallen tun.« Das hat er auch gerne gemacht, und dann haben wir ein paar Worte gewechselt, und ich habe ihm erzählt, daß das erste Konzert meines Lebens eben »The Who« war ..., er hat sehr, sehr nett zugehört. – Ich war dann in der Sendung vor ihm dran, er schlägt mir auf die Schulter und sagt: »Und nun, mein Sohn, geh raus und tu es!« – Das werde ich, bis ich sterbe, nicht vergessen ... Gerade bei den internationalen Künstlern kann ich unterm Strich sagen: Je berühmter, desto netter, desto unkomplizierter, desto menschlicher, desto weniger Affekt.«



*Interview mit
Neil Young, 1992*

*Auch wenn mein innerer Pfaffe
schon mal von Treue tönt –
noch hab ich mich
noch hab ich mich
an nichts
gewöhnnt*

Noch hab ich mich an nichts gewöhnt. Deutsche Wertarbeit, 51.

Kunze hört die Flöhe husten und das Gras wachsen. Es ist an der Zeit, dass mehr als nur etwa jeweils ein Drittel seiner Texte vertont werden. Das heißt auch, dass davon wieder nur etwa ein Drittel veröffentlicht worden sind. Was hier über ein Vierteljahrhundert künstlerisch entfaltet wird, ist eine Chronologie des Weltgeistes aus deutscher Sicht. Mit der ihm eigentümlichen Sensibilität und sprachlichen Empfindsamkeit geht Kunze keinem wesentlichen Thema aus dem Wege.

Dies lässt sich in unseren Tagen besonders gut an dem in der aktuellen »Friedensdekade zur Überwindung von Gewalt« erneut hörenswerten zweiten Kunze-Album von 1982 »*Eine Form von Gewalt*« zeigen. Erschienen zu einer Zeit, wo Wiederaufrüstung und Pershing-Stationierung zu Recht die täglichen Diskussionen mitbestimmten. Mannigfaltig sind die Facetten der Gewalt, die dem Mann mit den 1000 Antennen begegnen, ins Auge stechen, ja ihn geradezu himmelschreiend nach einem Brüllzimmer Ausschau halten lassen, das sich jeder einrichten sollte, um so *den Abscheu vor sich selbst und den Abscheu vor den anderen loszuwerden. Gäbe es wenigstens Trostbücher! Doch es gibt ihrer nur sehr wenige aus dem einfachen Grund, weil es keinen Trost gibt.* [59]

Kunze sitzt vor einem Schachbrett mit einer roten Kugel. Das Cover versetzt ihn ein wenig in die Rolle eines Gottes, der mit einer Weltkugel spielt. Die Farben schwarz, weiß und rot könnten eine Anspielung auf die preußischen Flaggenfarben sein. In dem prophetischen Stück »Lamm Gottes«, das bei einem Anblick eines Fotos aus Holger Strohm's Buch »Friedlich in die Katastrophe« entstanden ist, heißt es, die Empathie des Hörers oder der Leserin herausfordernd:

*Und siehe es wird euch
ein Lamm geboren
und eine Hand hält es euch ins Bild
und ihr kriegt eure Augen
nicht mehr los von dem
was euch da entgegenquillt ...
Das Lamm Gottes kann nicht mehr schrein
Das Lamm Gottes kann nicht mehr schrein.*

Kunze kann dem Frust Ausdruck verleihen. Den alltäglichen Schmerz in eine Form bringen, die dann doch hilft, das Schrecknis des Lebens zu verringern. Aber eben nicht auf die billige Tour. Und eben nicht auf Kosten der anderen.

Die 80er-Jahre waren einesteils gebeutelt von den Nachwehen der Ölkrise der Dekade zuvor, andererseits gezeichnet von den kriegesischen Versuchen der Besitzstandswahrung der reichsten und mächtigsten Länder. In *Bleiben wir doch einfach übrig* wittert Kunze Kriegsgefahr durch *Neutronald Reagan* [57], den er ohne Weiteres in seinem Kopf *in den Grenzen von 1933* zu denken wagt. *Der Präsident* geht an den Supermacht Mann vom *freisten Land der Welt heran*, der immerhin tolle Comics für die atombombengeschädigten Japanerkinder und ein Galatänzchen mit einer Japanerin übrig hat. In einem Interview mit Jean Jacques Soukup im Berliner Steigenberger Hotel Mitte der 80er-Jahre lässt Kunze die erkaltenden und langsamen 70er-Jahre Revue passieren und warnt:

*Glaubt keinem Sänger!
ist meine erste und letzte Parole
Glaubt keinem Sänger!
schlachtet die Idole
Sie lachen euch aus
auf ihrem vorgeschobnen Posten
Sie werden einfach alt
auf eure Kosten
Sie lieben euch alle
Sie lieben euch sehr
Und mögen sich selbst
schon seit Jahren nicht mehr
Und ihr fühlt euch so verstanden
so ermutigt und gemeint
doch man kommt sich schnell abhanden
wenn man jede Nacht öffentlich weint.*

Er erinnert sich:

»Ich war sehr brav und habe sehr angestrengt meine Schulzeit bis zum Abi betrieben. Dann nahtlos an die Uni, habe da zunächst mal studiert an einer sogenannten Reformruine, nämlich Osnabrück. Das ist eine Uni, an der vieles unausgegoren und vieles früh festgefahren war. Solange ich da war, gab es keine Studienordnung und keine Verbindlichkeiten: nichts Richtungsweisendes. Alle Studenten, alle Leute, die da hinkamen, wurden eher treibengelassen. Und dann bin ich irgendwann in die geographisch naheliegende und ansonsten völlig entgegengesetzte Uni Münster gegangen, wo alles ganz anders war. Eine ganz richtige erkonservative Bastion, speziell in meinen Fächern Germanistik und Philosophie –, wo jeder Schritt, den Du tun konntest, verschult und überprüfbar war. Das war in den Siebziger Jahren, den langsamen, den erkaltenden Siebziger Jahren. Und ich habe ja nun nicht – wie der Kollege Wecker oder wer weiß ich jemand – irgendeine spektakuläre Vergangenheit vorzuweisen, mit Selbsterfahrung, Pornokino, Rauschmeißertum, Abstecher nach Amerika oder Carlos Castaneda. Ich bin also sehr zielstrebig da durchgelaufen. Ich bin ganz einfach unmittelbar, bevor ich Lehrer werden sollte, bevor also alles klar war, ausgestiegen. Ich hatte zwar diese Lieder immer geschrieben und angehäuft – auch als Schüler und Student schon, aber ohne öffentlichen Ehrgeiz. Ich hatte das nie aufgeführt und keine Band und nichts. Aber ich hatte nie das Gefühl, ich könnte aus meinen musikalisch/textlichen Neigungen einen Beruf machen. Oder eine Lebensform.«

Vivi Eickelberg, Kunzes langjährige Managerin, hat sich von Anfang an auf deutschsprachige Künstler konzentriert. Sie hat die unterschiedlichen Generationen dieser besonderen Gattung deutscher Liedermacher betreut, Kunze intensiv von 1983 bis 1995. Kunze legt bis heute großen Wert darauf, mit Blick auf seine Vergangenheit, respektive die seines Vaters, dass sie Jüdin ist. Es bleibt ihm unvergessen, dass sie am 60. Geburtstag von Herman van Veen lobend über seinen Vater sprach. Diese Wertschätzung seines Vaters ist für Kunze ein Indiz dafür, dass es eine Art Versöhnung gibt, trotz der SS-Vergangenheit, mit der sein Vater bis zu seinem Tod offen umzugehen verstand.

Vivi Eickelberg kennt sich aus in ihrem Metier, vor allem im Einfädeln von Gesprächen und Zusammenbringen der richtigen Leute. Wer nun genau zu welcher Generation gehört, lässt sich auch für die Fachfrau nur bedingt präzise umschreiben. Als erste Generation Leute wie Hüsich, Degenhardt, Süverkrupp und Wader. Dann Leute wie Wecker, Hirsch, Danzer und Heller – und Kunze als Protagonist einer dritten Generation, oder vielleicht doch eher ein Storyteller der dritten Art. Für Vivi Eickelberg ist

HRK der mächtigste Liedermacher der deutschen Sprache. In seiner unverwandelbaren Art versteigt er sich durchaus manches Mal in Sphären, in die ihm keiner mehr folgen kann. Die poetische Kraft und große Stärke seiner Texte sprechen Inhalte an, die tief unter die Oberfläche der Alltagssprache dringen.

Kunze lässt sich da nur ungerne vergleichen. Seine ostdeutschen Wurzeln sind ihm dabei ebenso wichtig wie sein unbeirrbarer Blick in das, was gerade Ereignis wird. Er erzählt Geschichten und verstärkt sie elektrisch. Darin hat er schon früh Randy Newman als Vorbild: eine Haltung als Held, der Erzähler tritt nahezu nie in den Vordergrund. Er versetzt sich in andere Häute in seinen Rollen-Liedern und bringt zum Reden. Die Stimme macht den Rest. Es kommt weniger auf das Optische und Gesangliche an. Entscheidend ist, dass die Wirklichkeit in drei bis vier Minuten sich selber äußert.

Wieder einmal über Deutschland (Verlassen von allen guten Geistern):

»Man kann doch zu sich stehen, wie man will. Wenn jeder Mensch begriff, wieviel Freiheit er verpaßt. Und kampflos dem Vergessen überläßt, dann wären Nibelungentreue, Obrigkeitenkult und Machtgier bald so chancenlos wie Pest« und kommentiert selbst: »Es ist ein Satz, dem ich unverhohlen – selbst persönlich oder privat – nur nachlaufen kann. Also, das ist einer der Sätze, die man so schreibt auch als Maxime für sein eigenes Leben. Und ist durchaus nicht immer in der Lage, das mit eigenem Leben zu füllen, was man da so rausgeschossen hat, wie Herwig Mitteregger sagt in seinem »Rudi«. Du schießt da dauernd Sachen raus, die holste doch im Leben nicht mehr ein. Aber gut. Es ist berechtigt. Ich meine, man schreibt sich durchaus Sachen in Liedern auf, die man als Maxime übers Bett hängen könnte.«

Zu seiner Art des Geschichtenerzählens gesteht er sich die Angst ein, dass er in ein immer größeres Defizit hineingerät. Also, dass ihm sein Leben immer ungekonnter vorkommt, angesichts der Lieder. Er ist kleiner als sein Lied. Aber er versucht sich davor zu retten, indem er möglichst viele Sachen nicht direkt von sich erzählt und nicht direkt über sich Auskunft gibt, sondern Leute erfindet, die er sprechen lässt, die er versucht, zum Sprechen zu bringen:

»Es macht mir schon – Ja – Spaß, auch mal vier Minuten lang eine alte Frau zu sein oder ein neurotisches kleines Kind oder ein alter Pensionär. Damit kann ich mich ganz erfolgreich drücken für diese jeweiligen 4 Minuten und vorher. Selbstdarstellung oder Selbstentblößung, die, glaube ich, anderen Leuten gar nicht so viel bringen würde. Ich finde es gut, wenn man die Chance

nutzt, Geschichten zu erzählen mit Musik. Die eigene Haut zu verlassen, für jeweils 3–4 Minuten. Und sich andere Lebensläufe anzueignen, und Personen mit Hilfe von Songs zum Reden zu bringen, die sonst nie reden. Was mich dabei reizt, ist nicht mal die Moral an der Geschichte. Eigentlich bin ich kein moralischer Schreiber, glaube ich. Letzten Endes. Sondern sogar ein amoralischer. Mich interessiert nicht mal die Moral, die man daraus ableiten kann, sondern mich interessiert die Geschichte. Mich interessiert nur die Geschichte. Mich interessiert der Sensationscharakter des Schocks. Was da passiert.»

Der Facettenreichtum der »4-Minuten-Erzähl-Terrinen« Kunzes scheint nahezu unerschöpflich. Musik ist dabei das Bindemittel, setzt das Erzählte unter Strom. Wasser muss, um im Bild zu bleiben, der Hörer oder die Leserin selbst hinzutun. Dann findet sich unter enormer Verdichtung Liebevoll-Obzönes eines Wilhelm Genazino, Grotesk-Absurdes wie bei Franz Kafka, Endlos-Verstricktes wie bei Hans Henny Jahn, Tröstlich-Humorvolles wie bei Hanns Dieter Hüsch, Kristallin-Klares wie bei Italo Calvino, Unerbittlich-Chronistisches wie bei Ernst Jünger, Berghoch-Erhabenes wie in Friedrich Nietzsches Zarathustra, Auswegsuchend-Beziehungsdramatisches wie bei Henrik Ibsen, Uptempo-Geistesgegenwärtiges wie bei Tom Coraghessan Boyle oder Humorvoll-Gebrochenes in der menschlichen Logik eines Eckhard Henscheid, der eines von Kunzes Lieblingsliebesgedichten verfasst hat. Das alles mit tongue-in-cheek. Und das alles angewandt auf das Everyday Life eines Jedermann und die Allerweltsfrau. Dieses, wie es hilfswise hier genannt werden soll, electric storytelling zwischen Fakt und Fiktion zieht sich wie ein roter Faden durch Kunzes wachsendes Gesamtwerk.

In »Papierkrieg« heißt es programmatisch und zugleich lapidar:
»Geschichte«

Irgendwann/lebt ein Mann/eine Frau/keiner weiß/es genau/tut dann dies/oder das/oder nichts/irgendwas/hinterläßt/eine Spur/einen Hauch/irgendwann/schreibt ein Mann/eine Frau/etwas auf/irgendwer/stößt darauf/oder nicht/oder doch/wer erinnert/sich dann noch/jemand stirbt/seinen Tod/oder zwei/niemand war/selbst dabei/irgendwann/nimmt ein /Wind/seinen Lauf/und der Mond/hüllt sich ein/reißt ein Kind/Augen auf/und die Welt/fällt/hinein/irgendwann/das steht fest/ist das alles/was sich dann/sagen läßt/.

Man nehme den Schock der alten Frau in »Meine Wünsche«, die eben noch bei der Beerdigung ihres guten, wenn auch sehr strengen Mannes zurückkehrt.

Beim Reden warn wir immer scheu wie Konfirmanden/Doch manchmal wandt er sich und redete im Schlaf:/ Meine Wünsche haben nichts zu tun

mit dir/ meine Wünsche haben nichts zu tun mit mir«, und dann der Schock. Sie sitzt am Küchentisch und mag das Paket im Wert von hundertsiebenundsechzig Mark mit dem Absender EROTICA VERSAND nicht öffnen.

Dazu sagt Kunze zur Geschichte der Frau,
»die gerade ihren Mann begraben hat und feststellt, daß er ein Pornopaket bestellt hat, daß sie nun löhnen muß. Das interessiert mich erstmal nur als Geschichte. Ich bin einverstanden, oder es macht mir nichts aus, wenn jemand daraus eine Moral ableiten will. In Ordnung. Aber er möge nicht von mir erwarten, daß ich eine Moral in das Lied mit reinpacke. Ich will ihm nur die Geschichte erzählen.

Klar definiert HRK aber auch die Grenzen der Erwartungen an ihn:
»Was viel handfester – nämlich als Bedrohung auf mich zukommt, ist das, was die Leute von mir erwarten. Was das Publikum von mir erwartet, wenn es glaubt, mich verstanden zu haben und mich in ihrem Kästchensystem einsortiert hat. Diese Erwartung, nächstes Jahr kommt er wieder auf Tournee und dann wird er noch grimmiger, noch finsterer, noch mehr auf dem Punkt sein: Diese Rekorderwartung. Die Latte muß wieder ein bißchen höher liegen, nächstes Jahr. Als wenn sie sagen wollten: Wir haben jetzt alle Deine Platten gekauft – Also gehörst Du uns jetzt auch. Zum Teil. Wir haben Aktien in Dir. Da kommen Leute und fragen mich richtig vorwurfsvoll: ›Warum hast Du eigentlich in Deinem neuen Programm nichts zur Flick-Affäre gesagt?‹ Also, da kriege ich dann doch einen Würgegriff um den Hals. Da wird mir die Luft eng. Daß es offensichtlich doch Leute gibt, die meinen, einmal im Jahr kommt Heinz vorbei und erzählt uns, wie schlimm es ist. Was ich bisher ja auch oft gemacht habe. Gut. Aber ich würde sie auch gerne weiterhin überraschen dürfen. Z.B. mit schamlosen Liebesliedern.«

Zum Beispiel mit der »Löwin«, die er in dem Buch »Heimatfront« beschreibt, auf der Scheibe »alter ego« auch besingt – dort durchfährt ihn die Kraft der Frau wie ein Blitz:

»Endlich hab ich ein Lied/endlich blutet mein Holz/jeden Schlag meines Herzens/empfang ich mit Stolz/Löwin ich bin keine leichte Beute/Löwin ich bin schnell und /kenn mich aus in dem Revier/Löwin es gibt so viel Leben das mich bitter reute/Löwin ich bin /hier/Löwin kämpf mit mir/Haben wir/das gewollt/unser Kuß erglänzt wie nasses Gold/trau /dem Sinn/such kein Wort/komm mit fort/Ich will nichts von dir wissen/ich will alles nur sehn/deine Augen sind Uhren/Mond bleib stehn/Löwin zeig mir Wolken und Ruinen/Löwin /beiß mein Achselhaar und reiß mich aus dem Stein ...«

Manche Geschichten entstehen aus Kunzes Fernsehmanie, wie etwa das »Abendprogramm« aus dem Album »Die Städte sehen aus wie schlafende Hunde«. Jenes Album, von dem er selbst später einmal sagt: *»Das Album eines zornigen jungen Mannes, das ich von heute aus gesehen nur mit einem gewissen Kichern hören kann. Mitte zwanzig weiß man eindeutig, was schwarz und weiß ist, im Alter wird alles amüsant grau. Wenn mich heute Menschen auf dieses Album ansprechen, danke ich ihnen für ihr damaliges Engagement, kann es aber nur aus der Zeit heraus akzeptieren. Heute weiß ich einiges schlechter, weil ich auf eine gewisse Weise jünger geworden bin.«*

»Dioxin« brüllt da ein Quizmaster, währenddessen »saß der Fernsehpfarrer bibbernd in einem Nebenraum und übte sein Wort zum Sonntag. Wir sind das Abendprogramm Gottes, wollte er sagen, und gleich ist Sendeschluß. Gott ist längst dazu übergegangen, uns auf Video aufzuzeichnen, wollte er sagen, und jeder könne sich wohl ausrechnen, was das zu bedeuten habe. Dabei wußte er genau, daß er wieder nichts dergleichen sagen würde.«

Diese frühe Arbeit nahm Bezug auf den Sprech- und Sprachmeister Wolfgang Neuss, den Kunze in Berlin selbst noch besucht hat. Das erzählt er selbst am besten:

»Ich habe Wolfgang Neuss vorher immer nur so aus dem Augenwinkel wahrgenommen, wenn er manchmal im Fernsehen auftauchte mit seinen alten Kabarettssachen und habe gedacht, ja das ist ganz gut so, aber es ist auch sehr schräg.



Und das muß ich ja unbedingt erzählen: Es gibt eine legendäre Kunze-Mick Franke – Platte, die nie erschienen ist. Und zwar schickte uns Peter Köpcke, der A&R Manager von der WEA, nach Berlin und sagte: Ich habe für Euch einen Job, macht mal eine Sonderplatte, die macht Ihr beiden, aber da seid Ihr nur die Vollstrecker, es wird eigentlich ein Wolfgang-Neuss-Album. Dann bin ich mit Mick zu Wolfgang Neuss gefahren und habe so noch die Spätphase von Neuss erlebt, ich war bei ihm zu Hause in Charlottenburg. Wir hatten also den Auftrag, möglichst viele Tonbandaufzeichnungen von seinen Kabarettssachen oder Fernsehen zu sammeln, die irgendwie noch verfügbar waren und das mit Musik zu unterlegen, so ähnlich wie Eno und David Burn, die »My life in the bush of Ghost« hieß, also mit gesprochenen Radiozitaten, unterlegt mit Trancemusik oder Techno oder so hypnotischen Elementen. Das hatte sich Köpcke in den Kopf gesetzt, ich will eine Neuss-Platte bei der WEA haben, und Ihr beide macht das. Ihr macht die Musik dazu, und sampelt seine Worte, sozusagen, verhackstückt

die, setzt sie anders zusammen. Wir sind dann in Micks Studio in Raderberg bei Osnabrück gefahren, unser erstes eigenes Studio. Und dann haben wir zu zweit mit Rhythmusmaschinen und Keyboards, Gitarren, Baß dieses Album fertig eingespielt, das habe ich immer noch auf Musikkassette. Als wir es dann bei Köpcke abgaben, stellte sich heraus, daß wir alles umsonst gemacht hatten, weil weder Herr Köpcke noch Lord Knut, der Betreuer von Wolfgang Neuss, es hinbekamen, die ganzen Rechte freizukriegen, weil die bei ganz verschiedenen Sendern lagen, und sich keiner jemals darum gekümmert hat. Das heißt: Neuss, der alte Mann, hatte selber keine Rechte mehr an seinen Wortbeiträgen, die bei allen möglichen deutschen Radioanstalten eben fest verankert waren. Und Neuss war so bekifft und so jenseits, den interessierte das alles gar nicht mehr, er sagte: »Kinner, macht ma, super, tolle Idee! Ick bin dabei« ... Ich habe den alten Indianer wirklich noch da sitzen gesehen auf seiner Matte in einer erbärmlichen Mietswohnung in Berlin-Charlottenburg, kurz darauf ist er ja gestorben. Wir gaben also diese Platte ab, und Peter Köpcke sagte dann mal später irgendwann zu Mick und mir: Tut mir sehr leid, Jungs, ich gebe Euch 10 000,- DM Schweigegeld für die Mühe, aber es darf nie erscheinen. Und dann war ich jedenfalls von dem ganzen Projekt Neuss so enttäuscht, daß ich mich damit lange nicht beschäftigt habe, und irgendwann, viel später, viele Jahre später kam bei 2001 dieser 600 Seiten Sammelband raus, der totale Neuss. Ich habe das gelesen, und es hat mich wie der Blitz getroffen; das gibt es doch gar nicht, sind wir uns so ähnlich, weil der geht mit Worten wirklich genauso um wie ich. Der liebt es einfach, sowohl aus der Bedeutung als auch aus der lautlichen Gestalt eines Wortes, einen Moment lang genau hinzuhören und dann ein zusammengesetztes Substantiv in der Mitte zu zerhacken und mit etwas anderem zusammenzusetzen.

Die Deutschen haben eben so viele lange Wörter, das ist unser Nachteil, wenn wir übersetzen müssen, das hat schon Goethe zu Eckermann gesagt: Wenn wir die Engländer ins Deutsche übersetzen müssen, und es soll sich auch noch reimen, haben wir das Problem, daß die meisten englischen Substantive nur eine Silbe haben. Wir brauchen immer zwei oder drei, das heißt, wir schaffen es nicht im gleichen Versmaß, ihnen zu folgen, wir brauchen einfach länger; um das gleiche zu sagen, was Shakespeare mit einer Zeile sagen kann, brauchen wir dazu drei. Worte wie Substantiv heißt bei ihnen »noun«.

Aber das hat natürlich auch Vorteile, weil wir noch besser mit Worten spielen können. Unsere deutschen Substantive sind eben zusammengesetzt, und Neuss ist jemand, der merkt das, hört sich das lange an, offensichtlich, wie das klingt, und was man machen kann, wenn man einen Klang und eine Bedeutung in der Mitte zerhackt und anders wieder zusammen

collagiert. Das habe ich zwar nicht von Neuss gelernt, aber ich habe es festgestellt, wir machen es gemeinsam: cut-up-Methode.

Es gibt drei Pächter im deutschen Kabarett und in der deutschen Wortkunst nach dem Zweiten Weltkrieg: das sind natürlich Neuss, Hildebrand und Hüsch. Diese drei decken eigentlich alles ab, was man machen kann. Hildebrand ist der zornige, der engagierte Realist, der nicht unbedingt sprachschöpferisch ist, aber der eben den Schlagzeilen auf den Fersen bleibt. Hüsch war die Seele des deutschen Kabarett, weil er einfach ans Herz geht, an das menschlich Intimste und Eingemachte, und das so in unvergleichlich liebevoller Art. Er war eben wirklich der gütige Kabarettist, nicht der böse, er liebte die Menschen. Das ist immer bei ihm spürbar. Und Neuss ist das Gehirn des deutschen Kabarett: he was the brain. Also: Hüsch, die Seele, Neuss, das Gehirn, und Hildebrand, was weiß ich, das Auge.»

Bei einigem Stöbern in dem Mammut-Archiv des leidenschaftlichen Bücher- und Tonträgersammlers Kunze ist ein Teil der unveröffentlichten Aufnahmen mit Wolfgang Neuss aufgetaucht. Was dort mit Wortschnipseln des Altmeisters musikalisch experimentell kreiert wurde, lässt sich hören. Wenn Neuss etwa in seiner unverwechselbaren Berliner Kodderschnauze vorlaut dazwischenruft: »Lauter« und seine sprachrhythmische Begabung die banalsten Sätze zu Lebensweisheiten stilisiert, ist Kabarett vom Feinsten angesagt. Als auf Bitten von Kunze das alte Band für dieses Buch von Heiner Lürig zu Archivzwecken wieder zum Leben erweckt wird, ist ein perfektes Weihnachtsgeschenk an Kunze gelungen. Déjà écouté möchte man sagen: beim Abhören kam die Bestätigung, dass eine musikalische Beigabe Jahre später wieder Verwendung finden sollte – beim Intro von *Lola*, jenes von Kunze so pfiffig übersetzten Hits der Kinks :

*»Ist das nun Liebe oder ist das nur ein schwacher Trost?
Ich sage immer was ich denke und ich sagte: Prost,
auf dein Spezielles, Lola
L.O.L.A. Lola
Girls heißen Alf und Boys heißen George,
nicht nur in London sondern jetzt auch schon in Dortmund-Nord
und er hieß Lola
lalalala Lola« –*

– Erzählte Geschichte. – Kunze selbst dazu:

»Also, bei der Lola versuche ich ja sowas zu beschreiben, wie den durchgeschüttelten, verunsicherten Mann. Der nach allen Männer- und Frauen Diskussionen im Autoradio auf dem Weg zum Nachtclub grad' noch mal

Ulla Meinecke oder Ina Deter gehört hat und nun völlig am Ende ist und so ein schlechtes Gewissen hat und sich seiner eigenen Rolle so unsicher ist, daß er jetzt mal was ganz anderes ausprobieren möchte und in der nächsten Bar einen Transvestiten anhaut. Und als der Transvestit das nun wirklich ernst nimmt und zur Sache kommen will, da wieder erschrocken ist und den Rückzieher macht. Der Ruinenmann soll da sprechen.»

Was gut ist, kommt eben wieder. Zu Texten wie *Friedensmarsch*, *Häuserkampf*, die *Sozis* und der *Dalai Lama* bis zum Gefühl eine Frau zu sein, *Rock und Roll im Kopp* und einer flotten *Martin-Luther*-Parodie gelingt es Kunze und Franke mit zum Teil skurrilen Klangmitteln, wie Blechen, aber auch fremdartigen Saxophonklängen eine mitreißende musikalische Verstärkung der gesprochenen Worte zu erzielen. Besonders prägnant geschieht dies bei einer parodierenden Hitler-Stimmimitation in »*Das totale innere Glück*«. In Erinnerung an den Lebenskünstler und Altmeister Wolfgang Neuss wäre eine Neubearbeitung dieser nicht an die Öffentlichkeit gelangten Arbeit wünschenswert.

Der Quantensprung zum Popstar nahm seinen Anfang am Küchentisch. Genauer gesagt am Küchentisch von Heiner Lürig, den Heinz Rudolf Kunze auf eine Empfehlung hin in Hannover besuchte. Aus dieser Begegnung erwuchs ein Männerbund, der fast ununterbrochen für zwanzig weitere Jahre den Stoff für Deutschrock vom Feinsten lieferte.

Am Küchentisch des gebürtigen Hannoveraners, der zunächst als Mediziner seine berufliche Karriere angedacht hatte, fühlte sich Kunze mit der Vertonung seines mitgebrachten Textes »Fallensteller« rasch sehr einverstanden:

*Schläfst Du jetzt mit mir, bevor ich wegfahr,
damit ich nicht vergesse, wie das ist?
Damit sich jede andere Berührung
an Deiner Kenntnis meiner Haut bemißt?*

*Stört Dich Kopf an Kopf mein heißer Atem?
Siehst Du mir beim Keuchen ins Gesicht?
Woran denkst Du, wenn zum Schluß mein Auge
größer wird und überläuft und bricht?*

*Wir sind Fallensteller und wir sind die Beute.
Wir sind doch alles aufgeklärte Leute.*

(...)

Der erste Eindruck der beiden voneinander täuschte nicht. Obwohl Kunze nach Meinung Lürigs erst seit der Arbeit an der CD »Wunderkinder« so richtig singen gelernt habe, erinnert sich sein Partner Heiner heute nicht ohne Stolz an das gemeinsam Geleistete im Rückblick: »Heinz hatte den Text und ich die Musik. Heinz war vielleicht überrascht, dass ich sofort etwas damit anfangen konnte.« Die musikalischen Strukturen fügten sich gut zu den gewählten Worten.

Ein Geheimrezept für die erfolgsträchtige Singleauskoppelung gibt es in dessen nicht von dem Tondichter und Steuermann der Band Heiner Lürig.

Befragt nach dem Titelsong, der auch diesem Buch den Namen gibt, antwortete der sehr gründliche Arbeiter Lürig:

»Ich habe zumindest den größten Teil dieses Liedes gemacht, ja. Wie macht man Musik zu einem Text? Man stellt sich vor, wie man diesen Text besser versteht, wenn man Musik dazu hört. Das ist eigentlich schon alles, und da geht es um Betonung, da geht es darum, wo sind die Schwerpunkte im Text, wo muss man draufhin, was hört sich besonders gut an, welche Linie bringt dem Lied das Verständnis näher, oder den Text, dass man sofort versteht – man kann das nicht erklären. Es hat noch nie einer geschafft zu erklären, wie er zu einem Text eine Musik macht. Wenn ich das erklären könnte, dann wüsste ich ja gleich, wie es geht. Das muss man ausprobieren. Deshalb ist das Wort »Werkstatt« sicher richtig, man muss probieren, man muss arbeiten damit, man muss es bewegen, hin und her. Man muss sich auch leiten lassen von den Dingen, die man dann gerade macht. Heinz sagt ja oft, ich suche ein bestimmtes Ding, das ist richtig. Aber wenn ich merke, ich finde es nicht sofort, bewege ich mich auf eine andere Fährte und suche es da weiter. Also ich bin da nicht verbohrt, wenn da irgend so etwas passiert auf dem Weg dahin, dann muss man dem auch nachgehen. Ich suche etwas, was zu einer bestimmten Sache passt, wenigstens wie ich es empfinde. Und dann gehe ich doch, also ich lasse da nicht einfach die Musiker spielen, sondern beschreibe das, was ich hören möchte. In manchen Dingen, da tut man was dazu, was die Musiker auch spielen, na klar, ich kann nicht alles vorgeben. Wenn ein Musiker nichts spielt, wird die Produktion furchtbar, weil – dann hat man gar nichts. Da kannst Du mal vorsingen, aber der Musiker muss eigentlich auch spüren, das, was am besten für das Lied ist. Wenn's ein guter Musiker ist, kann er das auch.«

Auf die Frage, ob er ein Steuermann sei, der weiß, wo das Schiff hingeht:

»Genau, das mache ich auch sehr gern. Das, denke ich, ist auch mein, nicht nur mein Job, sondern das ist meine Begabung und Aufgabe. Das kann ich. Ich kann mir Dinge gut vorstellen, gut vorstellen, wie ein Projekt gut funktioniert und was man für Leute dafür braucht, dass es fertig wird. Ich hasse es, wenn etwas nicht fertig wird. Ich kann das geradezu gar nicht ertragen. Man muss das durchhalten, dieses man kann nicht mittendrin: ach nee, Scheiße, gefällt mir nicht, oder schon wieder an fünf andere Dinge denken. Das ist mir nicht gegeben. Ich möchte gerne eine Sache erstmal durchziehen. Das ist gerade im Verhältnis zu Heinz sehr schwierig, den es fürchterlich langweilt, Dinge, die er sich ausgedacht hat, jetzt auch noch fertig zu stellen. Mich quält das auch, aber die Notwendigkeit, dass man das machen muss, die habe ich eingesehen.«

Das Resultat dieser konsequenten Vorgehensweise Lürigs hat sich in den Erfolgen bestätigt. Der Mann weiß, wovon er redet.

Bei seinem ersten Besuch im späteren MADAGASKAR-Studio beschreibt Heinz Rudolf Kunze auf einem Blatt seinen ersten Eindruck so:

»Umgeben von vier Mietskasernen in Hannover-Linden stand ein kleines weißes Häuschen mit roten Türen und Fensterrahmen, von keiner Straße aus einsehbar und nur den Anwohnern, Benutzern und Freunden bekannt, in dessen Erdgeschoß viele Musiker der durchaus disparaten Hannoveraner Szene zusammenkamen. Der Raum war nur provisorisch beheizbar, Bettlaken an den Wänden sorgten für Lärmdämmung, die sanitären Anlagen erinnerten an Filmberichte über rumänische Notstandsgebiete: ein typisch kreuzbergerisches Künstlernest also. Aber immerhin stand da ein kleines blaues Mischpult, das einst Glenn Cornick von JETHRO TULL gehört hatte, und die Schlagzeugkabine ermöglichte durch ihre glückliche Verbindung von Stein und Holz einen brachialen Sound, den man in weitaus opulenteren Etablissements nie und nimmer hinkam und für den selbst LED ZEPPELIN ein Spukhaus wie »Headley Grange« in Wales mieten mußten: Ich war beeindruckt.«

Lürigs nüchtern wirkende Sachlichkeit erkennt dabei klar: So ein Studio ohne Musik ist relativ wenig wert; was soll man schon mit all den Knöpfen, Schaltern, Monitoren. »Mir ist Technik nicht so wichtig gewesen, ich kann oft mit einfachen Dingen auch ein gutes Ergebnis hinkriegen. Technik soll dazu beitragen, die Dinge, die ich im Kopf habe, schneller umzusetzen.« Der stets gern schlicht in Jeans und T-Shirt unkompliziert auftretende Lürig kennt Land und Leute und ist ein grundvorsichtiger und von Hause aus kritisch denkender Mensch. Er traut nicht jedem über den Weg, prüft sich selbst ebenso skeptisch, ehe er einer Person traut oder eine musikalische Angelegenheit für gut befindet.

Lürig kann gut 1000 Auftritte von HRK zählen. Für rund die Hälfte der Songs zeichnet er sowohl als Komponist als auch für die meisten als Produzent verantwortlich. Das sichert ihm den Löwenanteil an der musikalischen Kreativität von HRK, der mit unterschiedlichen Band-«Verstärkungen» gearbeitet hat.

Lürig, »Zuchtmeister Eisenbart« (HRK), verliert selten den Überblick, weder on stage noch außerhalb der Bühne. Die Aufgabenverteilung ist wie in einem modernen Management – Projektteam verteilt. Seine Berechenbarkeit bei einmal getroffenen Vereinbarungen wissen seine in sein Vertrauen gezogenen Gegenüber zu schätzen.

Dies gilt freilich insbesondere für das Gespann Kunze/Lürig. Zwei Dinge lassen sich mindestens ausmachen, die die gegenseitige Wertschätzung gepaart mit dem messbaren Erfolg in der Musikbranche lebendig erhalten: zum einen der Anspruch auf Professionalität, stets neue Wege gemeinsam anzugehen. Zum anderen die fruchtbare Spannung in der Männerbeziehung selbst. In großem Respekt vor den Möglichkeiten und Grenzen des anderen werden stets neue Texte und Töne miteinander in Einklang gebracht. Die Vielseitigkeit der Instrumentierungen, aufgenommenen musikalischen Anregungen in der Spannbreite von Rock-, Pop-, Reggae- oder Folkelementen bis hin zu an Klassik erinnernden Stilelementen decken eine musikalische Bandbreite ab, wie sie von keiner zweiten Band im Vergleichszeitraum der Öffentlichkeit vorgelegt worden sind.

Bis zur Publikation einer neuen Arbeit – und zwar annähernd jährlich über zwei Jahrzehnte kontinuierlich mindestens eine Produktion – wird hart gearbeitet. In Vorbereitung und Durchführung kann deshalb nicht allein Harmonie erstes Ziel sein. Nach gut preußischer Manier wird auch mal eine Nacht drüber geschlafen, wenn der eine die Songidee oder einen Text des anderen kommentiert mit: »Das ist Kacke«. Jeder weiß um die Gaben des anderen und weiß genau, wie hoch die Latte hängt, wenn es um die Veröffentlichung der Platte oder Scheibe geht. Auf diese Weise kam es zu den schönsten Ergebnissen, weil beide Spaß an ihrer Arbeit haben, und ihr gemeinsames Ziel nicht aus den Augen verlieren.

Kunze hat in den Vorbereitungen für »Dein ist mein ganzes Herz« die wohl wertvollsten acht Tage Probenarbeit seines Lebens in den Madagaskar Studios verbracht. Lürig bestätigt: »Die erste längere Phase im Studio mit Peter Miklis zeigte: Dieses Dreieck hat sehr gut funktioniert. Es war eine euphorische Stimmung«. Lürig weiß es noch wie heute: Ein Titel fehlte noch. Den hatte er natürlich in petto. Zu seiner Frau hatte er dieser Musik schon seit langem einen besonderen Erfolg vorhergesagt. Er sollte Recht behalten. Das Lied mit der feierlichen Formel »Dein ist mein ganzes Herz« wurde geboren:

*Wir haben uns auf Teufel-komm-raus geliebt.
Dann kam er, und wir wußten nicht mehr weiter.
Du machtest Dich nicht gut als sterbender Schwan,
ich hab versagt als finsterer Reiter.*

*Statt Pech und Schwefel plötzlich nur noch Gletscher und Geröll.
Wir haben so viel Glück auf dem Gewissen.
Ich brauche jeden Morgen Deinen Nachtgeruch
Und keine falschen Wimpern auf dem Kissen.*

*Dein ist mein ganzes Herz.
Du bist mein Reim auf Schmerz.
Wir werden Riesen sein.
Uns wird die Welt zu klein.*

*Was sind das bloß für Menschen, die »Beziehungen« haben?
Betrachten die sich denn als Staaten?
Die verführen sich nicht, die entführen sich höchstens.
Die enden wie Diplomaten.*

*Wo Du nicht bist, kann ich nicht sein.
Ich möchte gar nichts andres ausprobieren.
Wir sind wie alle andern, denn wir möchten heim.
Es ist fast nie zu spät, das zu kapieren.*

*Dein ist mein ganzes Herz.
Du bist mein Reim auf Schmerz.
Wir werden Riesen sein.
Uns wird die Welt zu klein.*

Dazu meint Kunze rückblickend selbst:

»Denn ich fand schon, und Heiner fand das auch, daß wir zu dritt, Heiner, Peter und ich, der Kern dieser Band waren, denn wir hatten zu dritt vielleicht das schönste Erlebnis, was ich musikalisch je erlebt habe: nämlich die acht Tage Vorbereitung zu dritt in Heiners Studio mit den Probeaufnahmen für »Dein ist mein ganzes Herz« im Frühjahr '85. Das haben wir entwickelt in fanatischen Sessions. Wir haben wirklich von vormittags um elf bis nachts um vier nur Musik gemacht, und wir hatten das Gefühl, hey, wir haben hier was ganz Großes am Finger. Und seitdem waren wir eigentlich ziemlich zusammengeschweißt. Wir waren schon der harte Kern.«

Und prompt wurde der auf Nachfrage mit Verspätung eingereichte Song zur Singleauskoppelung, die noch heute gerne im Radio gespielt und gehört wird und nicht nur Kunze-Fans in Tanzlaune versetzt.

Beide wissen bis heute aber auch, dass ab und zu, sozusagen zum Erhalt und der Förderung der eigenen und gemeinsamen Kreativität, von Zeit zu Zeit Ausflüge notwendig sind. Ganz wörtlich, im Sinne von einsamen Strandspaziergängen oder, mit Blick auf die Arbeit, der Besuch eines anderen Studios, etwa in London oder Mol/Belgien.

Hierzu Lürig selbst:

»Ich mache das vor allen Dingen, weil ich zwischen dem, was gespielt wird, und dem, der es aufnimmt, nicht noch eine Person haben möchte. Schön finde ich es, wenn die Dinge später gemischt werden, wenn ich das nicht selber machen muss. Dann möchte ich gerne hören und möchte nicht mehr gerne im Prozess des Arbeitens sein, dann möchte ich nur noch hören. Und muss zwischendurch rausgehen können. Ich glaube nicht, dass man nach jeder Produktion nach London fahren kann und prima im Air Studio zwei oder drei Wochen arbeiten kann. Das kostet einfach auch sehr viel Geld. Da gibt man schon einen Haufen aus. Da sagt mancher vielleicht, das ist nicht unbedingt notwendig, da hat er sicherlich auch Recht, man kann das auch hier immer zu Ende bringen, nur für uns ist es notwendig, solche Dinge erlebt zu haben. Dass wir da zusammen hinfahren, dass wir Dinge gemeinsam machen. Eine Beziehung zwischen Menschen wie Heinz und mir braucht auch immer diese gemeinsam erlebten Dinge, wenn man irgendwo hinfährt, wo man irgendetwas Spannendes macht. Ich glaube, wenn man nur hier immer im eigenen Studio sitzen würde, oder nur das hier erleben würde, dann fehlen genau diese Höhepunkte, von denen man sich von Mal zu Mal hangelt, damit die ganze Sache auch spannend bleibt.«

Immerhin: Beide sind sich auf ihre jeweilige Art über bald ein Vierteljahrhundert »treu« geblieben – und manchmal sehen sie sich selbst scherzhaft als älteres Ehepaar, was gemessen an den gemeinsam verbrachten Stunden gar nicht einmal ganz abwegig klingt. Spannend zu sehen ist dann etwa die unterschiedliche musikalische Unterlegung desselben Textes, den beide auf einer Extra-Duo-Auskoppelung veröffentlicht haben: »Ich bin immer für dich da« ...

*Das Leben ist nicht grausam
das Leben ist nicht zart
das Leben ist gedankenlos
reine Gegenwart*

*Es lässt dich nicht gewinnen
es lässt dich nicht im Stich
es lässt den Dingen ihren Lauf
denn es meint nicht dich*

*Du kannst daran zerbrechen
du kannst es überstehn
du läßt es wohl am besten bloß
irgendwie geschehn*

*Aber ich
bin immer für dich da
egal ob Kontinente weit
oder einen Augenaufschlag nah
solange ich am Leben bin
find ich Wege zu dir hin
ich
bin immer für dich da*

(...)

Dem aufmerksamen Hörer wird neben den Ähnlichkeiten auch ein Unterschied nicht entgehen. Wie so oft in seinen Liebesliedern dominiert Kunze als eher zart und introvertiert, sensibel und verletzlich. Die Version Lürigs, der es gewohnt ist, seinem Chef Kunze letztendlich zuzuarbeiten, tritt indes wesentlich selbstbewusster auf, als er vielleicht sonst wirkt. Hier stiehlt keiner dem anderen die Schau. Die beiden wissen es genau: So weit und nicht mehr für mich, dann und dort kannst du aus dir 'rausgehen.

Hierin liegt ein weiterer Schlüssel des dauerhaften Miteinander arbeitenskönnens. Kunze sagt selbst, dass man mit niemandem als mit Lürig an einer Musikerkarriere hat bauen können. Und Lürig weiß selbst um die Unbedingtheit, mit der ein Kunze ans Werk geht. Damit die kreative Spannung aufrechterhalten werden kann, geht er auch schon einmal auf Distanz zu dem Menschen, dem er in erster Linie erster Mitarbeiter sein möchte. In dieser Richtung deutet er seine Arbeitsbeziehung zu Kunze, der Mick Franke, »seinen Freund geopfert hat, weil er mehr Erfolg haben« wollte. Lürig hatte Franke zuvor nicht gekannt. Als er ihn kennen lernte, nahm er ihn als einen sehr netten Menschen wahr, dem er bis heute dankbar ist, obwohl er zu früh verstarb. Daran wiederum hat Kunze, so weiß es Lürig genau, bis heute zu knapsen.

Immer wieder leuchten Parallelen zu dem Verhältnis von Neil Young und dem Gitarristen Danny Whitten durch, als diese sich 1969 zur Band »Crazy Horses« formierten. Der Biograph Youngs, Jimmy McDonough, kommt nicht umhin, immer wieder auf den einen, ersten, einzigartigen Freund des Lebens hinzuweisen. »Neil likes playing in groups, but basically he's a solo artist. Deep down he knows he has to do the gig by himself.« Ähnliches wusste Mick Franke von Kunze zu sagen. – Und nach beinahe regelmäßiger, fast gespenstiger Wiederkehr des Horse-Gitarristen Danny Whitten im ganzen dicken Wälzer über Young, gibt »Shakey« seinem Biographen auf Seite 701 beim Nachdenken über den Abschied von Kurt Cobain wiederum einen Hinweis auf Danny. Auf die Frage, ob er immer noch

an ihn denke, antwortet Neil Young lapidar: »Oh yeah. Still comes back to mind every once in a while... It's all a waste. But y'know – that's life. He was not invincible. You only think you are. What that suicide has done is return me to my roots. Makes me go back and investigate where I started. Where I came from. Why am I here and why is he not here? Does my music suffer because I survived? Things like that ...«

Heinz Rudolf Kunze selbst blickt so zurück auf die Startphase:

»Und nun kam das mit Heiner, Gott sei Dank. Die Herz-LP »Dein ist mein ganzes Herz« wurde explosionsartig verkauft, die Konzerte nahmen explosionsartig zu. Die nächste Platte »Wunderkinder« dann genauso gut verkauft, inzwischen beide über 300 000, Herz allein fast 400 000. Und dann wurden wir sozusagen Popstars. Und das war auch vielleicht ganz gut so, daß das erst nach fünf Jahren passierte. Da hatte man nämlich schon einige Jahre Zeit, sich an den Beruf zu gewöhnen, man hatte schon genügend schwach besuchte Konzerte gespielt und kleine Dinge, an die man sich gewöhnen konnte. Wir kamen nicht zum Feuerwerk von Null an, das ist vielleicht ganz gesund so.«

Das alles macht es für einen Nachfolger wie Heiner Lürig gewiss nicht leichter, im Gegenteil. Neben dem unbedingten Erfolgsdruck und der faktischen Unersetzbarkeit des Menschen Franke galt es sich von Anfang an klar und ehrlich zu positionieren. Die Front war für Lürig gleichsam eine dreifache: musikalischer Erfolg über eine lange Wegstrecke, wenn das ganze Unternehmen nicht nur eine Eintagsfliege werden sollte. Hierauf reagierte Lürig mit enormem Fleiß, rigidem Zuchtmeistern bei den Proben wenn nötig und hartnäckigem Strippenziehen aller nötigen Kontakte für das musikalische Geschäft. Sein Anspruch war es von Anfang, Kunze zu dem erwünschten Erfolg zu verhelfen, und das auch mit Mitteln harter Kritik, die einem besten Mitarbeiter eignet. Dahinter haben persönliche Dinge oft zurückzustehen. Die einmalige Chance von 1985 wollte Lürig auf keinen Fall »verkacken«.

Sodann dennoch ein sensibler Umgang mit der Trennungsarbeit und später sogar Trauerarbeit von Kunze, der doch immer wieder den Freund seines Lebens suchte. Hierauf reagierte Lürig mit Anerkenntnis der wertvollen Freundschaft von Heinz zu Mick und Gespür für das extrem Belastende für Kunze und wie viel Mick ihm persönlich als Freund bedeutet hat. Gerade das aber hieß und heißt für Lürig auch so etwas wie kritische Solidarität, wie das verbindliche Wagnis, Distanz zu halten, wo sich vielleicht größere Nähe anböte. Nur so kann man das Gespann Kunze und Lürig recht verstehen.

Ein Beispiel: Irgendwann einmal nach einem Konzert im Osten über-

kommt Kunze die Frage an Lürig: »Bist Du überhaupt mein Freund?« – Hier auf kann man mit bitterer Enttäuschung reagieren, es gar für einen tiefen Vertrauensbruch erachten oder ganz anders herum als einen Heiratsantrag werten wollen. Lürig reagiert auch hier besonnen. Die Antwort kommt fast nie am gleichen Tag, ist aber dafür umso eindeutiger. Er fragt, ob sein Partner denn den Schuss nicht gehört habe; er ist sein Freund, aber eben auf jene verantwortungsvolle Art, die die kreative Weiterarbeit stets im Auge behält. Wer das mehr als Zweckfreundschaft denn als Liebesfreundschaft einordnet, kann es ja tun.

Und drittens – und das wird immer die Front des alten Delphi sein: Erkenne dich selbst! Wenn eine sehr gute Arbeit auch den Titel trägt »Kunze macht Musik«, so will sich Lürig auch sein eigenes Ich bewahren. »Lürig macht Musik« hat sein eigenes Existenzrecht, wenn es für Außenstehende auch oft eine Art Schattendasein zu fristen scheint. Es gehört zur komplexen Struktur dieser in vielem parallelen Männerleben, dass jede Existenz sich gegen die andere abgrenzt. Deshalb kann Lürig sagen: »Ich brauch auch mein eigenes Ich, nicht nur HRK.«

Beide wissen um die gegenseitige fast bedingungslose Verlässlichkeit. Die jahrelange Studio-, Bühnen- und Branchenerfahrung haben sie zu alten Hasen werden lassen, denen keiner so schnell etwas vormacht. Aber das übernehmen die »Fallensteller« auch lieber selbst.

Das gilt auch für Auftragsarbeiten wie den Kirchentagssong für Hannover 2005, den Lürig über seine Freundschaft mit dem Kirchentagspräsidenten Eckart Nagel eingefädelt hat. Er ist eben ein Musiker aus Leidenschaft. Da kann dann auch einmal etwas im Raum der Kirche zur Aufführung gelangen.

Auf die Frage, ob denn Musik für ihn eine Art Religion sei, antwortet Heiner Lürig:

»Es kommt darauf an, unverkrampft mit Religion umzugehen. Ich bin dankbar, dass Musik diesen Einfluss auf mein Leben hat. Die Beschäftigung mit Musik ist extrem wichtig, das Ausdenken für mich auch. Ich gehe unverkrampft mit Religion um, empfinde das nicht als religiös, was ich da mache. Musik ist eben was anderes. Musik lässt doch auch sehr viel mehr Toleranz zu, als ich es in der Religion empfinde. Mein Herz hängt schon an der Musik. Das ist auf jeden Fall so. Wenn man ganz tief in Musik eintaucht. Da findet man auch Dinge, die einen auch dazu bringen, zufrieden zu sein.«

Über Heinz Rudolf Kunze sagt er:

»Er ist vielseitig. Er ist unheimlich vielseitig. Ich kenne keinen anderen Menschen, der so vielseitig ist. Und dieser Zwang – er muss es einfach machen.«

Lürig, der selbst seinen 50. Geburtstag bereits im Kreise von 50 ihm wichtigen und lieben Menschen in einem spanischen Restaurant gefeiert hat, hat Kunze auch in der Zeit zu sich eingeladen, wo man für eine kurze Zeit einmal nicht gemeinsam gearbeitet hat. Ansonsten ist Lürig nicht der Typ, sich allzu sehr feiern zu lassen. Mit Blick auf den 50. von Kunze weiß er schon vorher, was er ihm wünscht: »Gelassenheit und Gesundheit – was anderes kommt gar nicht in Frage.«



DSCF1780

HRK/Heiner Lürig

Als HRK von seinem väterlichen Freund Dieter Thomas Heck zur Welthungerhilfe-Gala in Offenburg im Oktober 2005 angesagt wird, folgt ein fulminanter Fernsehauftritt mit dem Kirchentagssong »Mehr als dies«. Mehr und mehr edle Spender und Zuschauer lassen sich nach einem katastrophenreichen Jahr, dem Tsunami im Indischen Ozean und den bald nur noch mit Strichlisten erfassbaren Wirbelstürmen in den USA am ehesten auf den guten Zweck ein, wenn sich Künstler einmal direkt in die Angst- und Notzonen dieser Erde begeben. Für Kunze aber wird damit lapidar bestätigt, dass er zu den Ersten gehört hat, die für eine gute Sache unterwegs an der Front der Notleidenden unterwegs waren: im Tschad 1985.

Die Erinnerung daran ist für ihn noch heute ein Danteskes Inferno, ja, *»die einzige Heldentat, die ich in meinem Leben vollbracht habe. Das einzige bißchen Krieg, was ich erlebt habe – eine Wahnsinnsgeschichte!«* Einmal mehr gilt für Kunze: Ich geh meine eigenen Wege ... Nur, wohin ihn die Wege dieses Mal führten, damit hatte er selbst wohl kaum gerechnet. Es gab Augenblicke, in denen Kunze glaubte, nicht nur am Ende der Welt, sondern am Ende seines Lebens angekommen zu sein. Mag der zeitliche Abstand die präzise Erinnerung etwas trüben oder das Erlebte stellenweise verklären, das innere Bild dieser Reise beinahe ohne Wiederkehr bleibt haften.

Dabei fing alles einigermaßen harmlos und durchaus Erfolg versprechend an. Alle Jahre wieder, in beinahe auffälliger zeitlicher Nähe zum christlichen Weihnachtsfest, erinnert sich die reichere nördliche Erdhalbkugel mit ihren Bewohnern der insgesamt doch sehr viel misslicheren Lebenslage sehr vieler Menschen auf dem südlicheren Teil dieses verrückten Ballons. Da werden selbst in der rauen Medienwelt die Blicke auf das Elend dieser Welt gerichtet. So oder so ähnlich jedenfalls muss es 1984/85 gewesen sein. Die Londoner BBC hatte einige folgenreiche Bilder ausgestrahlt, die in den Köpfen und Herzen der Menschen besonders hart eingeschlagen sind. In Deutschland macht man einmal mehr nach, was in England Erfolg hatte, denn hier hatten Bob Geldof von den Boomtown Rats und Midge Ure von Ultravox mit Hilfe einer Sendung 37 Musiker und Musikerinnen unter dem Namen Band Aid den Song »Do they know it's Christmas« produziert, um – selbst ohne Gage – den Gewinn den hungernden Menschen in Äthiopien zugutekommen zu lassen. Am 23. Januar, dem Tag für Afrika, wurde dann die deutsche Version vorgestellt. Jim Rakete, der Nena und Spliff managte, Fotograf des Jahres und Präsident der Albert-Schweitzer-Stiftung wurde, trommelte deutsche Musikerinnen und Musiker zusammen.

Resultat war die Benefizsingle »Nackt im Wind«, getextet von BAP-Chef Wolfgang Niedecken, vertont von Herbert Grönemeyer:

*nur ein paar breitengrade tiefer,
paar längengrade,
dann nach links,
stößt unsere phantasie an grenzen,
dort, wo die stummsten schreie sind.
(...)*

*nur ein paar breitengrade südlich
und dann nach osten weint ein kind.
noch ehe dieses lied hier ausklingt,
verhungert es,
stirbt nackt im wind.*

Als sich Grönemeyer bei Kunze erkundigt, ob er sich an dem Projekt beteiligen würde, gibt es »*eigentlich wenig Halten, da ich finde, wenn man die Möglichkeit geboten bekommt, etwas Gutes zu bewirken und dabei noch Lust zu empfinden, dann sollte man eigentlich nicht »nein« sagen*«. Kunze will die Platte nur an ihrer Wirkung gemessen wissen, die mit ganz einfachen Bildern ganz viele Hautschichten vom Zuhörer wegreißen will. Die ganzen Leute einmal auf einem Haufen bei der Platten- und Videoproduktion in Münchner Gasteig zu erleben, macht ihn nicht nur neugierig, sondern geradezu freudig erregt: ohne Eitelkeit, es war ohne Heimtücke, ohne Spitzen – geradezu ein Modell dafür, wie man in dieser Branche miteinander umgehen sollte, selbst wenn der eine oder andere Hemmungen hatte, sich stimmlich zu produzieren. Die im Vergleich zur englischen Presse recht nüchterne Aufnahme der Benefizaktion erklärt er einmal mehr mit der markanten, mokanten und sarkastischen Grundhaltung der 68er-Stimmen, »die enttäuscht und verbittert sind. Die sich gar nichts mehr vorstellen können und die gegen alles, was unternommen wird, erstmal grundsätzlich Vorbehalte in den Raum schießen und erst dann gucken, wen sie damit treffen.«

Trotz der »musikalischen Peinlichkeit« müssen selbst die Kritiker zur Kenntnis nehmen, dass rund 30 Millionen Mark für Äthiopien eingespielt werden. In Holland brachte die ähnliche Aktion während einer Gala gar rund 100 Millionen ein. HRK sang mit vielen anderen in München: Alphaville, BAP, Ina Deter, Extrabreit, Geier Sturzflug, Herbert Grönemeyer, Hans Hartz, Gitte Haenning, George Krantz, Klaus Lage, Udo Lindenberg,

Wolf Maahn, Peter Maffay, Münchner Freiheit, Marius Müller-Westernhagen, Ulla Meinecke, Nena, Trio, Juliane Werding.

Im Gespräch mit Klaus Farin macht Rakete sein Projekt »wg. Äthiopien« klar: *»Mindestens zwei Mark pro Single und drei Mark pro maxi plus die GEMA fließen auf Spendenkonto ... allerdings ohne Hunger-Gala. Wir wollen im Grunde genommen eine Situation erzeugen, in der jeder, der in dieser Republik Knete hat, sich verpflichtet fühlt, dafür zu spenden. Insbesondere die Konzerne, die sich ja ansonsten gerne vornehm zurückhalten.«* Er kommentiert Miesmacher wie Barry Graves, die ein frühzeitigeres Eingreifen für angemessener gehalten hätten: *»Es ist wieder einmal so, dass die ganze Welt gebannt auf die Künstler guckt, die sollen nun was geradebiegen, was Politiker versäumt haben. Im Grunde ist doch unser aller Umgang mit der Dritten Welt wirklich hanebüchen. Für mich ist deshalb die Signalwirkung am wichtigsten.«* Udo Lindenberg machte mit, *»weil die Menschen da unsere Partner sind und nicht Almosenempfänger. Es muss so was geben wie Hilfe zur Selbsthilfe. Es geht also nicht nur darum, dass wir die übrig gebliebenen Weihnachtspakete, die die in der DDR oder in Polen nicht mehr brauchen, jetzt nach Äthiopien schicken ... Viele Leute hier wissen darüber ja überhaupt nicht Bescheid. Die tun so, als ginge sie das überhaupt nichts an. Oder die sind ganz cool, sagen sich, na gut, schicken wir da eben fünf Mark hin, beruhigt das Gewissen. So ist das natürlich nicht zu machen. Unsere Verpflichtungen als Kinder der Kolonialherren gegenüber den Dritte-Welt-Ländern müssen den Leuten hier ständig bewusst sein. Genau das wollen wir mit unserem Song und den Aktionen features.«*

Und dann kam eben der Popsong, der aus sieben ausgewählt wurde, und gab dem Ganzen Schmackes. Um das Schrecknis zu verringern, dürfe man eigentlich gar keinen Popsong machen, meint Kunze: *»Jeder Popsong stinkt, der sich mit so ernststen Angelegenheiten beschäftigt, wahrscheinlich hätten alle zusammen nur eine Statistik vorlesen sollen im Chor, das wäre dann angereichert gewesen mit Fakten, aber das hätte kein Geld eingespielt, das kauft sich doch keiner ... Du kannst aber in einer Gesellschaftsordnung, die stinkt, nichts machen, was nicht stinkt, wenn es helfen soll«,* meint Kunze mit Anspielung auf den Frankfurter Philosophen Adorno.

Der Erfolg stellt sich allenthalben ein. Die BILD vom 24. 1. 1985 zeigt Heidi Kabel mit Spendendose, Bischof Tutu aus Südafrika mit Hauptpastor Dr. Hoerschelmann, Helga Feddersen, Inge Meyssel, Dagmar Berghoff, Max Schautzer und Raimund Harmstorf, Stadtvater von Dohnanyi, dem Bobie Fripong aus Ghana dankbar und begeistert die Hand schüttelt, Hans Hartz und »Panik«-Udo und Freunde, ganz vorne links im Bild, ebenfalls

mit Brot für die Welt Spendenbüchse Heinz Rudolf Kunze: »Klingeling! 3,5 Mios – Hamburger haben am meisten Herz«, allein einen 2-Millionen-Scheck aus Steuergeldern übergab Bürgermeister Klaus von Dohnanyi dem evangelischen Landesbischof Prof. Peter Krusche.

DIE ZEIT Nr. 5 vom 25. 1. 1985 zeigt indessen eine »Gemeinschaftsaufnahme« von Jim Rakete, auf der Kunze schon die Schlüssel zu seiner Tschadreise in der Hosentasche zu suchen scheint: Rock-Stars machen sich als »Hilfsarbeiter« verdient. Außer Wolfgang Niedeckens Hund Blondie, der auf der faulen Haut liegt, bestreiten alle Musicland-Studio-Besucher ihren Lebensunterhalt mit deutscher Rockmusik. Tom R. Schulz konstatiert zufrieden, dass alle singenden Großverdiener die Anreise selbst bezahlt haben, der Eigner des Studios und Produzent Reinhold Mack auf die sonst übliche Miete und sein Honorar verzichtete und die Crème des einheimischen Showgeschäftes bei der Arbeit mit Heiterkeit und Alberei, Engagement und künstlerischem Ehrgeiz dabei war, wenngleich der Ad-hoc-Chor schlappe vier Stunden brauchte, um den vierzeiligen Refrain auf aufnahmefähig auf die Reihe zu bekommen.

Persönlich resümiert HRK: *»Für mich war's einfach ein angenehmes Erlebnis. Ich fand den Satz von unserem Verleger aus Hamburg sehr schön, der sagte, Nietzsche hätte recht damit: Menschen tun am ehesten Gutes, wenn es ihnen auch Lust macht.«*

Doch diese Lust sollte ihm bald für eine Weile vergehen: Denn als einziger Künstler sang er nicht nur mit, sondern brachte den Erlös der Mammutaktion an Ort und Stelle: an die Hungerfront im Tschad.

Lesen wir dazu Heinz Rudolf Kunze im O-Ton, eine Geschichte, die niemanden ungerührt lässt:

Die »Nackt im Wind« – Single, von Grönemeyer komponiert und von Niedecken getextet, oder umgekehrt – war ja ein großer Erfolg und hat sehr viel Geld eingespielt. Es gibt ja auch dieses Foto in München Gaiselgasteig, da waren wir alle zusammen: Maffay, Lindenberg, Westernhagen, Grönemeyer, ich, alle waren da: Nena, Klaus Lage, Ina Deter, Ulla Meinecke, Stefan Remmler; es hat wirklich keiner gefehlt. Diese Single wurde sehr verhöhnt von der Presse, aber sie hat doch sehr viel Geld eingebracht, was der Deutschen Welthungerhilfe dann zur Verfügung stand. Davon wurde ein Transport in den Tschad finanziert von Medikamenten, Zelten, Decken und ein bißchen Lebensmitteln. Lebensmittel waren aber nicht der Hauptaspekt, sondern Medikamente und Zelte, paar Säcke Reis waren auch dabei. Nachdem das viel Geld eingespielt hatte, kam die Anfrage, ja, wer fährt jetzt mit, wer begleitet das von euch?

Und irgendwie bekam ich den Anruf: Heinz, mach du das. Viele Kollegen haben gesagt, nee, das ist mir zu heiß. Da war ich wieder in der Klassensprecherrolle. Wie so oft in meinem Leben, wie bei der Quote auch. Das mit der Quote habe ich bereut, das mit dem Tschad habe ich nicht bereut.

Dann haben wir uns getroffen in Bonn-Bad Godesberg bei der Welthungerhilfe. Wir waren ein Team, das bestand aus mir, aus einem Reporter von der Bravo, Horst Engelbach, mit dem ich mich angefreundet habe, einem Fotografen und Schreiber von der »HörZu« und eben der Welthungerhilfe, das war's. Ich war der einzige Künstler.

Es war beißend kalt, Schnee und Eis, und wir konnten nicht starten in Köln-Wahn. Gechartert war eine nigerianische Verkehrsmaschine, wo der gesamte Personenraum eben Frachtraum war, also voll gestopft mit Hilfsgütern. Wir paar Leute drängten uns hinter der Kabine des Piloten. Es war ein ganz entsetzliches Sitzen, ganz furchtbar eng. Und wir konnten nicht los. Es dauerte und dauerte und dauerte. Irgendwann kam der Pilot und sagte: Meine Herren, ich muß Ihnen eine Meldung machen, unser Radar ist ausgefallen, ist kaputt. Wir haben noch einen, aber eben nur noch einen und normalerweise fliegt man mit zweien, weil wenn einer ausfällt, hat man noch einen. Sollen wir trotzdem starten? Wir sollten ja eigentlich vormittags starten, es war inzwischen schon Abend geworden, das hieß, wir mußten nachts übers Mittelmeer und Afrika fliegen. Der Typ von der Welthungerhilfe hat gesagt, ja, wir starten jetzt, wir können nicht länger warten.

Also, wir fliegen los, sind mitten in der Nacht über Algerien, fliegen weiter runter, und dann kommt die Meldung vom Piloten, wir dürfen im Tschad nicht landen. Denn die haben Nachtlandeverbote, weil sie sich gerade im Krieg mit Gaddafi in Libyen befinden. Was machen wir jetzt? Es wurde quasi gemeinsam beraten. Wir waren in der Luft. Und dann sagte der Pilot, okay, wir haben Landeerlaubnis in Nordnigeria, in Kano. Da sind wir also runter, denn wenn wir nach Tschad geflogen wären, dann hätten die uns abgeschossen mit der Flak. Wir landen also in Kano und treffen dort sehr freundliche, sehr höfliche Militärleute, die uns mit Maschinenpistolen in Empfang genommen haben, weil wir ja nicht angemeldet waren. Gute englische Schule, also Offiziere, toller Umgangston: Guten Tag, was machen wir jetzt mit Ihnen? Wir schreiben zwei Uhr nachts, und in Kano gibt es sowieso nur wenige Hotels. Was tun wir jetzt mit Ihnen? – Wir sperren Sie ins Flughafengefängnis. Da können Sie übernachten. – Das war meine erste und einzige Nacht im Knast in Nigeria! Aber die Türen waren zum Glück offen.

Gut, das war also schon einmal ein herber Anfang; ich dachte wirklich, mir geht der Arsch auf Grundeis. Am nächsten Morgen fliegen wir weiter nach Tschad. Bei Tageslicht durften wir dann auch landen in Djameina, wir landen – in brütender Hitze, steigen aus dem Flugzeug aus, blinzeln

noch vor lauter Sonne. Da steht ein Kordon, doppelsperrig, von MG Posten, und die brüllen uns an: Go! Go! Go! – Lauft, was ihr könnt! Ich sage, was ist denn los, Luftalarm, oder was? Wir also durch diesen Korridor von MG-Posten ins Flughafengebäude, und dachte ich mir zum ersten Mal, worauf habe ich mich denn hier eingelassen? Ich war zwar Tagesschaugucker und wußte, daß es da einen Krieg gibt, aber das war doch sehr fern und sehr weit weg, man hörte relativ wenig und ab und zu mal davon. Aber Tatsache war, daß in dem Moment, wo wir gelandet sind, das nördliche Drittel des Tschads von den Truppen Libyens besetzt war. Da lief die Frontline.

Dann kam ich in die Stadt Ndjameina, die aussah wie Nürnberg, Berlin oder Dresden 1945. Alles zerbombt. Und da kriegte ich Panik, da hatte ich gedacht, ich möchte jetzt umschalten, ich möchte ein anderes Programm sehen. Wir fuhren über Straßen, die diesen Namen nicht verdienten, also Schlaglöcher, Bombentrichter. Am Straßenrand saßen Menschen und brieten Ratten. Ndjameina ist ungefähr so groß wie Nürnberg oder Hannover, also ungefähr 500 000 Einwohner. Keiner weiß das genau, es gibt dort keine Meldepflicht, man schätzt das so. Und wir wurden in eines von zwei Hotels gebracht, die es da gab, wo ganz viele Diplomaten, Händler, Vertreter rumhockten. Meine Zimmertür war aus Blech und hatte Einschußlöcher. Vor dem Haus waren Sandsäcke und Posten mit MGs. Links neben uns war die Geheimdienstzentrale, wo Leute gefoltert wurden, hat man uns später erzählt.

Wenn kein Krieg gewesen wäre, dann wäre es dort wunderschön gewesen. Das Hotel lag am Ufer des Flusses, der die Grenze zu Kamerun bildet und im Tschadsee mündet. Da fuhren Leute auf Booten und staksten und sangen Lieder dabei, also ganz idyllisch – und dabei war Krieg. Es gab eine Terrasse, wo man runtergucken konnte auf den Fluß, man bekam Bier, Gin, alles, aber es war eben Krieg, richtig Krieg, und man merkte das.

Das war die Hölle auf Erden. Das war wie in Indien. Menschen krallten sich in unseren Jeep und haben gebettelt und haben sich an die Reifen gekrallt. Es war ein Alptraum. Und dann wurde Gas gegeben, und wir fuhren weiter und kamen dann in das Regierungsviertel von diesem Gangsterchef, der das Land damals regierte mit französischer Unterstützung. Die französische Botschaft war vom Gelände her zehnmal so groß wie der Regierungssitz. Da wußte man, wer die Hosen anhatte.

Und wir fuhren bei der Regierung vorbei, unser Wagen brach zusammen und gab den Geist auf. Der Fahrer sagte: Aussteigen! Mit erhobenen Händen! Ganz schnell weggehen, sonst werden wir erschossen! – weil da saßen Posten und Scharfschützen mit Zielfernrohren auf der Mauer des Regierungsviertels, und jeder Wagen, der anhält, wird für eine Autobombe gehalten. Also: wir raus, Hände hoch und weg.

Dann hatten wir abends einen Empfang mit dem deutschen Botschafter. Es gab damals im Tschad 1985 nur fünf Botschaften: Frankreich, Deutschland, Nigeria, Ägypten und USA, mehr war es wohl nicht. Ich komme dort rein in die Botschaft, natürlich auch schwerstens bewaffnet mit Stacheldraht und Wachposten, und erlebe dort ein Kammerspiel wie von Jean Paul Sartre oder von Beckett. Der Botschafter schenkt mir ein Gin Tonic ein und sagt nach fünf Minuten Kennenlernen: »Meine Frau betrügt mich mit meinem Sekretär. Und das schon seit Jahren. Das ist die Hölle hier, Herr Kunze. Ich will hier weg. Aber wissen Sie was, wenn ich noch drei Jahre durchhalte, kriege ich Norwegen.« Und seine Frau und der Sekretär standen dabei. Es war ein offenes Spiel. Da hingen lauter so Büffel- und Antilopen-Trophäen an der Wand, was er alles so geschossen hatte, und er sagte, wir sind so froh über Besuch hier. Wir werden hier langsam wahnsinnig, hier kommt ja keiner. Wir schmoren hier im eigenen Saft, und wir werden allmählich verrückt hier. Es war für mich wie bei Edgar Allen Poe, wirklich, so war's. Ich glaube, ich habe gesagt, das tut mir sehr leid.

Am nächsten Tag wurde es dann irgendwann ernst. Unsere Fracht wurde verladen in zwei große Sattelschlepper, und wir sind dann mit Jeeps und Sattelschlepper Richtung Osten gefahren, Richtung Sudan, sudanesishe Grenze und sind also quer durch die Süd-Sahara gefahren, in eine Region, die gerade heute, wo wir darüber reden, wieder völlig überlaufen ist von Flüchtlingen aus dem Sudan. Es gab dort eine Straße, die steht sogar im Diercke-Atlas als sichtbare Fahrbahn, nur: Es gab sie nicht. Diese Straße existiert überhaupt nicht. Wir sind einfach durch Steine und Sand und Geröll gefahren. Und das war die Nationalstraße schlechthin, das war die Hauptstraße dieses Landes, sie existierte nicht. Es gab weder einen Mittelstreifen, es gab weder einen Randstreifen, nicht einmal irgendwo ein Fähnchen, was einem sagte, wo er lang führt.

Ich sagte: Wo fahren Sie eigentlich lang? – Er sagte: Auf der Hauptstraße dieses Landes, wieso? – Ja, und wo ist sie? – Ja, ich sehe sie, sagte er. Es gab nichts weiter als Felsgestein, eingekarstete Lastwagenspuren, die man gelegentlich sehen konnte wie Abdrücke aus der Fossilzeit, so ein paar Lastwagenspuren.

Man sah keine Straße, man sah nichts. Man fuhr durch eine graue, staubige, heiße Hölle. Manchmal am Horizont sah man einen Kamelreiter irgendwohin reiten, und man fragte sich, wohin will der, woher kommt der. Da gibt es nichts, kein Wasserloch, nichts. Ich habe mich nie in meinem Leben so orientierungslos gefühlt. Ich wußte keine Himmelsrichtung mehr, es war alles grau, dreckig; heiß war es zwar, aber nicht angenehm. Es gibt ja immer so tolle Filme aus der Sahara mit Dünen und blauem Himmel und gelbem Sand, ja Scheiße – alles war grau, staubig und mies.

Und irgendwann – unsere Fahrt dahin dauerte zwei Tage und Nächte – sind wir durch Schlaglöcher gefahren, die so furchtbar waren, daß man sich im Jeep wirklich festgehalten hat, und der Schreiber von der HÖRZU hat sich bei dieser Fahrt einige Rippen gebrochen. Ich habe nach sechs, sieben Stunden unseren Fahrer angefleht: Halt an, ich kann nicht mehr, Wolfgang. – Wir müssen da durch, Heinz, was sollen wir denn machen, wir können doch nicht hier stehenbleiben, dann verdursten wir. Wir müssen da hinkommen. Und er fuhr in einem irrsinnigen Tempo und sagte, das mache ich absichtlich, der Wagen hält das aus, das ist ein guter Jeep. Wenn ich schnell fahre, können wir einige Schlaglöcher überspringen, wenn ich langsam fahre, fällst du in jedes rein.

Dann kamen wir an in so einem Provinzdorf mit Lehmhütten. Wir wurden von einem Häuptling empfangen und ganz lieb und ganz freundlich warf man sich auf den Boden vor uns, und ich wurde dann in einen Raum geführt. Da sagte der Scout zu mir: Das ist jetzt das Zelt des Häuptlings, also das wichtigste hier. Es war ein Raum, in dem sich nichts befand, kein Gegenstand. Die hatten gar nichts. Uns wurde eine Schale Wasser angeboten, eine riesige Schale, wo so kleine eklige Partikel drin rumschwammen. Und er sagte noch zu einem von uns: Nicht trinken! Nicht trinken! Aber der hat das nicht gehört, trank das und hatte den Rest der Fahrt nicht nur zwei gebrochene Rippen, sondern auch Durchfall, die ganze Zeit.

Danach fuhren wir weiter; unser Ziel war die Provinzhauptstadt Ati. Ich weiß nicht mehr, ob es 100 oder 200 km vor Ati war, das Land ist riesengroß, das ist dreimal so groß wie Deutschland – mindestens, und da ist nichts, da wohnt kein Mensch, das ist leer. Und wir bewegten uns immer genau parallel zur Frontlinie, die Frontlinie war 100 km nördlich von uns.

Ja, und dann sind wir, bevor wir da angekommen sind, in einen richtigen Saharasandsturm geraten. Und ein Sandsturm bedeutet folgendes: Er kommt aus dem Nichts, fängt einfach an. Unser Fahrer, der uns das Leben gerettet hat, hieß Wolfgang Niewetberg, ein Rheinländer, der schon viele Jahre im Tschad war. Also, der Sandsturm fängt an und entwickelt sich innerhalb von einer Minute zu einem Getöse, das man mal erlebt haben muß, sonst glaubt man es nicht. Das kann ich nicht schildern, das will ich gar nicht erst versuchen. Es war jedenfalls so: Niewetberg hat sofort angehalten. Wir standen da, mindestens fünf Stunden lang. Stillstand. Irgendwie kriegten wir dann schon Panik, denn du siehst außer den Fenstern vom Jeep nichts mehr. Eine graue Wand aus Sand stand vor dem Fenster. Du konntest nichts mehr sehen, keinen Meter weit. Und das hatten wir alle noch nicht mitgemacht außer Niewetberg, und wir waren schon ein bißchen in Panik und sagten: Um Gottes willen, was sollen wir jetzt machen? – und Niewetberg sagte ganz cool: Warten. Was sollen wir sonst machen?

Genau das war der Moment, wo mir die Idee kam zu dem Stück Väter:

*Es kann nicht jeder
nachdem er gezeugt hat
als wortkarger Forscher
in der Wüste verschwinden*

*Und wieder zurück sein
aus heiterem Himmel
gebräunt und gehärtet
und so viel zu erzählen*

(...)

*Väter
Väter
Was immer sie treiben: Getriebene Täter
Sobald sie beginnen zu bleiben: Verräter*

*Es kann ja nicht jeder
nachdem er gezeugt hat
die Zelte verlassen
die Erdumlaufbahn*

*Doch es wäre vielleicht
nicht die schlechteste.*

Ich sitze also hier im Jeep, Gila ist schwanger und vielleicht komme ich nicht nach Hause, und was passiert dann? Ja, wir haben das dann abgewartet, ausgesessen, uns war ziemlich mulmig, und allen Beteiligten ging das Herz auf Bohnen. Später konnten wir irgendwann weiterfahren und kamen an in Ati. Der Provinzgouverneur hat uns empfangen, einerseits höflich, ein arabischer Gouverneur, andererseits zynisch uns gegenüber. Und er sagte: »Was wollen Sie eigentlich hier? Ich meine, herzlich willkommen, aber Allah will doch, daß diese Leute sterben, warum wollen sie denen helfen. Allah will das doch gar nicht.«

Ati war eine Stadt von ungefähr 5000 Einwohnern und vor den Toren war ein KZ, ich nenne das bewußt so, von 20 000 Verreckenden, die mit schwerer Waffengewalt bewacht wurden, damit sie nicht abends in das Dorf kommen und alle umbringen. Wir haben da also genächtigt, und in unserer Baracke befand sich eine Spinne an der Wand. Diese Spinne hatte

ohne Beine das Ausmaß meiner Hand mit Fingern. Das kam noch dazu. Bei diesem Anblick also sollte ich schlafen. Ich sage, Wolfgang, bitte erschieß sie. Dann sagte er, ne, das mache ich nicht, wenn ich daneben schieße, bringt sie uns um. Ich kenne das. Heinz, das macht nichts, ich habe das schon öfters erlebt, schlaf mal, die tut nichts. Ich habe die ganze Nacht nur diese Spinne angestarrt, ich habe kein Auge zugetan.

Am nächsten Morgen sind wir dann in dieses Lager gegangen unter schwerster Maschinenpistolenbewachung und haben da unsere Mittel verteilt. Und dort kam es zu diesem unglaublichen Foto, wo ein kleiner Junge war – da konnte ich wirklich nicht mehr, da habe ich nur noch Rotz und Wasser geheult – ich durfte ihm dann sein Schälchen Reis einschenken. Und er kam zurück nach ein paar Metern, drehte sich um und wollte mir davon was abgeben. Das muß man sich einmal vorstellen. Der Junge war ein Skelett, das war kein Mensch mehr. Und dann war noch diese alte Frau, die sich über ihre Ration beschwerte, sie dachte, sie hätte nicht genug bekommen. Da nahm mein Bodyguard seine Maschinenpistole und drosch sie ihr mit voller Gewalt in den Rücken. Die alte Frau machte nur noch »Äh« und fiel hin, ich weiß nicht, ob sie überlebt hat. Und ich sage meinem Dolmetscher: »Um Gottes Willen, sind Sie wahnsinnig geworden, was machen Sie da?« – Und da sagte mir dieser Goran, so nennt sich diese arabische Volksgruppe da im Land: »Mein Herr, ich verbitte mir Ihre Kritik, wenn ich das nicht tue, kommen wir hier beide nicht mehr lebend raus.«

Anschließend wurde ich zu einem Projekt geführt, auf das die Welthungerhilfe sehr stolz war. Ein Wiederaufforstungsprojekt, das war so furchtbar und erbärmlich, also kleine Pflanzen in der Wüste, das sah alles so furchtbar traurig aus. Es erschien mir so hoffnungslos. Die Welthungerhilfe sagt: Ja, das ist der Ansatz, wir sollen nicht nur Reis verteilen, sondern wir sollen was machen, was langfristig gut ist, und das stimmt ja auch. Das fand ich auch gut, aber das Projekt war aus meiner Sicht doch sehr, na ja, mutig, aber auch traurig. Ich hoffe, daß da was draus geworden ist. Ich habe das mit eigenen Augen gesehen, und die Menschen haben die Leute ermutigt, was zu tun, aber es erschien mir sehr wacklig, auch für die Leute von der Welthungerhilfe war es ein sehr wackliges Projekt.

Jedenfalls sind wir dann zurückgefahren und haben ein Lager gesehen, wo Menschen wirklich verreckt sind, aussahen wie Skelette, die unter unseren Augen verhungert sind. Denn wir hatten nur bedingte Mittel und konnten nicht allen helfen. Wir hatten unsere Ration von Reis dabei und die reichte eben nicht. Das war ganz klar, wir hatten Medikamente dabei, Zelte und anderes, und nur ein Drittel unserer Auftragsladung war eben Reis, also Lebensmittel.

Und ich bin dort durch ein Lager gewatet von Menschen, die star-

ben. Ich habe meinem Vater gesagt, als ich nach Hause kam: Daddy, ich habe ein KZ gesehen, du wahrscheinlich nicht. Ich habe Menschen gesehen zu meinen Füßen, die vor Hunger gestorben sind. Das wird man nie los, solange man lebt. Mir lagen Menschen gegenüber, die mich angefleht haben, ihnen etwas zu geben, und ich konnte nicht. Und deswegen bin ich auch nicht böse auf diesen Goran, der diese Sache gemacht hat mit diesem Maschinengewehr und der Prügelei mit dieser Frau. Er hatte bestimmt recht, und er war schon länger da. Der war Experte, und ich war einfach nur ein Fremder, der da reingekommen ist und mal reingeschnuppert hat in diese Elendsatmosphäre. Ich war ein blöder westlicher Tourist des Elends. Ich habe versucht, etwas Gutes zu tun, mehr konnte ich nicht. Und mein Vater sagte: Ja, das ist wohl härter als das, was ich in Sibirien erlebt habe. Das vergißt man nie.

Anyway, wir haben da unseren Job gemacht und sind dann wieder weggefahren, die Rückfahrt war relativ problemlos. Wir kamen zurück nach Ndjameina und sind dann zurückgeflogen, saßen dann in einer Maschine der französischen Fluggesellschaft UTA, einer privaten Fluggesellschaft, und wir kamen jedenfalls heil nach Hause nach Paris. Wenige Wochen später, nachdem wir heil angekommen sind, hörten wir im Fernsehen, daß eine gleiche Maschine aus der gleichen Richtung explodiert ist durch einen Terroranschlag, und da wurde es uns wieder etwas unwohl.

Ich war damals noch relativ jung, ich würde es heute nicht mehr wagen. In einem Land zu sein, wo man sich nicht fühlt, als wäre es diese Erde, sondern der Mond. Das kann man nur verstehen, wenn man selbst da mal gewesen ist. Das, was ich da erlebt habe, ist nicht in Worten ausdrückbar. Ich war da, ich war an der Front. Ich habe dem ins Gesicht gesehen, was Gott eigentlich nicht möglich machen sollte, und wenn es einen Gott gibt, dann hat er einen sehr schrägen Humor.

Kunze-Kenner werden das Bild mit dem kleinen Jungen vielleicht wieder erkennen. Dieser Junge brachte den Besucher aus Deutschland endgültig aus der Fassung.

»Er saß auf der Matte, auf die das Getreide ausgeschüttet wurde, nahm langsam, wie in Hypnose, Körner in seine Faust und steckte sie sich in den Mund. Ich kam dazu und hockte mich neben ihn. Da sah er mich an und gab mir von seinen Körnern ab. Niemand störte uns, niemand schien uns im Getümmel zu bemerken. Einen Augenblick waren der Junge und ich ganz allein. Ich weiß nicht mehr, wie sein Gesicht aussah, ich würde ihn niemals wiedererkennen. Er war schwarz und hatte krause Haare wie alle anderen Kinder auch ...«

Heinz Rudolf Kunze hilft Deutschland, über den Schatten seiner Geschichte zu springen. Ja, er liebt sein Land. Aber nicht so ohne Weiteres. Er kennt die dunklen Stellen seines Landes, die der jüngeren Geschichte des Volkskörpers Deutschland zumal. Er traut sich immer wieder an dieses schwierige Thema, ist es ihm doch schon in die Wiege der Kindheit gelegt. Wie ein roter Faden durchzieht die Hassliebe zu seinem Land und den Menschen sein ganzes Werk.

Mit dem jüngeren Bruder Rolf-Ulrich, geboren in dem Protestjahr 1968, kommt Heinz Rudolf, wenn es die Zeit erlaubt, immer wieder ins Gespräch. Und der kleine Bruder hat immerhin Rechtswissenschaft, Geschichte, Germanistik und Politikwissenschaft studiert und sich 1999 habilitiert. Als ein echter Kunze ist auch er von den Kontroversen um die Geschichte bewegt und hat 2005 ein lesenswertes Buch über Nation und Nationalismus vorgelegt. Die beiden Brüder kommen rasch ins Gespräch über ihre Familiengeschichte, ihre Herkunft und eben ihre Geschichte in und mit diesem Land.

Heinz Rudolf Kunze ist auch ein Nationaldichter. Freilich kein bequemer. Vom ersten Buch mit dem signifikanten Titel »Deutsche Wertarbeit« bis zu den jüngsten unveröffentlichten Gedichten, wie etwa »Lehnin Riefenstahl«, weist er sich als deutscher Dichter und Denker aus.

Sein holländischer Bruder im Geist, Herman van Veen, sieht in Kunze aber keinen »Moff«. Herman van Veen drückt es im Gespräch so aus:



Thomas Pieck

»Heinz Rudolf Kunze liebt Deutschland, er liebt dieses Land. Aber er ist eben kein deutscher Moff: Ein Moff ist ein Faschist und kein Deutscher. Mein Vater sagte: »Herman, ich mag Faschisten nicht, aber ich habe nichts gegen Deutsche.« Auch in Holland hat es sehr viele von diesen merkwürdigen Menschen gegeben, und ich finde es unfair, das zu generalisieren. Was Heinz angeht und seinen Vater, ich weiß nicht so viel davon, das ist nicht leicht, das ist ganz komplex, viel komplexer, als man das realisiert. Und dann Sohn von so etwas zu sein, wie er das verarbeitet und wie er damit umgeht, da kann

ich nur sagen: Respekt. Das ist etwas, das man nicht lösen kann, das muss man durchkauen. Das ist wie Diarrhöe, das muss man rausscheißen. In altem Ernst, das muss man völlig verarbeiten und andauernd realisieren. Wie

hat das Jesus immer wieder gesagt: Das sind deine Worte – es war sein Verhalten, und du hast das, diese Erinnerung genetisch mitgekriegt, und auch eine bestimmte Form von Denken kriegst du genetisch mit, das ist nicht leicht abzubauen. Ich bin 60 Jahre alt, ich spüre die enorme Kraft der Eltern in meinem Wesen, das ist enorm. Das muss man respektieren und ihm einen Weg geben. Es ist fast wie ein Fluss, mit Seitenarmen, oder wie ein Delta ...«

In Kunzes »Balkonfrühstück am Pfingstmontag« heißt es:

»In den Parteitagsgeländeruinen spielt die deutsche Jugend Schaumgummi-squash, ab und zu spielen auch die Who, und das ganze heißt Zeppelinfeld (...) In des Führers Kongreßhalle sitzt jetzt eine Schallplattenfirma, und dazu ist dort das Polizeidepot für beschlagnahmte Autos zu seh'n. Wenn ich richtig informiert bin, soll in diesem Polizeidepot der gesamte Wagenpark der Wehrsportgruppe Hoffmann stehen.«

Manchmal hat man den Eindruck, Kunze zeichnet mit seinen Liedern und Gedichten so etwas wie eine virtuelle Weltkarte. Zumindest entsteht beim Hören eine sehr differenzierte Deutschlandkarte aus Texten und Tönen vor dem geistigen Auge. Bruce Chatwin hat in einem seiner verrückten Vorhaben einmal die Idee gehabt, den Aborigines in Australien das Geheimnis ihrer Songlines abzuspielen, mit denen von Generation zu Generation das Wissen singend und erzählend weitergegeben wird. Die Erbschaft ihrer Zeit sozusagen durch Walkabouts und Klänge weitergebend, ein faszinierender Gedanke.

Tatsächlich, wenn auch rationaler fassbar, zeichnen viele Kunzetexte und Lieder solche typisch deutschen Landschaften mit ihren Menschen nach oder vor. Durchaus auch in den Grenzen von 1939, was unvermeidlich zu Generationskonflikten führt: Als 56er-Jahrgang, also als Spätgeborener des so genannten Nachkriegsdeutschlands, vermerkte er im »*Lebensabend*« aus Sicht eines alten Mannes, der degoutant auf den jungen Zivi-Schnösel reagiert, der ihn am Krankenbett versorgt: *»keine Freunde und Verwandte habe alle überlebt wir war'n ein guter Jahrgang, härter noch als Stahl wir hätten keine Schlacht gewonnen mit den Schlappschwänzen von heute und das bezeichnen die auch noch als Ideal. Wenn es wirklich danach ginge wie gut unser Jahrgang war dann wüchse heut der beste Wein aus dem Boden von Verdun von Kursk und Stalingrad und aus der Wüste bei El Alamein«*. Der alte Unverbesserliche bekommt auf dem Krankenlager bei Bier und Zigarre beim Ansehen der Fußball-Länderspiele zwar immer häufiger einen Hustenanfall, tröstet sich aber mit den gleichen Jahrgängen aus Moskau und Washington, die kriegerisch aufs Ganze aus sind.

Deutschland ist eine Raum-Zeit-Koordinate im Leben Kunzes, nicht nur Dichters Ort allein. »Von jenem Tag an« verzeichnet er beinahe autobiographisch, dass er vom mächtig-lieben Vater bei der Verrichtung des kleinen Geschäfts überrascht wurde, weil er vergessen hatte, die Klotür abzuschließen. Seit dieser Zeit sei die Lebenslinie seine Innenhand armaufwärts abgebogen, Richtung Herz. Eine Geburtsstunde wohl auch der Kunzeschen Selbstironie. Er kann lachen, im Nachhinein ganz herzlich lachen, selbst über das Lachen seiner deutschen Schullehrer, die ihn damals haben vor Ehrfurcht verstummen lassen: »Ich bin damals taub geworden vom Lachen der Sportlehrer (diese frühromischen Hyänen gaben meistens auch Latein und lasen mit uns ausschließlich Endlösungen im Originaltext)«.

Dieses Eingeschüchtertwerden teilt Kunzes Protagonist mit manch einem Leidensgenossen der Pubertätszeit, der sich hat demütigen lassen müssen von einer allzu deutschen Art des Unterrichtens nach dem Motto: »Gelobt sei, was hart macht«. Gleichaltrige werden ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Sei es bei einem hinkenden Deutschlehrer, der seine Mannen kalt duschen ließ und in der Sportstunde scharf Anweisung gab. Da bekam einer beim Entgang zugebrüllt: Gunther, Arsch runter, du musst deinen Hintern zusammenkneifen, daß ein Fünfmarkstück die Prägung verliert. Oder ein Rolf, der mit seinen Pubertätspickeln ohnehin zu ringen hatte, wurde als Pickelhering denunziert. Kunze, dem freilich Sprachen besser lagen als Sport, bricht schon früh eine Lanze für die, die verschämt und verschüchtert werden. Er tut dies nicht mit einer über allen Sachen stehenden Art, sondern bricht das Schweigen, Erblinden und Ertauben mit dem eigenen Weg. Und dieser Weg heißt für ihn: »Ich wählte die Musik«.

In ganz wenigen Motiven verstehen seine Texte sein Vaterland am Schlafittchen zu fassen und einem falsch verstandenen Getöse von Einigkeit und Recht und Freiheit Einhalt zu gebieten. In einer Kombination aus Paul Celans Tod als Meister aus Deutschland und Peter Handkes Jahr in der Niemandsbucht heißt Kunze »willkommen in meiner Lagune«. Voll der Geilheit des Weines, der verlangt, dass man ihn zügig entkorkt, hat er das »Zittern der Neuzeit« betrachtet, besprochen, belauscht. Beim Flipper Spielen geht sein Protagonist in sich, nicht kindisch, sondern »irgendwie indisch ... beim Pilzglockenschlag«. In deutscher Gründlichkeit ist für alles bestens gesorgt. »Für absolut alles. Für den Fall eines Falles hab' ich uns ein paar Särge besorgt.«

In Kunzes Empörung über die Larmoyanz gepaart mit einer bis an die Zähne bewaffneten Eine-Rakete-pro-Kopf-Gesellschaft müssen alle von morgens bis abends müde sein. Und wenn auch die Herrenrassenideologie nur hinter vorgehaltener Hand propagiert wird, stimmt bei den Abweichlern und Außenseitern wie Selbstmördern und Friedensfetischisten sicher-

lich etwas nicht mit ihrem Stammbaum. In »Ich bin gegen den Frieden« analysiert er die No-future-Gesellschaft und lässt seinen Protagonisten die Doppelbödigkeit der Gesellschaft entlarven, die zu einer echten Entrüstung nicht fähig ist, weil sie allem nach dem Mund redet. Seine Skepsis gegenüber den alten Jusos, die die Sahnetorte von innen aufrollen, macht auch vor dem Showgeschäft nicht Halt. Friedensgewinnler, Boutiquenduftspuren vom Benz bis zur Bühne und die Ringe an den Fingern wie Babylo니ens Gwalt Herrscher; das alles und noch viel mehr, von Heino bis zu den Cognacschwenkern vor der Ostberliner Lenin-Gesamtausgabe, entlarvt die hysterische Gesellschaft, die deutsche im Besonderen: *»Erstens – wer lautstark behauptet, dagegen zu sein, wird reich. Vielleicht erinnert er sich dabei durchaus an die steilen Karrieren der Alt-68er, die in Bonn, London oder Berlin endeten. Zweitens – wer wiederum dieses kritisiert, macht die Mode von morgen ...«*

In seinem Alptraum, der ein Sprachspiel zum real existierenden Alptraum ist, karikiert Kunze einen Dialog mit dem Typus Helmut Kohl und einer Ja-aber – Rhetorik. Ja, es ist gut und nötig, kritisch zu sein, auch wenn es mal wehtut wie Gertenschläge auf die nackte Haut nach der finnischen Sauna: BIS-SIG! Aber ruckzuck kommt das heiße Bügeleisen der elendigen Grammatik der Bejahung aller Umstände und brandmarkt den konstruktiven Kritiker der Gesellschaftsungleichung mit viel zu vielen alten Bekannten: Verstimmungsbarometer, Negatiefflieger, Nestbeschmutzer, vaterlandsloser Geselle, Zersetzer, In-tel-lek-tu-eller!

In »Der Schwere Mut« erzählt Kunze das »Märchen«, die Geschichte eines Jungen: »der lebte in einem Land, das Deutschland hieß. Deutschland lag ziemlich in der Mitte eines eher klein geratenen Kontinents, der seine beste Zeit schon lange hinter sich hatte und das auch allmählich einzusehen begann. Die Sonne schaffte es über Deutschland schon ewig nicht mehr, durch die Wolken zu dringen; manchmal war sie sich nicht mal sicher, ob das überhaupt noch Wolken waren oder schon eine Glocke aus Beton. Demzufolge wuchsen die Kinder in Deutschland bleich und lichtempfindlich auf und lernten als drittes Wort nach »Papa« und »Mama« das Wort »Krebs«. Das Deutschland-Märchen endet damit, dass der Junge »erfroren und friedlich« aufgefunden wird, weil er sich nicht damit abfinden konnte, dass auf einen einzigartig guten Sommer wieder die übliche Kälte folgen sollte.

Wie Steffen Radlmaier in seinem Vorwort zu Kunzes »Papierkrieg« mit Texten aus der Zeit von 1983–1985 ganz treffend feststellt, sind Familien- und Zeitgeschichte untrennbar miteinander verknüpft: »Da nimmt einer alle zu erwartenden Missverständnisse auf sich, um sich als Betroffener

von revanchistischen Parolen gewisser Vertriebenenverbände zu distanzieren. Ein Vertriebener, der keine Revanche fordert. Und der eine Ersatzheimat auf der Bühne gefunden hat ... Es ist ein echtes Kunze-Kunststück, solch eine Thematik auch musikalisch so aufzubereiten, dass es im Ohr hängen bleibt und trotzdem nicht peinlich wird«, bestimmt Radlmaier zu dem autobiographischen Song »Vertriebener«.

Hierhin gehört auch »Madagaskar«:

*Die haben das doch gar nicht gewollt
die wollten die doch alle exportieren
der andere Befehl kam doch ganz spät
die haben das doch gar nicht gewollt
okay, die spuckten immer große Töne
wer glaubt schon alles, was geschrieben steht*

*Die haben das doch gar nicht gewollt
das Ausland hat sie nur nicht machen lassen
da riß dann irgendwann halt die Geduld
die haben das doch gar nicht gewollt
da fingen sie in Panik an zu hassen
die haben letzten Endes gar nicht Schuld*

*die könnten jetzt doch alle
in Madagaskar sitzen
schön warm, und überhaupt auch viel mehr Platz
der ganze Zweite Weltkrieg
ein Gegenstand von Witzen
und über unser Land kein böser Satz*

(...)

Kunze dazu später einmal in einer Fachzeitschrift:

»Fakt ist, daß es im deutschen Gemütsleben eine sehr beliebte Geschichtslüge gibt, die, selbst wenn es keine Lüge wäre, immer noch ein Skandal erster Ordnung bliebe. Englische Historiker mit ziemlich faschistenfreundlichem Einschlag haben nach dem Krieg immer wieder behauptet, daß die Juden ja gar nicht ausgerottet werden sollten, sondern daß es eine geheime Reichssache gab, derzufolge alle Juden nach Madagaskar ausgeschifft werden sollten und nur die bösen Engländer und Franzosen das verhindert hätten.

ten. Darum erst soll Hitler zu Himmler gesagt haben: »Mein Gott, finden Sie eine andere Lösung«, woraufhin die Wannseekonferenz einberufen und die Endlösung beschlossen wurde. Ich habe nichts anderes getan als einen deutschen Stammtischtäter reden zu lassen, der sich mit der Formel beruhigt: »Die haben das doch gar nicht gewollt«. Ich habe das in dem Text nicht weiter erklärt und hatte auch keine Lust dazu. Da gibt es genügend Stichworte, die nachdenklich machen sollten. Wenn ich damit zumindest den einen oder anderen dazu veranlassen könnte, mal nachzufragen oder nachzuschlagen, das würde mir schon reichen.«

Kunzes persönliche Protokolle zur Lage der Nation verraten die Schwierigkeiten, in der Bundesrepublik eine Heimat zu finden. »Verlassen von allen guten Geistern« heißt denn auch der Untertitel zu Kunzes »Deutschland-Lied«:

Verschwiegen in der Schule wie ein peinlicher Infekt./Im Landserheft auf eigene Faust dein/ Nachtgesicht entdeckt./Vergiftet von den Treuen und vergessen von/ dem Rest./Zuhause sein in dir ist ein beklemmend grelles/ Fest.

Auf der Frankfurter Buchmesse 2005, auf der der bekannte jüdische Frankfurter Rechtsanwalt und Fernsehmoderator Michel Friedman sein neues Buch »Kaddish vor Morgengrauen« vorstellte, zeigte ein Interview, wie konsequent Kunze seine Ansichten gegenüber allen Beteiligten zu vertreten gewillt ist – und dafür Anerkennung auch aufseiten derer erfährt, die noch heute von den Folgen des Dritten Reiches aus jüdischer Sicht erzählen können.

Dr. Michel Friedman im Gespräch über seinen »Bruder im Geist« Heinz Rudolf Kunze und dessen unablässige Arbeit am »Deutschland-Bild«:



*picture-alliance/ZB/
Karlheinz Schindler*

»Bei mir ist es eben nicht, was sich konkret im Beruflichen widerspiegelt, sondern es ist eine private große Wertschätzung, die mich mit ihm verbindet. Und die Tatsache, dass er einer derjenigen ist, der als Sprachvirtuose es immer wieder fertiggebracht hat, das, was man deutsche Musik nennt, in allen Variationen sehr zu bereichern. Zudem gibt es eine Geisteshaltung, die uns verbindet, nämlich, dass dieses Deutschland ein liberales, multikulturelles, weltoffenes Deutschland und nicht ein verbiestertes, spießiges Deutschland sein soll. Da ist die Möglichkeit, die er als Künstler hat, dies mit aus-

zudrücken, die Art seiner Musik, die Art seiner Texte, eine Ausdrucksweise, die mich immer wieder berührt, die mir immer wieder begegnet, und wo wir, wenn man so will, Brüder im Geiste sind.

Kunze ist einer dieser Menschen, die mir sowohl als Mensch als auch als Künstler immer wieder deutlich machen, welch eine Kraft denn doch das Wort auch in der Musik haben kann.

Ich begleite seine Karriere sehr nah und sehr eng, und wir haben immer wieder die Gelegenheit, uns zu sehen, und es ist für mich immer eine große Freude, und diese Freude hat viel mit Respekt zu tun. Das ist es eigentlich.

Ich halte ihn wirklich für einen Sprachvirtuosen. Und in der Musik für einen der großen Texter, die wir hatten in den letzten Jahrzehnten. Das Besondere an ihm ist eben, dass er nie eine Eintagsfliege war, nie einordbar war, sondern immer wieder sich Texte ausgesucht hat, wo er sich verwandeln musste, neue finden musste, aber letztendlich einer Grundlinie treu blieb, nämlich der Qualität.«

Was Michel Friedman klar erkennt – und aus seiner eigenen Lebenserfahrung im Wesentlich medienwirksameren Blitzlicht- und Schattengewittern auf seine Weise erfahren hat – teilen grundsätzlich Menschen, die nicht im Mainstream-Lebensstil der Vielen denken oder arbeiten können. Obwohl Kunze nach außen hin ein weitaus weniger spektakuläres Alltagsleben führt, sieht Friedman:

»Ich glaube, dass das Schicksal, aber das nicht larmoyant, sondern sehr positiv gesagt, das Schicksal der Menschen, die nicht äußerlich wie innerlich den Mainstream leben, die nicht in der anonymen Masse untertauchen wollen, dass das Schicksal solcher Menschen immer darin bestehen wird, dass sie polarisieren. Und in Deutschland sowieso. In Deutschland wird Abweichung bestraft, nicht belohnt. Anders als in einer Kultur wie Frankreich oder England. Und dass man, wenn man sich entscheidet, so leben zu wollen, einerseits die positive Kritik genießen, und andererseits aber auch die negative Kritik ertragen muss. Wichtig ist nur, dass man sich nicht dieser Kritik in der einen oder anderen Richtung anpasst. Das ist etwas, was man aber dann mit den Jahrzehnten immer besser lernt. Also, wenn man jünger ist, ist man in diesen Schaukelwelten der äußeren Rezeption weitaus anfälliger, als wenn man älter ist. Bei Kunze führt das zu einer deutlichen Qualitätssteigerung von Jahr zu Jahr.«

Befragt nach der Motivation Kunzes, mit seiner kritischen Sichtung der jüngsten deutschen Geschichte in Verbindung mit den konkreten Erzählungen seines Elternhauses in Richtung »Erinnerung ist Versöhnung« künstle-

»Nein, ich würde ihm auch diesen Begriff nicht antun wollen. Dieser Begriff ist ganz schwierig, denn versöhnen können sich eigentlich nach meinem Verständnis nur unmittelbar das Opfer und der Täter. Ersatzhandlungen führen nicht dazu, dass die unmittelbare Handlung aufgehoben werden kann. Ich glaube, was er will und was ich will ist, dass wir uns in unserer Generation hoffentlich nicht in einer Lage kollektiv wiederfinden werden, wo wir so etwas wieder machen müssen wie eine Versöhnungshandlung. Also sollten wir eine Realität in unserer Gegenwart schaffen, in der diese Gesellschaft mit dem Abweichler, das ist ja nicht nur der Ausländer, der Jude, also diese klassischen Abweichlergruppen, wo der Abweichler in dieser Gesellschaft erwünscht ist, wo die Angst ersetzt wird durch die Neugier. Wo Abweichen etwas Positives ist, und nicht etwas, was man bekämpft, oder wo sozialer, gesellschaftlicher, juristischer oder politischer Druck ist. In einer solchen Gesellschaft, in der Abweichung möglich ist, können auch die erkennbaren Minderheiten gut leben. Denn in einer Gesellschaft, in der das Abweichen nicht möglich ist, können nicht nur die Minderheiten nicht mehr leben, sondern auch die Mehrheiten nicht.«

Die Diskussion um den NATO-Doppelbeschluss und die Stationierung der Pershingraketen, der laute und leise Widerstand der Friedensbewegten, die Diskussionen um AKWs und KKWs trieben Keile zwischen die Menschen Anfang und Mitte der 80er-Jahre. George Orwells »1984« drohte deutsche Wirklichkeit zu werden. In dem lesenswerten Essay von Radlmaier wird deutlich, dass HRK als ein »verletzlicher und verletzter Chronist sich mit Sarkasmus den allgemeinen Wahnsinn von der Seele schreibt: Nicht der Dichter ist zynisch, sondern die Situation, in der er lebt«.

Ein Satz von Herrn Zimmermann ist in der Sache für die schleichende Sprachvergiftung des öffentlichen Lebens geradezu exemplarisch: »GEWALTLOSER WIDERSTAND IST GEWALT« – und Kunze macht daraus: »Mutloses Abwinken ist Mut/Tatenloses Zusehen ist Tat, rechtloser Zustand ist Recht/Hoffnungslose Anpassung ist Hoffnung/Rettungslose Verzweiflung ist Rettung/Skrupelloser Zynismus ist Skrupel/ Schonungslose Ausrottung ist Schonung/Erbarmungsloses Dreinschlagen ist Erbarmen/Gnadenlose Zukunftsvernichtung ist Gnade/So hätten sie's gern/gewaltloser Widerstand/Ist Gewalt/ widerstandslose Gewalt aber/Ist nur Widerstand/gegen die Gewalt der Gewaltlosen/ Und ein ärmelloses Hemd/ist ein Norwegerpullover/Und George Orwell/ist Walt Disney.«

Genau, möchte man sagen. Eben nicht, sagt Kunze. Ach so, stimmt ja, sagt der Leser, es stimmt ja gar nichts, ist alles verdreht. Kunze führt den offenen Diskurs seines Landes ad absurdum, mit ganz logischen Gedanken.

In seiner »Staatsbürgerkunde« spielt er das Wortungetüm »Prinzip der

doppelten Abschreckung« aus gegen ein »doppeltes Erschrecken« aus der Sicht eines Datenverarbeiters, der im Wort Bundesbeauftragten heraus-
hört »Generalinspekteur für zivilen Ungehorsam«, sich von seinem eigenen Sohn abgewiegt fühlt, der Tennis spielend seinen Vater für verrückt erklärt, wenn er in der Leitung ein Knacken hört und erschrickt und dann noch einmal erschrickt über das Erschrecken.

In »Maikäfer flieg« kippt die Parodie eines Kinderliedes nahezu in Sarkasmus um[93]:

»Maikäfer flieg/Vater lobt den Krieg/ Mutter schlemmt im Leckerland/die Diskothek ist abgebrannt/ Maikäfer flieg/ Wir knacken die Sakristei/ was ist denn schon dabei/ wir saufen den Wein beim Abendmahl/ und hinterher Herr Pfarrer dann ist Damenwahl/ Maikäfer flieg/ Vater setzt auf Sieg/ Mutter sitzt im Frauenhaus/ mir gehen die Zigaretten aus/ Maikäfer flieg/Wir schleichen ins Leichenschauhaus/ und tauschen die Leichen aus/ wir legen uns selbst in die Särge rein/ Spaß muß sein/ Maikäfer flieg/Vater ist ein guter Katholik/Mutter heult nachts auf dem Klo/ich friere vor dem Video/ Maikäfer flieg/Maikäfer schrei/ich reiße dich entzwei/das tat ich schon als kleines Kind/ bis ich deine Schmerzen find/Maikäfer schrei.«

Zum surreal vertonten Stück auf der letzten Scheibe mit Mick Franke 1984 »Ausnahmezustand« sagt Kunze später selbst:

»Das ist eine wahre Geschichte. Das handelt von Jugendlichen, die in einer Kleinstadt in Norddeutschland angesoffen und nach dem Konsum mehrerer Horrorvideos eine Leichenhalle aufgeknackt haben und die Leichen aus den Särgen geholt haben und auf Parkbänke gesetzt haben. Und als man sie schnappte, und fragte: ›Warum?‹, sagten sie: ›Nur so. Also, aus Bock.‹ Das heißt, es waren Jugendliche, bei denen man nun nicht mal mehr die allergrundsätzlichsten Tabus der zivilisierten Menschheit voraussetzen darf. Das, finde ich, ist Anlaß genug für ein Stück. Das ist wahr. Das will nur keiner glauben. Gerade war mein Vater zu Besuch übers Wochenende bei mir, als ich zu Hause war, und las mir den Brief eines alten Kriegskameraden vor, einem ganz ehrbaren, konservativen Arzt in Schleswig-Holstein, der sich auch meine Platten pflichtschuldigst gekauft hat und der das alles nicht glaubt. Der von Song zu Song denkt, ich erfinde das alles. Der schreibt einen wutentbrannten Brief und sagt: ›Ich akzeptiere diese Schwarzmalerei nicht und diese Darstellung des Lebens in diesem Land. Das ist hier nicht so.‹ Der weiß auch nicht, daß die Lieder Anlässe haben, die nur den Nachrichten entnommen sind. Der weiß es einfach nicht.«

Man kann sämtliche Alben oder Texte Kunzes durchsehen, stets stößt man dabei auf Deutschland als eine Konstante seiner Reflexionen und künstlerischen Gegenstände. Deutschland findet sich in lapidaren Wün-

schen wieder wie »ich möchte eine Deutsche Bahn/die nicht ihre Speisewagen abschafft« (Vorschuß statt Lorbeeren, 63), »ich möchte nicht mehr als Antieuropäer gelten/ nur weil ich nicht will daß Brüssel regiert/ und nicht mehr Antisemit/ nur weil auch Juden Verbrechen begehen« – aber das ist eben »Viel verlangt«. Ironisch gegen alle totalitären Systeme gewendet: »Ich backe mir mein Volk gespickt mit den Rosinen aus meinem Kopf/nach meinem Ebenbild von Fuß bis Schopf/und mittendrin/im Überbau aus Sahne/mein Konterfei/die leckre Landesfahne/... die Widersprüche werden eingeschmolzen/Kapitalisten als auch Komsomolzen/ein Meisterwerk/bestäubt mit Luderzucker/ wer sich verkrümelt/bleibt ein armer Schlucker«.

In »Hallo Deutschland« beklagt der Dichter »70 711418/3345/89 die Nummer stimmt/Aber keiner geht ran/hallo Deutschland/Weder in der/Rasch Aua/Auch nicht in der Happy Aua/Nicht mal in der/Mit Neid Au/... Keiner zu Hause/keiner« die Unerreichbarkeit eines Gefühls von Heimat.

Kein Wunder, besieht man sich »Deutsche« in der »Heimatfront«:
»Wenn Deutsche etwas machen,/beschäftigt es die Welt./Deutsche sind ehrlich und musikalisch./Am liebsten hören sie Schlachtplatten./Deutsche gehen schlafen,/bevor sie müde sind./Deutsche denken gern./Deutsche lachen gern./Deutsche halten es für philosophischen Humor,/ihren Reichstag in Stoff zu verpacken./Für theologisch-philosophischen Humor sogar,/wenn der Einpacker Christo heißt./Dann darf er sogar Bulgare sein./Oder Rumäne, weiß der Teufel./Ach Quatsch, eigentlich halten es die Deutschen/für ein gutes Geschäft./Deutsche besteuern das Ausatmen/durch Einatmen/... Deutsche wissen eigentlich nicht, wie man sich fortpflanzt./Penis und Vagina vergleichen sie mit Bockwurst und Senf./Deutsche und Deutschinnen/sind die gleichberechtigtesten Menschen und Menschinnen/auf der Welt./Deutsche sind das Ebenbild Gottes./Deutsche sind nichts Besonderes/wenn Deutsche etwas machen,/beschäftigt es die Welt.«

Über eine längere Zeit hindurch meldet sich bei Kunze auch seine Kunstfigur »Kilian«. In »Kilians Pendel« etwa ist das fiktive Gegenüber öfter im Ausland unterwegs, allerdings wieder als typisch Deutscher, wenn er – mit Bezug zu den jeweils aktuellen Arbeiten seines literarischen Schöpfers – mal Musicals wie »Les Misérables« anschaut oder »Miss Saigon Loves U.S. Marines« als Aufkleber an jeder Rikscha ausmachen kann, während er selbst in Nordkorea als PR-Berater des Neuen Großen Führers arbeitet und den 1:0 Sieg Nordkoreas gegen Italien bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1966 in England vermarktet. Kilian, der »Schrecken aller Statistiken, der Nichtwähler, der Stimmungsdemokrat, der Frauenbeauftragtenbeauftragte, der Dandy ohne Handy mit Dauerausschlag«, weiß um das Leben als Kampf und trifft sich am Abend bei Reiswein in Pjöngjang mit deutschen Neona-

zis, denen es hier gefällt, »alles sauber, alles auf zack. Sie erzählen ihm von einem gewissen Golem oder so, der Witze über Autos mit Innenraumvergasung macht. Das halten sie für ein interessantes Konzept, und die Lacher haben sie sich gleich notiert.«

Immerhin, in »Die Blaue« lässt Kunze festhalten:

»Gott ist im Deutschen/ein verdammt kurzes Wort/die Sehnsucht danach ist so lang/und höher als Dome/und älter als Sünde/und klüger als die Bibel im Schrank/Wenn ich mal tot bin/spricht nicht schlecht über mich/ich war mein Richter/denn das durfte nur ich/... Das ist die Blaue/die blaue Stunde.« (...)

Kunze kann und will nicht absehen von der deutschen Geschichte, dafür liebt er sein Land eben doch zu sehr; wenn auch unter eindeutigem Vorbehalt, nicht nur eschatologischem. In »Weit gebracht« hört er das Lachen der Macht:

»So war das morgen/was machen wir gestern/ZK alter Brüder/KZ alter Schwestern ... Ich kann mich waschen, ohne naß zu werden/ich komme nicht in Anbetracht/Ich kenne die Parole/Ich kenne meine Grenzen/Ich habe es weit gebracht ...«

Der Vorbehalt gilt auch für den deutschen Umgang mit seiner Sprache:

»Wie lange müssen sich in der Bundesrepublik Deutschland poetische Texte noch vor den Spruchkammern von Gesinnungsblockwarten verantworten, die aus der Literatur am liebsten einen Volkshochschulkurs in demokratischem Konsens machen wollen?« fragt Kunze mit Heimo Schwilk auf dem Plattencover »Halt!«. Zynisch reagiert er auf die Sprachverhunzung durch die Rechtschreibreform der deutschen Sprache, »und es lebe nebenbei bemerkt/die Rechtschreibreform/Zeit wird's daß man in Deutschland/SZ durch SS ersetzt«.

Die »Schieflage der Dinge« ist für Kunze irreversibel, nahezu jedenfalls. Mit einem Skalpell betreibt er Mikroanatomie der gesellschaftlichen Verhältnisse. Deutschland liegt geradezu regelmäßig bei Kunze auf dem OP-Tisch. Und hat keine guten Karten, weil die alte Krankheit »Deutschland« immer wieder durchbricht. Und doch gibt er nicht auf, die alten Wunden zu lecken, die falschen Trostpflasterchen abzureißen und gründlicher zu desinfizieren. Die Drainage der alten Kriegsverletzungen der Vätergeneration ist noch erforderlich, weil der Schoß fruchtbar bleibt, aus dem Menschenverachtung und Untergangsstimmung kriecht. Drainageschläuche indessen können bis zu ihrem Auswechseln anwachsen, der Leser oder Hörer der Kunze – Vivisektionstexte schreit dann auf wie ein Patient, den ein stechender Schmerz durchfährt.

In einem unveröffentlichten Gedicht heißt es in »Lenin Riefenstahl«
(2005):

Manchmal reicht ja schon ein Becher Tee
damit sich das Muster auf der Tapete entspannt
wenn die Frau die den Regen bringt/verhindert ist
und die Welt eine schwarze Perücke trägt/die Haare verliert
alles kann man sagen/und wenn man dabei einen Schnupfen
hat
klingt es sogar ehrlich/nur wer sich nicht leiden kann kann sich
gut erinnern
wer mit sich zufrieden ist hat alles vergessen/aber gut das ist eine
Sache
meine Sache ist überhaupt nicht/Gesprächsnotizen müßte man
anfertigen
feste Vereinbarungen treffen/aber dann steigt wieder dieser Ge-
ruch aus der Dusche
der neun von zehn Vorsätzen kippt/und das Barfußlaufen wird
ein Gang über Scherbengesichter/he du/nacktes Miststück da
neben mir
du hast den Namen meiner Frau angenommen/und du glaubst ich
fall drauf rein
ich will nichts mehr heißen/ein Klischee will ich sein
wie ein italienischer Herrenschuh/letzte Nacht gab es Traumsex
mit Lenin Riefenstahl
und dem Fuß einer unbekannten konkaven Dame/übel mitgespielt
wurde uns da
hundeübel/es gibt jetzt auch in China Disneyland
was sagt uns das gar nichts/eben
inzwischen laß ich selbst Lichter in Wohnungen an/die ich nie
betrete
betrunken ohne jeden tropfen/verstopft von ahnungslosem Wissen
verlaufen in evakuierten Spezialgebieten/auf Wiedersehn/auf
Wiedersehn
nee laß man/laß stecken dreh die Klinge/noch einmal um sich
selbst
es war bajonett mit Ihnen/Tschautschesku
er ist schief gelaufen der Kragenbär/der Flut entgegen
hinaus ins Krawattenmeer/meinetwegen/mitnichten ertrunken
dort
vielmehr am eigenen Versprochenen erstickt

*wäre es doch wenigstens einmal für die Dauer einer göttlichen
Sekunde langweilig gewesen
aber nein/langweilig war es eigentlich nie.«*

In der Entstehungsgeschichte erfährt man vom Autor Kunze, dass das Gedicht beim Ansehen eines Filmes über Leni Riefenstahl entstanden ist. Einfach so. Kunze sieht fern und wundert sich über sein Deutschland ...

Ein andermal dichtet er zum 60. Geburtstag Niedersachsens eine Neubearbeitung der erdverbundenen niedersächsischen Regionalhymne:

*Wulffs Revier oder: Das neue Niedersachsenlied (2006)
Von der Hunte bis zur Wietze, von Cuxhaven bis Bad Grund
Lebt ein ganz besonderes Völkchen, außen spröde, innen bunt.
Von der Ems bis an die Elbe wohnt vom deutschen Ei das Gelbe
Unverwüstlich, sturmerprobt – hier. Und das gehört gelobt.
Wir sind die Niedersachsen, taugen nicht für dumme Faxen.
Heil dir, Wulffs Revier.*

*Einst, in Bramsches Varusschlacht, wurd' den Römern
Dampf gemacht.
Hermann, der Germanenschrat, sorgte für ihr Stalingrad.
Noch in diesen unsern Tagen lassen wir uns ungern sagen
(gar von andern!), was wir sollen. Denn wir machen,
was wir wollen.
So sind die Niedersachsen. Trinkfest am Glas verwachsen.
Heil dir, Wulffs Revier.*

*Sicherlich, das Wort fällt schnell, sind wir eher provinziell –
Find' mal einen smarten Reim auf Quakenbrück und Hildesheim.
Doch für mich gilt, streng vertraulich: ich genieße es beschaulich.
Und wenn's läuft, dann spiel'n die Roten wie ein Sturmangriff
der Goten.
So siegen Niedersachsen. Kein Grund zum Billigflachsen.
Heil dir, Wulffs Revier.*

*Es ist schön hier. Und zum Glück gibt's ja auch noch Osnabrück,
Heimat nicht von Wulff alleine, sondern irgendwie auch meine.
Treibt's uns in die Welt hinaus, sieht die ja ganz schnucklig aus,
aber richtig gut gelungen ist doch auch Bad Beverungen.
Wir sind die Niedersachsen. Sechzig Jahre. Fast erwachsen.*



Heinz Rudolfs Großeltern Kunze (etwa um 1900 bis 1914).



Vater Rudi Kunzes Familie kurz vor dem ersten Weltkrieg (1914).



Rudi Kunzes Mutter in ihrer Familie.



Rudi Kunze kurz vor seiner Heimkehr aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft.



Hochzeit der Eltern am 4.2.1956 nach elfjähriger Trennung.



Heinz Rudolf auf dem Badetuch (ca. 5 Monate).



Heinz Rudolf glückliche Oma mit dem Familienstammbuch (1956).



Der Besuch von Papas Dozentin erscheint ihm etwas unheimlich (ca. 9 Monate alt).



Die Bettdecke ist so schön weich. Heinz Rudolf kann schon krabbeln.



Vater und Sohn kommen vom sonntäglichen Milchkauf im nächsten Bauernhof.



Beim ersten Milchzähnenverlust kann auch die Oma nicht helfen.



Schick ist Vaters Hut ...



Der erste Versuch auf dem kleinen Dreirad gelingt.



Genug vom Sonnenbad!



Ja, ihm geht's gut.



Heinz Rudolfs Fahrrad ist für ihn das schönste Rad auf der Welt (2 1/2 Jahre).



Alte Picardie ist schön. Mit dem Auto kommt man schnell überall hin.



Seine Klarinette gefällt ihm gut.



Nach dem Gottesdienst in Veldhausen predigt Heinz Rudolf für seine Familie zu Hause (1960).



Der große Schulplatz wird gelegentlich zum Fußballplatz.



Was Kasperle nicht alles kann! Das versucht Heinz Rudolf auch!



Heinz Rudolfs Wunschzettel 1962.



In Alte Picardie fand Heinz Rudolf die erste geliebte Heimat.



Beim Spazierengehen braucht man eine Trompete.



Die Familie wohnt jetzt in Osnabrück (1964).



Mama und Heinz Rudolf besichtigen im August 1964 den Hof vor der neuen Schule in Bad Grund.



Der erste Schultag hat sich gelohnt: »Ich gehe gern wieder in die Klasse zu Papa!«



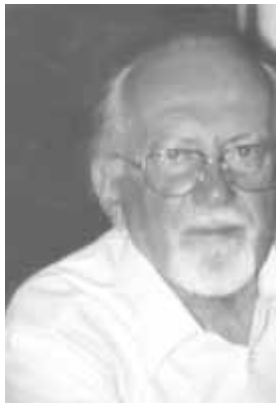
Die Schule gefiel Heinz Rudolf bei Papa am besten.



Der Klavierunterricht bei Herrn Suchowitz hat begonnen (1964).



HRK bringt im Rahmen »Brot für die Welt« Lebensmittel nach Afrika. Der kleine hungrige Junge will von seinen aufgesammelten Getreidekörnern etwas abgeben.



Rudi Kunze – wenige Tage vor seinem Tod.



Gerda Kunze auf dem Dachgarten des Seniorenhauses in Bissendorf (2005).



George Martin in den Air Studios/London.



Konzentration vor dem Auftritt



Der Rockpoet hält eine Vertretungsstunde.



HRK unterzeichnet seinen nächsten Plattenvertrag.

Christian Wulff, Ministerpräsident von Niedersachsen, selbst dazu im Gespräch für dieses Buch:



Foto: Chaperon, Berlin

»Ich meine, sein Text des Niedersachsensliedes nimmt eben auf, dass Menschen aus Osnabrück, aus Niedersachsen immer ein bisschen damit zu leben haben, dass sie aus dem Land von Harz und Heide, aus dem Land von unberührter Natur, der Landwirtschaft, der Ernährungswirtschaft, des eher Provinziellen, des Kleinen, des Unbekannten, der Orte wie Quakenbrück oder Städte wie Hildesheim kommen. Und dreht es eben um in eine Geborgenheit, eine Schnuckeligkeit, wie er es hier ausdrückt, in eine Gelungenheit, wo es eben einen Vorteil macht, verwurzelt zu sein, geborgen zu sein, Heimat zu haben. Und wir damit als Osnabrücker, Kunze wie ich, umgehen gelernt haben, es nicht als Vorwurf zu betrachten, sondern auch als Chance. Wir fühlen uns wohl, wir sind zufrieden, dass wir da groß werden konnten. Wir fühlen uns wohl in unserem Land Niedersachsen und entschuldigen uns dafür nicht ständig, weil es nicht groß und international und bedeutsam ist. Das hat natürlich auch seine Schattenseiten. Es ist für mich Ausdruck des In-sich-Ruhens, des mit seiner Umgebung, mit seinem Land Zufriedenseins. Nun ist natürlich dieser Text des Niedersachsensliedes Ausdruck eines bei Heinz Rudolf Kunze fortgesetzten Erkenntnisprozesses, Lernprozesses, Entwicklungsprozesses, und er hat mich natürlich immer sehr neugierig gemacht, weil ich das nie für möglich gehalten und es auch nicht vorausgesehen habe, dass er Werte, Familie, Erziehung, Leistung, Bildung, Solidarität heute ganz anders sieht als 68er-Geprägte. Er ist ja derjenige, der sich mehr verändert hat, als ich mich verändert habe. Vielleicht kam ich ihm und anderen unheimlich vor, dass ich so früh schon so ausgeprägt wertkonservativ war, aber heute bekennet sich Heinz Rudolf beim Thema Erziehung, Leistung, Förderung, Forderung von jungen Leuten eben auch sehr zu klaren Vorgaben, zu klaren Anforderungen, zu verlässlichen Beziehungen. Ich fand es immer spannend, dass er seine unheimlich sympathische und verlässliche Ehefrau ganz oft mit dabei hat und einfach Glücklichkeit und Zufriedenheit ausstrahlt und nie diese Meriten mitgemacht hat, die andere besonders im Showbusiness leben: Highsein, Freisein, Chaos muss dabei sein mit wechselnden Beziehungen und alles ausprobieren. Er ist auch hier natürlich schon ein sehr, sehr Konservativer.«

Kunzes Deutschlandkarte hat wenig weiße Flecken, eher »Blaue Flecken«, wie der für den holländischen Künstler von Kunze gedichtete Song von 1987 hieß. Sein Mindmapping ist schonungslos offen. Kunze ist eben ein

Heinz Rudolf Kunze macht leidenschaftlich gerne Musik. Seit über 25 Jahren öffentlich. Es wäre unangemessen, das kaum überschaubare Labyrinth seiner einzelnen Arbeiten in wenigen Strichen charakterisieren zu wollen. Selbst eingefleischte Kunzekenner, und davon gibt es immer mehr, tun sich schwer, Entstehung, Begehung und Vergehung einzelner Alben und Songs, geschweige denn Texte, en détail fest zulegen. Einige seiner Fans sind, um es im Bild mit dem versteckt im Eilenrieder Forst bei Hannover liegenden Labyrinth zu sagen, schon die ersten der insgesamt acht Umgänge mit ihrem Heinz gegangen. Sie sind Stein und Bein davon überzeugt, dass die ersten fünf Jahre ihres verehrten Künstlers die besten waren, ehe sozusagen der ganz große Erfolg einsetzte. Andere, ebenfalls Kenner der Kunzeschen Labyrinthik, vor allem Musiker und Backstageleute sowie Macher der Branche, erkennen klar, dass es hier einem deutschen Künstler gelungen ist, über einen Zeitraum von einem Vierteljahrhundert künstlerisch auf hohem Niveau zu arbeiten, sozusagen mit Qualitätsgarantie – und dabei Mensch geblieben zu sein.

Blickt man in die Schaffensperiode 1986 bis 1990, so kann man sagen, dass die Fülle der kreativen Einfälle, die randvoll gefüllten Terminkalender mit Probenterminen, Auftritten, Interviews, Radio- und TV-Aufnahmen, auf keine Kuhhaut eines bundesdeutschen Durchschnittsbürgers gehen. Man fragt sich, wie gelingt es einem Menschen mit all den qualitativ völlig unterschiedlichen Begegnungen umzugehen? Wie findet ein Künstler, der eben beinahe noch die unauffälligere Ochsentour der Beamtenlaufbahn als Studienrat eingeschlagen hätte, in den neuen Lebensrhythmus zwischen einsamem Schreiben und Komponieren, Familiengründung und professionellem Auftreten vor einer Masse von Leuten?

Ein Tourtagebuch jener turbulenten Zeit gibt den Blick frei in die Innenansicht eines Künstlerlebens, das durch eine Vielzahl veröffentlichter Berichte und Kommentare tagtägliche Ergänzung findet. Mit »Ein Herz für Deutschland. Heinz Rudolf Kunze und Verstärkung. Die »Dein ist mein ganzes Herz« – Tournee '86. Ein Tourtagebuch von Heinz Rudolf Kunze« erhält der Leser Einblick hinter die Bühnen und Kulissen, von denen der Künstler abzüglich aller kleineren Auftritte etwa 1200 betreten hat. Am Anfang soll eine Bemerkung zu Orgien, Exzessen und Drogen stehen: *In diesem Tagebuch werden keine Orgien oder Exzesse verschwiegen, es gibt einfach keine. Zum einen hat sich das Groupie-Phänomen im Zuge des*

wachsenden Frauenselbstbewußtseins nahezu verflüchtigt, zum anderen haben sich alle Aktiven angesichts von 42 Konzerten bei nur drei freien Tagen strengere Disziplin als früher auferlegt und halten das auch ein. Nach dem Konzert rauscht man im Bus davon, entspannt sich dann noch kurz im Hotel und geht schlafen. Und Alkohol vertragen wir alle auch viel weniger als früher. Das Ganze läuft ziemlich astronautisch, konzentriert ab. Die bei der DI-Mission konnten schließlich da oben auch nicht die Sau rauslassen. Die Crew ist natürlich noch härter dran als wir. Bei dem Pensum und den Entfernungen gehen Ingo, Willi, Erich, Holger, Jane, Thomas und Bean hinterher auf dem Zahnfleisch. Einige sehen schon nach den ersten 10 Konzerten reichlich scheintot aus. Sie müssen jeden Morgen lange vor uns aufstehen, ab 14.00 Uhr die Anlage aufbauen, nach 23.00 Uhr abbauen und dann oft noch weiterfahren. Auf Tour zu sein ist wie im Krieg, hat Bryan Ferry mal gesagt. Ich weiß, was er meint.

Also Alkohol kenne ich gut, aber andere Drogen kenne ich nicht. Beziehungsweise ich kenne Shit, das wurde mir mehrfach angeboten, ich habe es probiert und es hat bei mir nichts ausgelöst, deswegen habe ich es auch aus Langeweile wieder sein gelassen. Was nicht heißt, daß auch einmal einer über den Durst getrunken wird. Nebenbei mit gehörigem Respekt vor Freunden wie Peter Hamill von Van der Graaf Generator, die selbst nach voller Ladung Alkohol noch bolzenstrack, just this one, aber pfeilgerade die richtigen Riffs greifen und ihre Texte tadellos parat haben können.

»Wir sind die deutsche Antwort auf Prince!« – landauf, landab wurde diese Replik auf die Frage nach seinem neuen Outfit in der Fernsehshow »Extratour« mit einer rockigen Konzert-Tournee live umgesetzt und von Tausenden landauf, landab begeistert aufgenommen. Wovor er während eines Auftritts die meiste Angst habe, wurde er einmal gefragt, der junge Interviewer dachte an einen offenen Hosenreißverschluss oder ein versagendes Bauteil. »Bei gut laufenden Auftritten vor gar nichts. Eigentlich kriegt man nur dann Angst, wenn man die Brücke zum Publikum nicht schlagen kann. Dann kriegt man vor allem möglichen Angst.«

Das Jahr 1985 mit der außergewöhnlichen »Nackt im Wind«-Single der deutschen »Band für Afrika« und seiner abenteuerlichen Reise in den Tschad ging zu Ende. Er setzt seine Arbeit als Musikjournalist fort und erarbeitet als Rundfunkautor eine 9-teilige Funk-Serie über David Bowie, die im Mai/Juni im NDR ausgestrahlt wird. Danach begab er sich voll in die Arbeit für die Aufnahmen zum neuen Album »Dein ist mein ganzes Herz« hinein, mit Conny Plank als Produzent und dem neuen Gitarristen Heiner Lürig. Am 17. September wird HRK stolzer Vater seines Sohnes Paul Konrad.

Hatte ihn der WDR-Rockpalast noch im März drei Stunden live in der Hamburger »Markthalle« aufgezeichnet, stellte der Erfolg der Singleauskopplung alles Bisherige von der Resonanz her in den Schatten. Bereits kurz nach Erscheinen gehört »das Herz« über Wochen zu den meistgespielten Titeln im Rundfunk. Am 7. 11. 1985 tritt ein HRK mit neuem Outfit in der ARD-Show »Extratour« vor das TV-Publikum. Ebenfalls die ARD präsentiert HEINZ RUDOLF KUNZE & Verstärkung kurz darauf live in der Sendung »Ohne Filter«, wo er gleich zu Beginn mit »Ich glaub es geht los« und nach einem Gespräch mit Michael Au mit »Herz« dabei ist. Außerdem wirken Defunkt, Stanley Jordan, The Neville Brothers und Shakatak an der dreitägigen Produktion mit.

Am 17. 12. 1985 krönt ein langfristiger Vertrag mit seiner Plattenfirma WEA, vertreten durch Manfred Zumkeller im Beisein von Kunzes Anwalt Bernd Güntsche das ereignisreiche Jahr und präpariert den Künstler so zugleich für das publikumsreichste Jahrfünft seiner Karriere. *»Die Platte, die mein Leben verändert hat. Sie hat mein Publikum versiebenfacht. Und als Anekdote für die Fans: Wir haben diese Platte zu dritt vorbereitet, Miklis, Lürig und ich. Wir waren uns niemals mehr so nah. Es war absolut magisch. Vielen Dank an Conny Plank. Gott hab' ihn selig. Es war die einzige Zeit in meinem Leben, in der ich dachte, ich wär' ein Hippie«*, berichtet er Ende der 90er-Jahre.

»Endlich rollen wir wieder, wie sehr hab' ich das vermisst. 1985 habe ich nur vereinzelte Konzerte gegeben, um mich ganz auf die neue LP konzentrieren zu können und meinen Sohn mit auf die Welt zu bringen. Ende des Jahres war es aber wieder da, dieses Seemannsjucken, dieses Bedürfnis, den Leuten ins Gesicht zu sehen. Die fünf Probentage in Hamburg waren ein intensives Trainingslager, räumlich beengt und manchmal bis zur Unerträglichkeit konzentriert. Die Tour beginnt für mich klassisch. Eine teuflische Erkältung sprengt mir schier den Kopf, meine Tasche quillt über von Medikamenten. Die ersten beiden Konzerte finden im freundlichen Hinterland statt, zum Aufwärmen gewissermaßen, sie verlaufen aufgekratzt und feierlustig – vielleicht mit ein bißchen zuviel Muskelspiel. Aber das renkt sich noch ein. Die Hamburger Musikhalle kommt als drittes Gastspiel ein bißchen zu früh für die sich gerade erst einstellende Routine, wird aber doch ein Erfolg. Der erste harte Prüfstein ist vom Herzen gefallen. Die wilde 13 zieht durchs winterliche Deutschland, die 8 Techniker Janne, Ulf, Thomas, Bean, Ingo, Willi, Erich und Holger und die 5 Musiker Peter, Heiner, Joshi, Thomas und ich.«

Der Fachzeitschrift STEREO gesteht er: *»Touren sind für mich das Wichtigste überhaupt. Nur unterwegs bekomme ich Kontakt zum Publikum,*

meine Liebe. Das mag vielleicht kitschig klingen, aber diese Gier nach Zuneigung ist mit Sicherheit die wichtigste Antriebsfeder jedes Rockmusikers. Außerdem klingen meine Songs live immer etwas anders als auf Platte. Das ist jedesmal eine Erfahrung für mich, die ich nicht missen möchte.»

Und das in neuem Outfit à la Buddy Holly oder Gottlieb Wendehals, für das er sich eigens mit seiner WEA Pressechefin Elfi Küster auf den Weg gemacht hat. Elfi Küster sagt zum Trendsetter Kunze:

»Am Anfang kam Kunze daher, wie eben so ein Lehramtsanwärter aus Osnabrück daherkommt. Zähneknirschend ehrgeizig, aber er ahnte nichts von den imageprägenden Codes in Sachen Outfit, Brille, Frisur und Körperhaltung in unserer Welt, die es den Medien leichter machen, einen Künstler einzuordnen. Die Journalisten waren anfangs ratlos und teilweise beleidigend ablehnend. Wir suchten ihm dann in Second-Hand-Läden Vintage-Sakkos zusammen, aber ein richtiger Hipster wurde nicht aus ihm. Bis er selbst die Sache in die Hand nahm und mit Rüschenhemden, knallengen roten Lederanzügen und zappelnden Ohrgehängen auftrat. »Ich bin die deutsche Antwort auf Prince« war sein Kommentar. Aber hat man je Prince mit einer Herrenhandtasche gesehen? Nein, modisch blieb Kunze eine ungelöste Aufgabenstellung, aber irgendwann war das denn auch total egal. Kunze ist eben Kunze.«

Keine Frage, mit »Dein ist mein ganzes Herz« werden selbst kritische Geister versöhnlich gestimmt. Kunze selbst setzt darauf, dass seine Hörer der Stammgemeinde in der Lage sind, sich selbst doch auch eine Wegstrecke mitzuentwickeln. Kunze gehört von nun an auch zu den Hitmachern in diesem Land. Dem Osnabrücker Provinzriesen und Klassenprimus a.D. ist es gelungen, sich in die Ohren und Herzen vieler zu bohren. »Wo du nicht bist kann ich nicht sein ... wir sind wie alle andern, denn wir möchten heim« – dazu ein positiv resignierter Kommentar einer Göttingerin: »Eigentlich hasse ich den Kunze für seine dumm-präntiösen Gesten und seine Oberlehrertexte, aber für dieses Lied liebe ich ihn.«

Vielen geht es ja eher anders herum, je mehr sie von ihm hören oder lesen, desto weniger verhaken sie sich in die Ohrwürmer. Wieder und wieder macht »Glaubt keinem Sänger« klar, dass Kunze keine blinde Gefolgschaft von Fans möchte, denen er das Denken abnimmt, sondern wache Zeitgenossen, die idol- und ideologiekritisch bleiben. Er kommt halt nun nicht mehr so schwer beladen über die Rille und wird streckenweise »disco-salonfähig«, zu der man sich »sogar, um Gottes Willen, bewegen kann.«

Kunze-Managerin Vivi Eickelberg, die Jahre nach Beendigung ihrer Arbeit mit Kunze noch voller Respekt von ihm redet, nennt das: »Ein Kunze mit Haken und Ösen, aber auch mit einem Lächeln im Knopfloch ...« In ihrer Mutterrolle als Beschützerin des Künstlers befürchtet sie die größten

Feinde in den eigenen Reihen, Fans, die »Verrat!« schreien, weil sich ihr Vorbild über Nacht zu einem Star gemausert hat.

17. 1. 86 Göttingen – *Wir haben die Möglichkeit, uns im Bus einen Video-mitschnitt unseres 3. Konzertes in der Musikhalle Hamburg anzusehen, und sind verblüfft. Die nüchterne dokumentarische Kameraeinstellung beweist: Es war ein Triumph. Die Fehler, die uns in der Garderobe bzw. beim gnadenlosen Nachvollziehen vor dem Recorder beschäftigen, tun der Gesamtwirkung überhaupt keinen Abbruch. Dennoch erstellen wir eine Mängelliste, die wir mit der Crew durchgehen wollen. Besonders Heiner, unserem Gitarristen mit hohen Ansprüchen an sich selbst und andere, fällt da eine Menge ein. Aber wir fassen uns auch an die eigene Nase. Bassist und Gitarrist bewegen sich noch zu wenig und einige grobe spielerische Patzer sind zwar saukomisch, aber auch völlig unnötig. Ich begreife: Da die Hallen größer geworden sind, müssen auch manche meiner Gesten überlebensgroß ausfallen, wenn sie bemerkt werden wollen.*

Schon am vierten Tag halten Instrumente mit Kopfhörern Einzug im Bus. Joshi sitzt mir gegenüber, Kopfhörer auf, und klinkt sich mit einem Synthie aus dem Geschehen aus. Da ich schlecht geschlafen habe, Frau und Kind haben mich besucht, denke ich haßerfüllt: Verfluchtes Geklimper, fruchtloses, Musiker sind wie zwanghafte Kinder. Etwa nach 5 Tagen stellt sich schon das charakteristische Tourgefühl ein. Man reagiert auf die ständig wechselnden Umgebungen, indem man sie einfach wegblandet. Die Bühne wird zum einzig Verlässlichen, zum einzigen Raum, der jeden Tag gleich aussieht. Wenn wir auf die Bühne gehen, betreten wir unser eigentliches Zuhause. Der gesamte Tagesrest ist nur Anlauf zu oder Ablauf von diesem Moment.

Auch wenn Familienbesuch während der Tour die Ausnahme ist, spürt Kunze bei den ständig volleren Terminkalendern, dass ein Ausgleich zwischen erfolgreicher Berufsarbeit und Familienleben nicht stattfinden kann: »Meine Familie kommt total zu kurz. Das ist der Preis. Wenn ich allerdings nur zu Hause sitzen würde, wäre ich ein unerträglicher Mensch. Ich bin einer, der lieber oft wiederkommt.«

Der Zwang zu Optimierung begleitet die musikalische Arbeit und trägt so kontinuierlich zur Qualitätssicherung der Arbeit bei. Wenn sich einer der Akrobaten einmal beim Bühnensalto verfliegen hat, wird konstruktiv gemeinsam daran gearbeitet, den Fehler auszumerzen bzw. ein anderes Mal neu heranzugehen.

Auf der Bühne zu stehen, weckt in Heinz Rudolf Kunze Heimatgefühle, Kindheitserinnerungen. Vielleicht auch das ganzheitliche Gefühl, Leib und Seele in dieser besonderen Abendliturgie ankern zu können, wie einst als er seinem Vater als kleiner Junge beim Unterrichten helfen durfte. Das Empfinden, einen wichtigen Auftrag richtig auszuführen mit den Begabun-

gen, die ihm der liebe Gott in die Wiege gelegt hat. Vielleicht ist das Klassenzimmer von damals, als er seine ersten Vorstellungen als Primus gegeben hat, zur Bühne seiner zahlreichen Tourneen geworden.

18.1.1986 Zwei riesengroße blaue Flecken am rechten Oberschenkel vom Draufschlagen mit dem Tamburin. Göttingen war total ausverkauft, das Publikum absolut euphorisch. Es trug mich und nahm mir die Müdigkeit nach dem Hamburger Konzert aus den Knochen. Die hohe Chartplatzierung, der Live-Erfolg, irgendwie stehe ich im Moment neben mir, erlebe das alles wie durch einen Film. Der Gedanke an den Tagebuchauftrag löst immer wieder eine dankbare Empfindung aus. Auf diese Weise fühlt man sich immerhin veranlaßt, die gesamte Dauer eines Tourtages wach wahrzunehmen und nicht in schneeblinder Erwartung des abendlichen Auftritts vor sich hin zu dumpfen. Alle um mich herum schließen mit ultrapraktischen Minikameras Erinnerungsfotos – nur ich nicht. Ich habe keine Lust, werde mir aber freilich hinterher von allen Abzüge beschaffen. Ein Song der Kinks fällt mir ein »People take pictures of each other, to make sure that they're really existing«. Abends treffen wir im Bamberger Hotel ein. Das tägliche Ritual: Schlüssel empfangen, Zimmerverteilung, kein Fernseher, allgemeines Gemaule. Heiner steht vor seiner Zimmertür. Der Schlüssel paßt nicht. Heiner steigert sich innerhalb weniger Sekunden vom Unwirschsein zum Toben, zitiert die Rezeptionsdame hinauf. »Ist Ihnen so was nicht peinlich?«, fährt er sie an. Sie betrachtet kühl seinen Schlüssel. »Durchaus nicht«, gibt sie zurück, »eher sollte Ihnen das peinlich sein, der Schlüssel gehört in das Parkhotel Göttingen.« Heiner schluckt und bereut. Er schenkt der Dame eine silberne HRK-Anstecknadel mit dem Covermotiv.

Über den Sprachverfall bei Musikern: tierisch, wahnsinnig, und vor allem: geil. Der gemeinsame Versuch, dieses Allerweltswort zu vermeiden – wir scheitern. Erkenntnis: Amerika mit seinen Verblödungen setzt sich immer mehr durch. Eßbarbarei, Videobarbarei, Sprachbarbarei.

(Die blauen Flecken auf dem Philosophenschenkel vom Tamburinschlagen werden Kunze noch ein Jahr später in einem Fünfspalter des SPIEGELs attestiert.)

19.1.1986 – Ich entwickle allmählich die perverse Lust, beim Verlassen des Zimmers nicht die Spur eines Anscheins von Anwesenheit zu hinterlassen. Da muß kaum aufgeräumt werden. Ich »bewohne« eigentlich nur das Bett. Der Koffer bleibt immer zugeklappt. Off-Tag – hin- und hergerissen, schön, daß man nicht spielen muß, andererseits kribbelt es gegen 20.00 Uhr. Die ganze Band und Crew sitzt im Fernsehraum, glotzt familiär. Boris Becker gewinnt wieder. Angesichts der angesagten Musikduette (Nelson-Iglesias,

Jagger-Bowie usw.) beschließe ich, ein Duett mit Boris zu singen. Hinterher bestätigen Charles Bronson und John Wayne bis lange nach Mitternacht meinen alten Eindruck, daß ich mit ihresgleichen wohl nur in Kontakt kommen könnte, wenn ich ihnen in den Rücken schösse. Prügel von Mann zu Mann wäre ich ihnen vermutlich nicht wert. Das 5. Konzert, eine kurzfristig angesetzte Mitnahme auf dem Weg nach München in einer Disco. Ort des Geschehens: Haßfurth. Ich liebe die deutsche Sprache, wegen der ihr innewohnenden Wahrhaftigkeit.

Seltsam, meine Ängste waren unbegründet. Noch ist keiner meiner »Stammhörer« auf den Gedanken gekommen, mir während des Konzertes lautstark Anpassung oder Kommerzschlagseite anzukreiden, weil die Platte nun halt mal erfolgreich ist. Entweder ist der harte Kern von früher weggeblieben, oder er hat sich überzeugen lassen, daß HRK immer noch eine Menge mit sich selbst zu tun hat. Und daß es keine stichhaltige Begründung gibt, ein letztlich doch neutrales Forum wie ZDF-Hitparade, wo mit Worms und Weyrich wirkliche Profis am Werk sind, zu boykottieren.

Wieder ein Zusatztermin, der dazwischenkommt. Typisch Kunze. Er würde nicht Nein sagen können. Immerhin könnte auch in den Hassbergen ein potenzieller Hörer sitzen, dem seine Lieder etwas zu sagen haben.

20. 1. 1986 – München leuchtet. Beim ersten Klavieranschlag geht mein Pedal kaputt. Holger hetzt herbei, nimmt es mit, repariert wie ein Wahnsinniger, telefoniert wegen eines Ersatzpedals in der Stadt herum, alles zwecklos. Erst bei der vorletzten Nummer ist es wieder provisorisch o.k. Als Pianist ohne Pedal macht man alle Höllen auf Erden durch. Ich erkläre den Leuten meine Folter und sie feiern es. Sie freuen sich, dabei zu sein, feuern den Reparatur-Roadie an, ermutigen und tragen mich, hören bei meinen Sprechtexten auf jedes Sprachspiel. Ein fantastisches Publikum. Ich mochte München schon immer. Endlich mag München auch mich.

Die Band wird langsam eifersüchtig, weil die Presse immer nur mit mir spricht. Verständlich. Ich erwähne sie nach Kräften, aber die Presse ist mehr an meinen privaten Schnurren interessiert als an unseren Erlebnissen im Proberaum.

Das Nord-Süd-Gefälle ist immer wieder ein Thema für den Erfolg einer Tournee. Hierin macht Kunze die gleiche Erfahrung wie etwa sein Freund Herman van Veen, der über eine Woche den Berliner Friedrichstadtpalast füllt, aber nur einmal etwa den Circus Krone in der bayrischen Landeshauptstadt. Kunze gefällt es in der Alabamahalle, obwohl technische Probleme ihn bis zur Weißglut reizen können. Die Presse attestiert ihm für

seinen Auftritt in der Theaterfabrik Unterföhring vollen Erfolg nach einer Metamorphose hin zu einer süffigeren, griffigeren und kompakteren Performance seiner mal vorder-, mal hintergründigen Texte und Töne. Hier erlebt einer Gebrauchsanweisungslyrik und freigequälte Philosophien für Underdogs bis zum Yuppie dessen, was sein könnte. So »Heinz Rudolf watching you«, meint Ssirus W. Pakzad von der Abendzeitung München. Ebenso wird ihm die Fähigkeit zuerkannt, bruchlose Betroffenheit und höllisches Vergnügen zu erzeugen. Der Finanzkontor-Touch sei zu Gunsten einer perfekten Lockerheit von US-Studio Profis gewichen.

23. 1. 1986 – Köln. Ankunft Wartesaal 16.00 Uhr, Gitarren abholen, rüber zum Fernsehen 16.30 Uhr. Probe beendet 17.00 Uhr, zurück zum Wartesaal. Zwei Interviews in der Garderobe bis 18.15 Uhr, dazwischen Soundcheck. Zurück zum Fernsehen – Live. Ein Ex-Tagesthemen-Moderator bezeichnet unseren Titel als »Mein ist Dein Ganzes Herz«, kann wohl kein Operetten-Freund sein. Zurück zum Wartesaal, 19.30 Uhr noch ein Interviewversuch, nach einigen Minuten aus Zeitmangel abgebrochen. Umziehen, Atemnot, Übelkeit. Ich möchte nur noch heulen. Bei unserem letzten Konzert vor mehr als einem Jahr bekam ich hier vom »Express« die geifernste, haßerfüllteste Kritik meiner ganzen Laufbahn. Eine Dame, deren Name mir entfallen ist, fand meine Musik miserabel, meine Texte platt und die Tatsache, daß ich überhaupt existiere, völlig unentschuldig. 20.05 Uhr auf die Bühne, 22.35 Uhr finish. Ein Start-Ziel Sieg. 1400 völlig ausgerastete Kölner applaudieren mich gesund. Ein Funk-Mann vom HR wartet im Lokal auf mich. Wir bestellen, ich will das Interview schnell hinter mich bringen. Sein Kassettenrecorder ist kaputt. Er scheucht seine Assistentin durchs nächtliche Köln – vergeblich. Ich habe in den letzten drei Monaten bestimmt mehr als 100 Interviews gegeben und jedem 3. Kollegen passiert das. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll. Das Ganze wird auf den nächsten Morgen verschoben. Da erscheint er mit einem neuen Gerät, das auch nicht funktioniert. Schließlich leistet der WDR Amtshilfe. Hinterher noch Abhängen im Luxor, Smalltalk mit Klaus Lage, dessen Band im Konzert war und mit dem ich mich nur über ein Thema unterhalte, mal richtig abschalten, wie geht das. Und mit dem Musikverleger und TV-Programmgestalter Manfred Schmidt, einem der Kraftzentren der Kölner Szene, der einiges für mich getan hat und mit brausendem Wohlwollen in Aussicht stellt, noch mehr für mich zu tun. Drei Uhr, ich falle ins Bett. Ob ich mich noch ausgezogen habe, weiß ich nicht mehr, jedenfalls war ich irgendwann am nächsten Morgen wieder angezogen, das ist bezeugt. Köln, du enge stinkende, ewige Baustelle, du wuselnde Nervenentzündung, ich liebe dich.

Applaus des Publikums ist bekanntlich das Brot des Künstlers, manchmal auch das Valium. Für Kunze hat Applaus jedenfalls heilsame, gar heilende Wirkung. Seine emotionale Führungsrolle im Umgang mit dem dramatischen Bühnengeschehen zeichnet sich aus durch eine Balance von kontrollierter Ekstase und lustvoller Selbstentsagung. Das Aufheizen des Publikums ist eine Sache, das Aussteuern vor frenetischem Überschnappen oder blinder Gefügigkeit eine andere.

Den immensen Kraftaufwand hierfür quittiert der Künstler stets eher mit einer Zugabe, als mit einer endlosen Redundanz bekannter Momente. Er hasst Musik, die pausenlos im Recht ist, oder wo man klatschen muss, weil man sonst ein schlechter Mensch ist, wie er einmal in »Hammer und Spiegel« den Polit-Liedermachern ins Stammbuch geschrieben hat: *»Ich mag nicht ununterbrochen rettungslos einverstanden sein müssen mit dem, was ich höre. Einen, der sich zu Hause eine Politrock-Platte auflegt, stelle ich mir vor als jemanden, der pausenlos mit dem Kopf nicken muß. Sozusagen ein problembewußter Headbanger.«* Ohne die »Ich-will-Spaß«-Gesellschaft belehren zu wollen, diesem Beruf hat er sich ja bewusst entzogen, um nicht wieder neuen Lernzielen unterworfen sein zu müssen, hält seine Kunst dem Besucher einen fragilen Spiegel mit zugegeben manchmal sehr scharfen Konturen vor. Das Individuum mit allen seinen Facetten, Brüchen und Versuchungen, gilt es wahrzunehmen und anzunehmen, nicht zu manipulieren oder auf die Schippe zu nehmen.

Dafür steht etwa ein Stück wie »Väter«: *»Es kann nicht jeder/nachdem er gezeugt hat/als wortkarger Forscher/in der Wüste verschwinden/Und wieder zurück sein/aus heiterem Himmel/gebräunt und gehärtet/und so viel zu erzählen.«* Befragt, ob der Kapitän in diesem Lied über seinen Sohn nachdenke, weist er dies gegenüber einem Bremer Journalisten zurück: *»Ich finde, es ist nicht meine Aufgabe, mein Privatleben kaum verschlüsselt darzubieten und der Neugier der Leute zum Fraß vorzuwerfen.«* Väter sei vielmehr das Lied eines Mannes, der um Verständnis für seinen egoistischen Wunsch bittet, trotz der Geburt seines Kindes, die eigenen Bedürfnisse auszuleben, die tägliche Kindererziehung der überlasteten Frau zu überantworten, damit der Vater spannende Geschichten aus der weiten Welt erzählen kann und nicht irgendwann im Inventar der Wohnung verschwindet. Dies also sei die Angst des Musikkapitäns, der ein dreiviertel Jahr auf See, also unterwegs ist. Der Mut des Heinz Rudolf Kunze besteht im Mut, sich eigene Skrupel und Ängste einzugestehen.

24. 1. 1986 – Bochum. Im Novotel wohnen scheinbar nur Tourneegruppen. Kunze, Roland Kaiser, Paul Kuhn, Charlie Sexton. Paul Kuhn, den Crack, kenne ich schon. Der hat mich mal (man stelle sich das vor) in einer Öster-

reichischen TV-Show mit seiner Big-Band begleitet. Die Mannschaft von Roland Kaiser ist überraschenderweise auch ganz nett. Ich fürchte mich ein bißchen vor dem Konzert, weil mir Köln noch so in den Knochen steckt. Auch unsere Crew betrachtet Köln als einen Triumph. Haben sie doch immerhin zwecks Aufstellung unserer Lichttraverse einen Teil der Inneneinrichtung des Wartesaals eigenmächtig angesägt. Das, so erzählen sie stolz, sei nicht einmal Falco gelungen, der angesichts der Bühnenmaße schier verzweifelt ist. Ich bin beeindruckt, und spendier eine Flasche Southern Comfort für Holger, unser Reparaturgenie. Weder ein Busmotor noch ein Videorecorder können ihm ernsthaft Widerstand leisten. Das Konzert wird ein ähnlicher Triumph wie Köln, die Fangemeinde vorne am Bühnenrand reagiert mir beinahe zu blindgläubig. Aber wie sollte man leugnen, daß man das auch genießt. Aber es gibt weiß Gott immer noch genug Teile im Programm, wo es nichts zu feiern gibt, wo die Leute ganz schön schlucken müssen. Der Sprechtext über »die Krankheit« oder das Fußballrowdy-Lied. Ich gebe mich körperlich voll aus und ich weiß, ich werde es büßen müssen.

Mit »Packt sie und zerhackt sie« als kämpferisch gemachter Jubelruf und gleichzeitige Persiflage auf die tollwütig gewordenen Schlachtenbummler aus der Rundlederwelt lässt Kunze sogleich einen Warnpfeiff mit abdrucken: »Warnung: Von Gebrauch als Hymne ist abzuraten!« Für einen, der mit 15 Jahren schon den »Kicker« abonniert hat und ahnte, dass Gott auch rund sein kann, ein folgenreicher Song.

*Oooh ooh/Oooh ooh
 Ich bin 25 oder 50 oder 5,
 steh in der Kurve, seit ich wimpelschwingen konnt.
 Ich kämpf mit Fahrradketten, Schraubenschlüsseln,
 Schlagring oder Dolch
 gegen Knappen, Frösche und Borussenfront.
 Mein Zuhause ist ein Strafraum. Auswärts ohne
 Punktgewinn.
 Ich hab mein Leben lang nur Gelb und Rot gesehn.
 Doch der Rasen ist grün, und nach dem Spiel ist
 immer vor dem nächsten.
 Wir haben's drauf, wir werden niemals untergehn.
 Packt sie
 Packt sie
 Packt sie und zerhackt sie
 Dieser Globus ist ein Fußball, und er trudelt durch das All.
 Wenn ich der Trainer wär, dann würde ich verrückt.*

*Ich glaub, ich könnt den Wunsch nicht unterdrücken und ich hätt
schon längst
die blaue Erde in das schwarze Loch gekickt.*

Kunze kennt sich aus mit Fußball – in der HAZ sagt er zum Beispiel im April 2002: *»Endlich ist die lange Durststrecke im hannoverschen Fußball vorbei. 96 hat gezeigt, daß attraktiver Fußball auch erfolgreich sein kann und nicht in Schönheit erstarren muß wie beim FC Freiburg. Ralf Rangnick ist der richtige Mann am richtigen Platz. Diese Mannschaft, dieses Stadion und diese Stadt gehören in die 1. Liga.«*

Michael van Almsicks Sorge in einem Soundcheck-Interview »Motivation Einsamkeit«, dass dieses Lied als Hymne doch Verwendung finden könnte, hält Kunze für unberechtigt:

»Ein Land, das so blöd ist, daß es Leute gibt, die ernsthaft ein Fassbinder-Stück für antisemitisch halten, nur weil ein Nazi solche Stücke sagt, dem muß man schon zutrauen, daß irgendwelche Dumpsbacken sich diese Zeilen rausgreifen, nicht verstehen, aus welcher Perspektive sie gesprochen sind, und es einfach umdrehen und zur Hymne machen. Man kann in diesem Land nichts Schlimmes mehr sagen, wenn man es perspektivisch verstellt, ohne befürchten zu müssen, daß es so geradegebogen wird, wie es denjenigen gerade paßt, die es mißbrauchen wollen. In diesem Fall interessiert es mich einfach, so ein Stück Wirklichkeit zum Reden zu bringen, ohne für die Konsequenzen aufkommen zu müssen. Ich bilde da etwas ab und habe in der zweiten Strophe ein paar Anhaltspunkte dafür gegeben, daß auch solche Menschen, die so etwas machen, verstanden werden wollen, denn der Mensch, der das so herausschleudert, gibt sich in der zweiten Strophe als einer zu erkennen, der sein ganzes Leben nur noch in fußballerischen Kategorien denken kann. Es muß einfach möglich sein, solche Zitate aus der Lebenswelt unkommentiert zu bringen.«

25. 1. 1986 – Wegen der großen Nachfrage spielen wir noch mal. Nachmittags um vier. Keiner aus der Band hat den vorigen Abend zu so einer frühen Tageszeit schon gänzlich weggesteckt. Wir schleppen uns ziemlich matt auf die Bühne zur »Kindervorstellung«, wie Heiner ätzt. In der Tat sind viele Kinder da, die auch schon meine Texte mitsingen. Wir sind ganz gerührt und die Leute tun ihr Möglichstes, um sich selbst und uns zu dieser unüblichen Konzertzeit aufzubauen. Letzten Endes gelingt es ihnen auch. Wir verlassen Bochum mit dem gewohnt guten Gefühl, nachdem ich in einer Zugabe auf Wunsch des Publikums meinen geschätzten Kollegen Herbert Grönemeyer imitiert habe. Gegen 20.00 Uhr geht es bei stärkstem Schneefall auf die

Autobahn Richtung Stuttgart. Eine Katastrophenreise zwischen Nacht und Traum beginnt, Auffahrunfälle, Gesprächsbrocken, Delirium, kurze Filmrisse und Schnee bis zum Abwinken. Um 3.30 Uhr läßt unser Fahrer Ulf den Bus am Stadtrand von Stuttgart stehen. Bis hierher und nicht weiter. Die Straße ist spiegelglatt, er kann es nicht mehr verantworten weiterzufahren. Wir fahren mit Taxen zum Hotel. Die Zimmer sind so häßlich, daß man sich erhängen möchte. Ich schließe sofort die Augen und beginne beim Aufwachen, dies hier zu schreiben, um mich nicht umsehen zu müssen.

26. 1. 1986 – Stuttgart. Schwaben kommen langsam, aber gewaltig. Nach zögerndem Beginn haben wir am Ende doch nachhaltig gewonnen. Nach dem Konzert: Gespräch in großer Runde über die nächste Single. Den Ausschlag gibt ein schwäbischer Zuhälter: »Klaus«.

(...)

Dies ist Klaus./Besondere Kennzeichen: Keine.

Dies ist Klaus/auf der Demo in Bonn.

Sein Halstuch ist lila./Jetzt macht er sich davon.

Dies ist Klaus/beim Staatsbesuch.

Er trägt einen Knüppel/und kein lila Tuch.

Dies ist Klaus/Besondere Kennzeichen: Keine.

Klaus hat eine Freundin/Sie hat nicht viel zu lachen.

Klaus sagt oft zu ihr:/Einer muß es ja machen.

Über die Freuden im Umgang mit der Kritik: »Während in München alles jubelt und mir sogar die »Rose der Woche« verliehen wird, ist der Konzertbericht in Stuttgart genauso beschissen wie das Hotel. Während München meiner Band die Lockerheit amerikanischer Studiocracks bescheinigt, empfindet der Stuttgarter Kollege unsere Musik als so steril wie eine Bigband, der der Swing fehlt. Wann endlich reißt dem Papier die Geduld?«

Den Wechselbädern von jubelnder Zustimmung im Konzert und gelegentlichem Verriss in der Presse läßt sich nicht immer leicht standhalten. Manchmal lassen sich die feinen Unterschiede zwischen Retourkutschen Dritter von sachlicher Kritik oder absonderlichen Formen der Kontaktaufnahme schlecht auseinanderhalten. Aber Papier ist eben geduldig.

28. 1. 1986 – Tübingen. Das darf einfach nicht wahr sein. Früher, als wir immer in engen kalten Bauarbeiterkleinbussen unterwegs waren, hatten wir nie eine technische Panne. Heute fahren wir in einem großzügigen Reisebus, und der bricht zusammen. Die Musiker müssen 50 km mit dem Taxi zur

Arbeit fahren. Ulf, unser Tourleiter und Fahrer, ist völlig fertig mit den Nerven. Als wir spät in der Nacht nach einem Routinekonzert ins Hotel kommen, hat Ulf kein Zimmer. Mit der Gelassenheit eines Fakirs trollt er sich in ein anderes Hotel. Nicht sein Tag heute.

Es ist gar nicht so einfach, Abend für Abend ein Lied wie dieses zu singen, wenn einem selbst zum Heulen zumute ist:

*Du wirst immer nur noch kleiner, wenn Du weinst.
Irgendwann hat Dich sogar Dein Schatten satt.
Wenn Du's nicht allmählich besser mit Dir meinst,
findest Du bald nicht mal mehr im Spiegel statt.
(...)
Ich hab nie gesagt, Du mußt, um mich zu mögen,
mich ganz verstehen.
Ich hab nie gesagt, ich mag Dich gerne leiden/sehen./
Du wirst kleiner, wenn Du weinst.*

29. 1. 1986 – St. Wendel. Eine Tournee ist auch immer wieder mal eine Reise ins Eisgebirge des Wahnsinns. In der hiesigen Sporthalle ist es fast so kalt wie draußen. Die Heizung funktioniert nicht. Die Band tobt: Da können wir ja gleich open-air im Januar spielen, dann sparen wir die Hallenmiete. Der Soundcheck findet mit Mantel und Schal statt, alle Instrumente sind verstimmt. Absagen oder spielen. Wenn ich absage, bin ich der Dumme, weil die Leute mit Sicherheit mir die Schuld geben. Also spielen wir mit der Hoffnung, daß die Menschen die Halle schon heiß kriegen. Und tatsächlich, die Saarländer tanzen sich warm.

Bei mir machen sich erste psychische Ermüdungserscheinungen bemerkbar. Die Routine zwischen Hotel, Halle und Hotel wiegt doch von Tag zu Tag ein paar Gramm schwerer. Es müßte einfach mal was anderes passieren. Gestern ist die Raumfähre Challenger explodiert. Als ich wie jeden Abend meine Techniker als »Bodenpersonal« und meine Band als »Besatzung« vorstelle, wird mir das Makabre daran erst in der Garderobe klar.

Die kurzfristige Verlegung vom Saalbau in die St. Wendeler Sporthalle mitten im kalten Winter zwang nicht nur die Musiker, sich für dieses Konzert warm anzuziehen. Aber was tut man nicht alles, um seine Fans zu erfreuen. In der Tat, Kunze ist hier noch ganz von der alten Schule: der Kunde ist König.

30.1.1986 – Irgendwo zwischen Frankfurt und Gießen auf der Autobahn. Joshi, unser rumänischer Baßbär, trainiert mit puterrotem Kopf am Expander. Thomas liest, Peter, Heiner und ich bewundern den Kraftakt, der sich vor unseren Augen auf dem Busgang abspielt. Allerdings machen wir keinerlei Anstalten, dem Vorbild unsres körperbewußten Kollegen zu folgen. ›Ich sag immer, man ist so jung wie man sich fühlt‹, kommentiere ich. ›Darf ich dich korrigieren‹, meint Heiner, ›so jung, wie man sich anfühlt.‹«

Unterwegs, on the road, hier Richtung Aachen. Zeit zum Abhängen, für Fitness, Späßchen erschöpfter Fahrenden oder manchmal auch zum Schreiben neuer Texte. Über die Erfahrungen seines aus Rumänien stammenden Bassisten wollte Kunze schon immer einmal einen Film machen: »Ein Film, über den ich grüble, ist eher komischer Natur und verdankt viele seiner Einfälle der englischen Comedygruppe von Monty Python. Soll so 'ne Art Tourneefilm sein. Der andere ist eher ernster Natur. Er beschäftigt sich mit der Geschichte unseres Bassisten, der Rumäne ist, und der mitsamt seiner rumänischen Gruppe 1979 auf abenteuerliche Weise geflohen ist, um im Westen Karriere zu machen.«

2.2.1986 – Bielefeld. Mitten in die große allgemeine Müdigkeit, die nicht mehr weggehen will, egal wieviel man schläft, knallt eine neue Hochstimmungsnachricht. In Hannover, Lübeck und Bremen müssen wir wegen der Nachfrage in größere Hallen umziehen, in Kiel die Halle vergrößern. Angesichts des miserablen deutschen Tourherbstes '85 ein außergewöhnlicher Vorgang. Wir fühlen uns ein paar Minuten wie die Beatles. Sowas gibt halt Kraft. Da schafft man es wider Erwarten doch immer wieder in der letzten halben Stunde vor dem Konzert, die müden Knochen zusammenzureißen und auf der Bühne voll auszubluten.

Mit dieser Produktion gehe ich gerne in die Kieler Ostseehalle, weil diese Produktion für 6000 Zuschauer ausgelegt ist. In kleineren Hallen müssen wir deutliche Abstriche machen, weil wir gar nicht alles aufbauen können. Wenn das Licht beispielsweise einen Meter tiefer gehängt werden muß, werden wir absolut gegrillt. Ich bin froh, daß ich für solche Anlässe eine Sauerstoffmaske besitze.

Zunehmender Erfolg stellt sich ein, »Fallensteller«, jenes legendäre Debutstück für das Duo Kunze/Lürig bekommt einen Monat später wieder mehr Sendezeit im Fernsehen und wird in der ARD-Show »Känguru« dem Publikum werbewirksam präsentiert.

Hier wird übrigens auch noch im gleichen Jahr die TV-Premiere des zweiten Superhits neben »Herz« – »Mit Leib und Seele« am 27.10.1986

Premiere haben, als Vorgeschmack auf die neue Scheibe »Wunderkinder«, die zwischen Januar und März '87 mit rund 60 Konzerten ein noch umfangreicheres Tourtagebuch füllt.

3. 2. 1986 – Jede Tour hat mindestens einen Rundumdesaster-Tag, das kennt man, damit findet man sich ab. Diesmal ist es in Hildesheim soweit. Nach dem dritten Lied fällt unser komplettes Licht aus, die Sicherungen sind völlig überlastet. Geistesgegenwärtig schaltet unser Lichtminister Thomas die Neonröhren im Saal an. Abbrechen oder weiterspielen? Ich beiße die Zähne zusammen und mache weiter. Erfahrungsgemäß bringt das Publikum für Zwangspausen wenig Verständnis auf. Die Leute reißen sich genauso zusammen wie wir, aber die ganz große Stimmung will freilich nicht aufkommen. Gestern in Bielefeld war sie da. 1800 Euphoriker sorgten dafür, daß wir schwebten. Zum Dank dafür soll Bielefeld auf meiner nächsten Platte vorkommen. Nach dem Konzert habe ich die passende Laune, um den örtlichen Saalbesitzer zu schlachten. Am nächsten Morgen ist unser Truck kaputt, Janne, der Fahrer, muß mit eitriger Mandelentzündung ins Krankenhaus, die totenblasse und ausgemergelte Crew muß die ganze Anlage auf Miet-LKWs umladen. Ins Gästebuch des gleich an den Saal angrenzenden Hotels schreibe ich: »Leider wurde mein Konzert durch die mangelhafte elektrische Ausstattung nahezu ruiniert, aber immerhin hatte ich ein Bett in meinem Zimmer.« Das ist eigentlich nicht mein Tonfall, aber ich habe halt die Hoffnung, Hausverbot zu erhalten, um hier in Zukunft weder wohnen noch spielen zu müssen. Leider reißt die Wirtin das Blatt bloß kommentarlos heraus. Hildesheim, one of those days.

Manchmal gelingt es auch nicht, was Kunze gerne möchte: einen intensiven Dialog mit den Menschen, mit vielen Menschen. Das habe er früher so nicht gehabt, da er vergleichsweise kontaktarm gelebt habe. »Ich bin froh darüber, wenn es mir gelingt, in einem Konzertsaal für die Dauer von 2 1/2 Stunden ein Gefühl zu stiften, daß Leute etwas, ja, größer werden läßt. Das gelingt manchmal. – Und manchmal weniger. Dann aber fühlt man sich nie einsamer, als in großer Menge.« Was aber wirklich in den Menschen passiert, wenn die Türen wieder aufgehen, liegt weder in der Verantwortung noch im Recht der Bestimmung des Künstlers.

4. 2. 1986 – Lieber Besuch in der Garderobe in Wilhelmshaven, wo uns 3000 entfesselte Ostfriesen erwarten. Peter Behrens, der kleine melancholische Trio-Trommler, ein guter alter Bekannter. Schwatz über alte Zeiten. Wir haben uns schon vor »dadada« kennengelernt, und ich empfand Trio seit jeher als eine der originellsten deutschen Formationen aller Zeiten. Hinterher ein

Ouzo-Absturz beim Griechen mit sanfter Landung. Das Teufelszeug macht einfach keine Kopfschmerzen.

Als »Lieder mit Zeitzünder« überschreibt die Frankfurter Allgemeine Zeitung die Tournee: vom Geheimtipp für depressive Naturen zum Entertainer eines Massenpublikums. Der größten konservativen Tageszeitung des Landes gesteht Kunze: *»Mir sind derartig viele Utopien und Lebens- und Weltführungskonzepte in den letzten paar Jahren porös geworden, ich bin auch von so vielen enttäuscht worden, daß ich mich als Skeptiker mit kleinen Schritten und kleinen Seitenhieben und einem grimmigen Grinsen bescheiden möchte. Ich möchte Leute auch schon gut bedienen, ihnen ein Lächeln ermöglichen, mit dem sie etwas besser durch den Alltag kommen, aber ich kann ihnen nicht versprechen, wie man die Welt retten kann.«*

5.2.1986 – *Nach dem Konzert Neuenhaus (holländische Grenze, hier war ich mal Kind) wird die Band auf eine Party von mild resignierten, wohl situierten Enddreißigern eingeladen, hauptsächlich Lehrerehepaare, die an dem Gewicht ihrer Flachlandprovinz leiden wie russische Satrapen unter der Weite Sibiriens. Zuerst haben wir die Befürchtung, nur vorgezeigt und eigentlich nicht beachtet zu werden, aber die Leute sind freundlich und legen auf unseren speziellen Wunsch eine Beatles-Platte nach der anderen auf. Nur das alles so – in jeder Wortbedeutung – »fertig« ist. Perfekt eingerichtet, es riecht nach IKEA und Nicaragua-Komitee, ein Kleinwagen für die Fahrt zur Schule, ein Campingbus für die vierteljährlichen Fluchten an die Algarve. Dies ist halt das Leben, aus dem ich getürmt bin.*

Kunze weiß, wovon er spricht, denn er hat selbst einmal in den Lehrerberuf reingeschnuppert, ehe er sich mit Leidenschaft davon abgewendet hat. Nicht, weil er nun weniger zu tun hätte. Aber einen Hauptunterschied gibt es da doch. Nur zu gut erinnert er sich an die spärlichen Anfänge, wo 1979 im »Schwarzen Café« in der Kantstraße in Berlin vier zahlende Zuschauer kamen. Nur zu genau erinnert er sich an die verratenen »Ersthörer« – nicht selten Lehrer –, die sich nach seiner Berufswahl für die Musik, die wie ein innerer Einberufungsbescheid an ihn ergangen sein muss, überholt fühlten, von dem, der »finsterer« sein wollte als alle Kollegen zusammen. Als er einmal nachgehakt hatte, wieso die ersten LPs besser gewesen seien, fiel er nicht schlecht vom Hocker, als er zur Antwort erhielt: *»Als ich dich kennenlernte, ging es mir schlecht. In dir hatte ich einen, dem ging es noch schlechter – darum habe ich dich geliebt.«* Kunzes Antwort: *»Ich hab mich verpißt, wollte nicht mehr mit der Frau reden. Ich wollte nie für die Leute ein Brechmittel sein.«*

Den Hauptunterschied zwischen dem früheren Job als Lehrer und dem des Musikers formulierte er einmal trefflich so: *»Früher mußten die Leute um acht pflichtgemäß vor mir sitzen. Heute kommen sie abends um acht freiwillig und bezahlen mir auch noch Geld dafür. Das ist doch schon mal ein erfreulicher Unterschied, oder?«*

7.2.1986 – Berlin, meine Nerven sind am Ende. Ein gutes Konzert, aber hinterher brösele ich in mir zusammen. Will keinen meiner Berliner Freunde mehr sehen, flüchte ins Hotel, Dunkelheit, Stille. Meine Managerin Vivi und meine geschätzte Freundin Ulla Meinecke rufen an und wünschen behutsam gute Nacht, ich weiß gar nicht mehr, ob ich geantwortet habe.

Die Kräfte sind zwischenzeitig so aufgebraucht, dass die stets mütterliche A&R Managerin Vivi Eickelberg alles dran setzen muss, um ihren Künstler zu schützen, vor den Zugriffen vieler, aber auch vor sich selbst. Das ist wohl mit ein Grund dafür, dass sie Kunze in der Zeit, in der er richtig angesagt war, gerne nach Berlin geholt hätte. Häuser hatte man sich schon angeguckt.

Als die Auftritte Ende der 80er-Jahre noch weitaus zahlreicher werden, bleiben zeitweilig Panikattacken nicht aus, die die unmittelbare Anwesenheit eines Bandmitgliedes oder Technikers im Nachbarraum zur Nachtzeit erforderlich machen. Kunze absolviert selbst eine Ausbildung in Neurolinguistischem Programmieren und schärft so in besonderer Weise Eigen- und Fremdwahrnehmung, um in kritischen Situationen mit erlernten Techniken die eine oder andere Situation besser zu überstehen.

9.2.1986 – Markthalle/Hamburg. Für mich ein Schauplatz, der so aufgeladen ist mit überschwenglichen Erinnerungen (und das schon seit der ersten Tour, alle Konzerte, die ich hier je gegeben habe, waren ausverkauft), daß der Erwartungsdruck beim Betreten der Bühne von Jahr zu Jahr größer wird. Und das Unmögliche geschieht ein weiteres Mal. Hier sitzt meine eigentliche Stammgemeinde. Nein, sie sitzt nicht, sie steht und tanzt. Und der ganze Saal kennt jedes Wort auswendig, das ich singe. Hier könnte ich meinen Text vergessen, die Leute würden's schon richten. Segen der Technik: Zum Glück habe ich ein Sendemikrophon und kann mich frei, ohne Kabel bewegen. Nach fast drei Stunden ohne Pause bin ich ausgewungen, aber selig und singe mit allen im Saal »Der schwere Mut« a cappella, eine Geste, zu der ich noch nie den Mut hatte. Das Publikum geht auf die Bühne und winkt mir zu. Alle zusammen wissen wir: Ja, dies ist einer der Momente. Direkte Demokratie – Buys lebt.

Für einen Augenblick duftet es nach 1968, aber damals hatte ich

noch kurze Hosen an. Schreibt was ihr wollt, ihr verklemmten Avantgarde-Schmierfinken, unterstellt mir finsterste Menschenführungsabsichten und Reichsparteitagsgelüste. Ich bin kein Dompteur und dieser Abend in Hamburg ist für keinen Beteiligten kitschig. Er ist einfach nur unglaublich schön.

Zu den Schmierfinken zählt er gelegentlich auch die taz-Schreiberlinge, wenn sie ihn wieder einmal als »Udo Jürgens der grünen Flachlandbasis« abtun wollen. Dabei schätzt Kunze Udo Jürgens durchaus. Der Tagesspiegel aus Berlin immerhin stellt befriedigt fest, dass gegenüber den ersten Auftritten im Schwarzen Café mit vier Zuschauern mittlerweile das Metropol nicht einmal mehr ausreiche, um die Fangemeinde des vom Landschulseminaristen zum »Niedersachsen-Bill-Hailey« gewandelten Künstlers aufzunehmen.

Kein Tagebucheintrag am Tag in seiner Heimatstadt Osnabrück. Hier steht man ohnehin schon bei der Ankündigung Kopf: *»Der Bruder von Nena? Und Rex Gildo der Vater von beiden? Oder der Sohn der unehelichen Tochter Gerhard Wendlands, gezeugt wie sein amerikanischer Halbbruder Prince im Umkleideraum des frühen Little Richard? – Ach, wir wissen es nicht. Wohl aber, dass Heinz Rudolf Kunze in der Stadthalle fürchterlich die Sau rauslässt. Jawohl.«* Ein herrlicher, vor Begeisterung ganz konfuser Beitrag im Stadtblatt, der deutlich macht, dass der Prophet im eigenen Land doch noch was gilt. Das Sonntagsblatt entschuldigt sich sogar dafür, dass man aufgrund einer Fehlinformation die Zahl der Besucher auf lediglich 1300 hat schrumpfen lassen. Tatsächlich waren natürlich 3300 Fans gekommen ...

Das gilt auch für Kommentare aus der Provinzstadt Minden, wo offensichtlich eine überzogene Erwartungshaltung der Fans und eventuelle Erschöpfungserscheinungen vom Vortag am 14.2. Ursachen dafür gewesen sein könnten, dass die Frage nach dem dritten Song »Waren wir eigentlich schon mal in Minden?« unterschiedlich aufgefasst werden konnte. Bei der dennoch restlos ausverkauften Stadthalle kam aus dem Publikum bei der Bandvorstellung lauthals eine Retourkutsche: »und was ist das für ein Kasper, der da singt?« – bei »Lola« jedenfalls rotierte die Halle und die dritte Zugabe kam auch.

Tagebucheintrag aus dieser Zeit ohne Datum: *»Oftmals, wenn ich pumpend und japsend von der Bühne schleiche, denke ich mir: ahnen die da draußen überhaupt, wieviel Vorbereitung erforderlich ist, bis wir da wirklich im Licht stehen?«*

Heute erzählt seine langjährige WEA-Presseschefin Elfi Küster noch mit Humor von einem Scherz, den der ausgepowerte Musiker in der Situation vor Erschöpfung erst einmal gar nicht recht einzuordnen wusste: Double-Kunze kam gleich doppelt ...

»Kunze ist so spielgeil, dass er nicht vor 2,5–3 Stunden von der Bühne kam. Aber das Publikum hatte immer noch nicht genug und forderte Zugabe um Zugabe. Bei einem Tourabschlusskonzert in der Hamburger Markthalle lag er völlig fertig hyperventilierend backstage auf einer Liege, um Kräfte zu sammeln, um noch einmal rauszugehen, sich feiern zu lassen. Da haben wir ihn mal verarscht: Wir kleideten ein Look-A-Like-Model mit seinem alten Sakko ein, verbreiterten sein Profil, indem wir dem armen Mann Tampons in die Backen stopften, setzten ihm Kunzes Zweitbrille auf und schickten ihn, während Kunze noch nach Luft jappste, auf die Bühne. Das Publikum feierte frenetisch die Rückkehr seines Heroes, Kunze hörte den Applaus, flippte fast aus und raste nun seinerseits auf die Bühne, um fassungslos ungläubig seinem Doppelgänger gegenüberzustehen. Schade, dass dieser nicht singen konnte – »Lola« im Duett, das wär's dann gewesen.« – Kunzes Reaktion: »Ich dachte, jetzt bin ich verrückt geworden.«

Tourtagebuch ohne Datum:

Ich schätze mich glücklich, seit meinem ersten Auftritt mit dem Hamburger Konzertveranstalter Karsten Jahnke zusammenzuarbeiten. Seit 1981 hat er mich »aufgebaut«, an mich geglaubt und jahrelang viel Geld dabei zugesetzt. Es ist mir eine große Genugtuung und Erleichterung, daß wir es durch unsere gemeinsame Hartnäckigkeit so weit gebracht haben, daß mein Projekt sich nach fünf Jahren Kampf nunmehr rentiert. Während der ganzen Zeit habe ich nie einen Vertrag mit ihm gebraucht. Alle Abmachungen funktionierten per Handschlag. Als Karsten vor einem dreiviertel Jahr mit der Planung dieser Tournee begann, konnte er noch nicht wissen, daß ich ein erfolgreiches Album herausbringen würde. Die Nachfrage nach Kunze war nur bedingt abschätzbar. Dennoch besaß er den Mut, eine Mammutreise zusammenzustellen, telefonierte in ganz Deutschland mit seinen örtlichen Partnern und brachte es letztendlich auf 42 Termine. (...) Rollt die Show endlich, ist die Arbeit aber bei weitem nicht zu Ende. Dann beginnt die flexible Kommunikation. Die Örtlichen und der Tourleiter berichten täglich von den Reaktionen. Plötzlich auftauchende Schwierigkeiten müssen innerhalb von Stunden aus dem Weg geräumt werden. Unvorhergesehen starke Nachfrage gilt es, durch schnellen Umzug in größere Hallen aufzufangen. Sicherlich ist ein Eintrittspreis von DM 17,- für einen Jugendlichen eine Menge Geld. Dennoch teile ich Jahnkes Auffassung, daß wir anders gar nicht hätten losfahren können. Tech-

nik, Hotel und Reisekosten (ohne Musikergagen) belaufen sich pro Tag auf mindestens DM 6000,-. Die örtlichen Kosten hat mir Karsten am Beispiel der Hamburger Musikhalle aufgeschlüsselt: Saalmiete DM 3500,-, Klavierstimmer DM 100,-, Ordner und Helfer DM 995,-, Verpflegung DM 520,-, Gemägebüher DM 320,-, Sammelplakate mit monatlichem Veranstaltungsangebot DM 450,-, Außenwerbung DM 1000,-, Verkehrsmittelwerbung DM 678,-, Anzeigen DM 500,-, Handzettel DM 450,-, Eintrittskarten DM 180,-, Sanitätsdienst 175,-, Stagemanager DM 200,-. Dies, so Jahnke, ist noch ein günstiger Fall. Zusammen mit unseren Produktionskosten macht es einen Eintrittspreis von 17,- einfach zwingend erforderlich. Natürlich hätte ich auch nichts dagegen, reich zu sein, aber noch bin ich es nicht und die Zuhörer werden weder ausgenommen noch abgekocht.

(Carsten Jahnke, in den Augen Kunzes ein »grundsolider Hamburger Kaufmann, guter Mensch und ehrliche Haut« begleitete die Arbeit Kunzes über lange Jahre.)

Eine andere autobiographische Notiz zu Business und Rock 'n' Roll zollt dem Finanzstrategen und persönlichen Anwalt aus Berlin Dank, dem Kunze bis heute in geschäftlichen Dingen besonderes Vertrauen schenkt, und erzählt von Kunzes Verlagsgründung mit einer kuriosen Namensgebung:

»Zu Bernd Güntsche bin ich gegangen, als ich mich von Alfred Schacht trennt habe. Das war auch eine Trennung, die mir sehr schwer gefallen ist, denn Alfred Schacht hat mich behandelt wie einen Sohn. Er hat einen eigenen Sohn, der jetzt den Verlag übernommen hat, aber ich war auch irgendwie sein Sohn, ich bin sehr viel älter als sein eigener Sohn, er hat ganz spät noch mit einer zweiten oder dritten Frau noch ein Kind bekommen. Benjamin Schacht macht das auch sehr erfolgreich und gut, aber ich war ihm als Sohn irgendwie altersmäßig viel näher. Er hat mich wirklich väterlich behandelt, das kann man nicht anders sagen. Aber irgendwann hat mich Güntsche darauf aufmerksam gemacht, daß ich einfach zu viel Geld abgeben muß.

Er betreut nun seit vielen, vielen Jahren allumfassend meine Finanzen, ich habe zwar auch einen Steuerberater, aber Bernd Güntsche ist derjenige, der sich um mein Geld kümmert. Und das sehr gut. Und ich kann sagen, wir haben in diesen Jahren Millionen bewegt. Er hat dabei auch gut verdient. Wir haben leider auch wieder Millionen verloren. Nein, ich habe irgendwie einmal falsch investiert, aber alles sehr real in Immobilien, und er hat mich sogar vor der Privatinsolvenz gerettet.

Ich lernte Herrn Güntsche kennen, und er machte mich darauf aufmerksam, daß ich von Herrn Schacht zwar liebevoll betreut werde, aber

zuviel Geld abgeben muß an diesen Verleger, und daß ich meinen eigenen Verlag aufmachen sollte. Und das haben wir dann durchgezogen, den Weltverbesserer Musikverlag. Da sind meine Musiktitel verlegt. Das Wort Weltverbesserer hat natürlich mit Thomas Bernhard zu tun, andererseits war es eine spontane Entscheidung. Wir waren einmal in einer Dorfgaststätte mit der Band und einige meiner Techniker und Bandmitglieder waren so ein bißchen angetrunken, und sie haben ziemliche Verwüstungen angerichtet, ich natürlich nicht, ich mache so etwas nicht. Aber ich muß natürlich letzten Endes als Chef mir alles dann anhören. Und der Wirt hat uns rausgeschmissen am nächsten Morgen und zornentbrannt gesagt: »Sie haben jetzt hier Hausverbot, Sie ... Sie ... Sie ... Weltverbesserer!«

Tourtagebuch ohne Datum:

»Frauen an Bord? Besser nicht. Im Tourbus ist es wie auf einem Schiff. Jeder hat seine Aufgabe. Mitreisende langweilen sich bald und stören die anderen. Es kommt sehr darauf an, einen Teamgeist herzustellen und durchzuhalten, der möglichst vom privaten Alltag unbelastet bleibt. Zum Glück verstehen sich die Frauen und Freundinnen der Bandmitglieder gut. Wir sehen uns auch privat regelmäßig, wenn es etwas zu feiern gibt. Und selbstverständlich besuchen sie uns, wenn sie in der Nähe sind. Wir sind schließlich nicht das Trainingslager Helmut Schön. Aber dennoch, Mitfahren über weite Strecken ist tabu. Das Privatleben muß für die Dauer dieser Reise an die Lampe gehängt werden. Das ist man der eigenen Überzeugungskraft als öffentliche Person schuldig. Unterwegs ist das »Ich« halt ein anderer, auch wenn es den Frauen weh tut. Sobald wir fahren und sie hinter uns lassen, geht ein Gefühl durch die Reihen, das ich mich für die Dauer der Tour nicht scheue, Erleichterung zu nennen. Nichts für ungut, Gila, Marion, Patrizia, Christiane und Ingrid. Und mein Sohn? Was soll ich machen, er ist halt ein Kapitänskind. Ganz zu schweigen davon, wie sehr ich meinen Schäferhund vermisse ...«

Wenn eine unbekannte Dame unangemeldet in der Künstlergarderobe auftaucht, von der man nicht weiß, dass sie als Verwandte einen von der Crew ansprechen möchte, kann es passieren, dass sie von einem der Backstageleute angeknurrt wird à la »Was will denn die Schlampe hier?«. Es sind eben gerade die rau wirkenden Töne von Rock 'n' Rollern, die in Vorbereitung auf ihr Geschäft einer gelungenen Show – und nichts anderes ist das Ziel solcher Abende – ihre Antenne für nichts und niemand anderen ausfahren möchten. Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps, und den gibt es bestenfalls nach Dienstschluss.

Letzter Eintrag dieses Tourtagebuches:

Dieses Karussell von Gesichtern jeden Abend, Backstage, im Hotel, im Restaurant. Gerne würde ich mit denen, die uns jede Nacht hören müssen, ein paar Gläser leeren, mit den Technikern: Ingo, der Saalmixer, und Willi, der Monitormann, arbeiten von Anfang an mit mir, zwei bärenstarke Wikinger mit unterkühltem Humor. Später kamen Erich, der milde blumenzüchtende Gitarrenroadie, und Holger, unser hagerer Einstein, hinzu. Auch Thomas, der Lichtchef, fährt jetzt schon die dritte Tour mit mir. Bean am Verfolger ist neu, paßt aber gut in die Familie. Seine Freundin, eine schwarze Texanerin, ist Chorsängerin bei Jennifer Rush. Ich versuche, ihr meine Texte zu übersetzen und merke, mein Englisch war auch schon mal präziser. »I like your third song in the concert«, strahlt sie mich an. »It's about a homosexual who has a love-accident«, erkläre ich. »Oh«, sagt sie großäugig, und ihr ganzes Gesicht wird ein Fragezeichen. Die Crew bewohnt zwar die gleichen Hotels wie wir, aber unser Kontakt beschränkt sich meistens auf die paar Witze in der Garderobe, ihr Arbeitspensum will es so. Wir haben ja nur drei freie Tage, und an denen möchten sie verständlicherweise nur schlafen. Für den nächsten »Off«-Tag (wie wahr) schenke ich ihnen eine riesige Whiskyflasche aus dem Intershop, wo mich die DDR-Küchenmamsellen auch schon kennen. Neulich war Roland Kaiser hier. Auch ein netter Mann, kichern sie. Wie sich die Wege kreuzen. Also denn, prost, Jungs.

HRK und die Fragen der Journalisten

Kunzes Interviews sind die besten Quellen, es ist darin viel Dichtes, er reagiert schnell, nuanciert und detailliert. Auf die Frage, ob er sich an ein besonders krasses Interview aus dem Stegreif erinnern könne, antwortet er: »Ich erinnere mich an ein Interview mit RTL-Regional Schleswig-Holstein auf der Richter-Skala-Tour, wo die Leute sehr rüde waren und sehr gemein und nur abfällige Fragen stellten; warum kommen nicht mehr so viele Leute wie bei »Dein ist mein ganzes Herz« und da habe ich dann gesagt: I don't give a flying fuck! Und dann kam mein Tourleiter Martino Glänzer rein und hat die Leute rausgeschmissen, das Interview abgebrochen, weil ich mich nicht mit mehreren Fragen hintereinander konsequent beleidigen lasse. Was soll ich denn sagen, warum kommen weniger Leute, ich gebe mir die gleiche Mühe und tue mein Bestes und auch das war ein tolles Konzert in Lübeck und ich weiß nicht, warum weniger Leute kommen, ich kann doch nichts dafür.« (...)

An anderer Stelle:

»Und irgendwie finde ich es auch ganz lustig, daß ich bei einigen Leuten auch das Image habe, das Neil Young hat, nämlich daß ich Journalisten schlachte und auffresse, was ja nicht stimmt. Also wenn mir jemand eine faire Frage stellt, bemühe ich mich wirklich nach Leibeskräften auch fair zu antworten. Journalisten fresse ich, wenn sie mir doof kommen. Das einzige Mal, an das ich mich erinnern kann, wo ich sehr ausfällig wurde, war ein Hausmeister in der Stadthalle in Cottbus, der noch seine DDR-Mentalität hatte, seine Beamtenmentalität, und noch bevor wir unsere Zugaben gespielt haben, das Licht anmachte, und die Leute gingen dann ordnungsgemäß, wie sie es im Osten gewohnt waren, und dachten, es kommt nichts mehr. Den habe ich so etwas von zusammengebrüllt, da habe ich dann gesagt, es ist eine Schande, daß die Royal Air Force Cottbus verpaßt hat und nur Dresden getroffen. Der Spruch tut mir natürlich leid, obwohl er schön spektakulär ist, aber ich bereue ihn schon, denn andererseits habe ich mal in Cottbus die schönste Schlagzeile meines Lebens bekommen. Da stand am Tag vor unserem Konzert in der Cottbuser Zeitung: »Unser Junge kommt nach Hause« – das hat mich wirklich gerührt.«

»Mit meinem Gott kann ich über Mauern springen«, heißt es in der Bibel. Die Nagelprobe für Kunze, der sich selbst stets zu seinen Wurzeln im Osten als Exil-Gubener bekannt hat, stellte sich zwangsläufig in der hochbrisanten Zeit um 1989, der Wendezeit, dem Fall der Mauer. Musiker, Künstler, Schriftsteller und Dichter wie er haben einen hörbaren und sichtbaren Anteil an den Geschehnissen jener Zeiten.

»Tear down the Barricades« so fordert ein Artikel von Keith Sharp im kanadischen Magazin musicexpress des Verlegers Conny J. Kunz von Keith Sharp auf. Während Glasnost als Zauberwort des russischen Ministerpräsidenten Gorbatschow bereits in aller Munde ist, kann ein Fluchtversuch qua Durchschwimmen der Spree von Ost-Berlin aus immer noch mit einem tödlichen Maschinengewehrhael und einem persönlichen Gedenkreuz an der Reichstagsmauer enden. Die Bewohner im Westen Berlins sind eingepfercht wie ein Goldfisch im Glas. Den Bewohnern im Osten bleibt der verbotene Kontakt über Rundfunk und Fernsehen zu den Neuigkeiten aus dem Westen.

Nicht zuletzt die ostdeutsche Jugend selbst hat diese Energie für Veränderung der Situation aufgebracht. Eben auch in ihren westlichen Nachbarn wie Heinz Rudolf Kunze, den es bis heute zu Heimspielen in die ehemalige DDR zieht. Kunze schrieb schon als Schüler in seinen frühen Aphorismen Dinge wie:

brddr

*die wahrscheinlichkeit
grenzt an die sicherheit*

*die sicherheit
grenzt an die wahrscheinlichkeit,*

oder:

»hüben wie drüben

*Die grenze/zwischen wahrscheinlichkeit/ und sicherheit: ein todesstreifen/
die freiheit/ diese unsichere/ unwahrscheinliche möglichkeit/ ist mit an
sicherheit grenzender wahrscheinlichkeit/ unvereinbar/ mit sicherheit/ wahr-
scheinlichkeit/ und/ grenze« (1978)*

»It's these kids who are going to be saying that nuclear weapons are wrong, that there should be open relations between East and West, and that there shouldn't be a wall. And if I can help make that initial communication, then great!«, sagt der bekannteste kanadische Musiker und Rockphilanthrop Bryan Adams. Adams selbst, angespornt und eingeladen von Olympionikin und Weltmeisterin Katarina Witt, beschloss den Reigen der Auftritte seiner aus seiner Sicht gelungenen Goodwill Mission für Ost-Berlin: *»Around the world or around the block, everywhere I go, the kids wanna rock.«*

Ganz so einfach hat es Kunze freilich nicht, und dann doch. So hatte er in einem unveröffentlichten Interview im Berliner Hotel Steigenberger zum Lied der Live-LP *»Deutschland, verlassen von allen guten Geistern«* Jean Jacques Soukup geantwortet:

»Ich bin jemand, der mit ganz privatem Recht, glaube ich, sich äußern kann zur deutsch-deutschen Problematik, weil ich eine deutsch-deutsche Existenz bin. Ich komme nicht von hier, sondern ich stamme herkunftsmäßig aus dem Osten. Aus Wilhelm-Pieck-Stadt, einer Stadt, die heute geteilt ist zwischen DDR und Polen. Die Neiße trennt als Grenze diese Stadt. Und ich habe alle Verwandten – bis auf meine Eltern – in der DDR, in Ostberlin und bin darum von Anfang an – mein ganzes Leben lang damit konfrontiert worden, daß es zwei Deutschlands gibt und zwei verschiedene Denkweisen und daß es einen komischen Riß gibt durch das Land. Dann habe ich versucht, mich ganz bewußt in liedermacherhafter Form mal darüber auszulassen. Da habe ich ganz bewußt die Akustikgitarre wieder als Hauptinstrument gewählt und mich mal wieder eingelassen auf diese etwas deklarerende und moralisierende Haltung. Das fand ich angemessen.«

Das Plakat für das Ereignis vom 17.-19. Juni 1988: Mit der Druckfreigabe IV-14-461 Ag 507/395/88 läßt der Zentralrat der Freien Deutschen Jugend und die Künstleragentur der DDR zu der Friedenswoche der Berliner Jugend ein. Agierende Künstler: Bryan Adams, Big Country, Heinz Rudolf Kunze, City und Bots. *»Alle Kernwaffen auf den Schrott! Das ist die einfachste und dringlichste Lösung zugleich, wenn es um die Zukunft dieses Planeten geht ... die wichtigste Sache der Welt: atomwaffenfrei in ein friedliches Jahr 2000.«*

Wie öfter im Leben von HRK ereignete sich hier eine Art self-fulfilling prophecy: Wen oder was er letztens noch aufs Korn genommen hat, mit dem steht er in einem der Folgejahre irgendwie auf der Bühne. Auch das gehört zu seiner Labyrinthik. Sozusagen via negationis begegnet er morgen

dem, was er gestern kritisch beäugt hat. So auch bei Bryan Adams, von dem er ein Jahr zuvor noch feststellen musste: *»Ich finde es einen Skandal, daß Künstler wie Mink de Ville oder Elvis Costello in der Rocknacht vor diesen besoffenen Horden baden gehen, die nur noch auf ein bestimmtes Quantum Lärm abgerichtet sind, während solche besinnungslosen Abräumer wie Bryan Adams Triumphe feiern. Das finde ich unmöglich, selbst wenn Redaktion und Künstler es gut meinen. So nicht!«* [Fachblatt 1/86]. Ein Jahr später stürmt Kunze mit Bryan Adams und Bots selbst die Berliner Bühne. Kunzes Kunst der Nemesis, wenn es denn so etwas gibt wie eine intuitive Empörung, ruft stets den Gegenstand oder die Person der Empörung früher oder später auf den Plan, ungeplant, versteht sich.

»West Germanys Heinz Rudolf Kunze«, wie ihn der kanadische music-express lapidar nennt, war freilich bereits im August 1987 – der Kölner Express sprach schon Anfang des Jahres von Kunze'schem »Schlagerexport und Ost-Premiere« [30.1.87] – erstmals zu gleich drei fulminanten Auftritten in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik. Zu den Mammutkonzerten kommen 40 000 Zuhörer. Und dorthin ging es freilich schon mit »Leib und Seele« und dem »Wunderkinderprogramm«, mit Rock aus der Hüfte und Denknüssen aus dem Kopf.

Kunze dazu später weiter:

»Es war Diether Dehm, der mir die DDR aufgemacht hat. Es ist schon sehr pikant: ein ehemaliger linker SPD-Mann und Manager von Klaus Lage und Bots, Besitzer des Plattenlabels Musikant und der bei der Plattenfirma EMI im Vertrieb war, er hat auch BAP entdeckt, ein linker deutscher Multimillionär, inzwischen Stellvertretender PDS-Vorsitzender – ihm wurde ja damals im Spiegel nachgewiesen, daß er »IM«, also Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi war, und daß er auf Biermann angesetzt war. Das hat er nicht mal bestritten. Und dann hat er mich gebeten, einen Bittbrief zu schreiben an Oskar Lafontaine, daß er nicht aus der SPD rausgeschmissen wird, und heute sind beide bei der neuen Linkspartei, das finde ich schon sehr pikant. Ich habe den Brief geschrieben, ich habe es gemacht. Aber es hat nichts geholfen, er wurde rausgeschmissen.«

Aber auch später besuchte Kunze gerne einmal Dr. Diether Dehm alias Lerryn im Frankfurter Batschkapp, einem Super-Schuppen in einer Stadt mit Dynamik und Energie.[Frankfurter Morgenpost 25. 9. 88]

Bereits auf einer Tagung in Weimar hatte Kunze Hartmut König kennen gelernt, der 1986 FDJ-Chef und Stellvertretender Kulturminister der DDR war, lange bevor BAP, Grönemeyer oder Lindenberg in der DDR auftraten. König war Fan von Kunze und fragte ihn: »Du sprichst bei uns?« – »Wie

soll das möglich sein«, entgegnete Kunze. – »Weil ich das will«, antwortete König. Lapidar.

Durch diese Kontakte zu SED/FDJ kamen die großen Veranstaltungen in Leipzig und Dresden mit je 35 000 und in Ostberlin mit über 40 000 Besuchern zustande. Der größte Auftritt nach Bryan Adams in Berlin-Weißensee fand sogar vor 120 000 Menschen statt. »Ihr wart toll. Und denkt daran: Bewahrt das Leben!« und »Mit Kunze kamen die Hunderttausend in Hochform«, skandiert das Organ des Zentralrats der FDJ »Junge Welt«, die Rock »für einen atomwaffenfreien Korridor in Mitteleuropa« forderte. Gemeinsam mit Katharina Witt wurde das über sechsstündige Konzert moderiert und Kunze mit stürmischen Beifall als BRD-Rockpoet begrüßt, als er sagte: *»Das ist hier eine Friedensveranstaltung einfach schon deshalb, weil wir hier sind, weil ihr hier seid, und weil wir zusammen sind. Für uns ist das ein Riesenkonzert. Bei euch sagt man doch, übrigens deutlicher als bei uns, je kürzer die Raketen, desto deutscher die Toten. Insofern ist es gut, wenn an dieser Stelle hier, in beiden deutschen Staaten, das Zeug verschwindet.«*

Das Programm des Jahres 1987: die »Wunderkinder«

Was war geschehen? Anfang 1987 hatte die Band die größte Tour ihrer Geschichte absolviert. Mit 57 Städten, mit Abstechern in die Schweiz (Volkshaus Zürich und Kursaal Bern, 16./17.3.) und nach Österreich (Posthof Linz und Szene Wien, 18./19.3.) bediente die wahrhaft wundersame »Wunderkinder«-Tour den deutschsprachigen Raum mit Hilfe von Karsten Jahnkes Hamburger Konzertdirektion geradezu flächendeckend.

Das neue an »Wunderkinder« ist, dass es zum ersten Mal in Eigenregie von Kunze/Lürig produziert wird. Auf seiner Website wird Kunze zitiert: *»Der schmerzliche Abschied von Conny Plank, unserem Erfolgsproduzenten von Dein ist mein ganzes Herz, und der Beginn von Heiner Lürig als Produzent. Ein Album, von dem ich keinen einzigen Ton zu bereuen habe. Vermutlich das Lieblingsalbum meiner Hörer. Und wer wäre ich, ihnen zu widersprechen ... Es war eine wunderschöne Zeit, in der sich unsere erste richtige Band konsolidiert hat. Auf diesem Album findet sich eines meiner ewigen Lieblingslieder »In der Sprache, die sie verstehn«:*

(...)

Wie lange wolln wir noch warten
wie weit sie wirklich gehn

*reden wir endlich in der einzigen Sprache
 mit ihnen die sie verstehn
 in der Sprache die sie verstehn
 Wenn wir's wagen, einen Bischof zu fragen
 ob die Bibel nur am Sonntag spielt
 sind wir Moskaus rote Knechte jeder Schritt von uns ein Schuß
 in das Herz der freien Welt gezielt
 Wie lange wolln wir noch warten
 kein Wunder wird geschehn
 der Tod ist für immer
 doch der Tod ist nicht schlimmer
 als ihren Sieg zu sehn
 Wie lange wolln wir noch warten
 wie weit sie wirklich gehn
 reden wir endlich in der einzigen Sprache
 mit ihnen die sie verstehn
 In der Sprache die sie verstehn.*

In Erinnerung an die »Wunderkinder« vermerkt Heiner Lürig:
*»WUNDERKINDER«, das Titelstück, der Rückblick auf die Vergangenheit
 unserer Generation, lässt mich unwillkürlich zur 12-saitigen Gitarre greifen
 und Heinz arrangiert einen Harmoniegesang, der mich an die Beatles oder
 Who denken lässt. Ich gebe zu, »FINDEN SIE MABEL« ist eines meiner Lieb-
 linge. Diese tragisch-witzige Liebesgeschichte mit dem Detektiv Marlowe in
 der Heldenrolle erfordert ein kitschig-schluchzendes Instrument – die Pedal
 Steel Guitar. Ein Freund von mir, Martin Huch, spielt sie ...«*

Martin Huch ist einer der wenigen Kenner und Könner der Lap-Steel oder
 Pedal Steel Gitarre in Deutschland, die ihre Ursprünge wohl auf Hawaii
 haben. Das Instrument mit seinem sehnächtigen und wehklagenden
 Klang vermag einerseits Weite und Fläche in ein Stück zu bringen, ande-
 rerseits sehr düstere, mitunter in süßliche Melancholie getauchte Gefühls-
 momente im Hörer auszulösen. Dieses Sonder-Spezialinstrument findet
 mittlerweile selbst in Robbie-Williams-Stücken regelmäßigen Eingang, bei
 »Mabel« war es auf dem deutschen Rockmusikmarkt noch eine absolute
 Rarität. Mit Martin Huch begab sich Kunze später auf die sehr erfolgrei-
 che »Golem von Lemgo«-Tour seines literarischen Ausflugs und Albums.
 »Miklis werkelt über diverse Percussions und speziell über das Vibraphon.
 Huch bearbeitet diverse Gitarren, darunter auch Dobro und Pedal-Steel.
 Und Kunze – ganz in Schwarz, nur die dunklen Socken zieren pinkfarbene
 Schweine – sitzt mal am Klavier, mal mit Klampfe vorm Notenpult und

offeriert einen literarischen Rundumschlag mit nur wenigen Songs und einer Menge neuer Texte. Es ist ein Abend des literarischen Kabarett, mit bitterbösen, sarkastischen Ausflügen in den deutschen Alltag, musikalisch experimentierfreudig balancierend zwischen Chanson und Bar-Jazz, Blues und britischem Art-Rock. Ein wohliges Wechselbad ...« (Berliner Morgenpost 1994)

Die »Mable«-Session und seinen Einstieg in die Welt des Heinz Rudolf Kunze schildert Martin Huch selbst so:

»Alles begann mit einem Anruf von Heiner Lürig im Juni 1986, in dem er mir mitteilte, dass er gerade in seinem Studio an einem Titel arbeite, für den er dringend einen Pedal-Steel-Spieler bräuchte. Ich kannte Heiner flüchtig aus der Hannover-Szene und nahm an, es handle sich um irgendein Demoprojekt irgendeiner hannoverschen Formation. Ich sagte also zu. Als ich im Studio ankam, stellte ich fest, dass es sich bei dem Künstler, um dessen neues Album »Wunderkinder« es ging, um keinen Geringeren als Heinz Rudolf Kunze handelte, dessen Album »Dein ist mein ganzes Herz« sich gerade in den Top 5 befand, und der zudem auch persönlich anwesend war. – Was sich dann im Laufe der Session abspielte, kann man wohl als glückliche Fügung bezeichnen, denn der Song »Finden Sie Mable«, um den es ging, lag mir sofort. Ich fing an, ein paar Licks zu spielen und konnte unvermittelt einen vor Begeisterung tanzenden Heinz sehen, der offensichtlich genau DAS hören wollte. Auch Heiner zeigte sich sehr angetan und fragte, ob ich mich nicht auch mal an dem – eigentlich für Gitarre vorgesehenen – Solo versuchen wolle. Auch dieses Angebot nahm ich gern an, schlug aber vor, es statt mit der Pedal Steel mit einer Lap Steel zu versuchen. Wie die meisten anderen Musiker zu dieser Zeit auch, wussten die beiden nicht, von welchem Exotengerät denn jetzt wieder die Rede war.«

Die Lap-Steel, zu Deutsch Hawaiiigitarre, ist die Urform der Steelgitarre, quasi eine normale Gitarre mit hochgelegten Saiten, die offen gestimmt und auf dem Schoß (Lap) liegend mit einem Stahl (Steel) gespielt wird. Die Pedal-Steel ist eine in den frühen 50er-Jahren entstandene Weiterentwicklung der Lap-Steel mit dem Unterschied, dass einzelne Saiten unter Zuhilfenahme von Fußpedalen und Kniehebeln während des Spielens umgestimmt werden können, was eine wesentliche Erweiterung bei der Bildung von Akkorden bedeutet.

»Also wurde das »Mabel«-Solo per Lap-Steel eingespielt, auch das zur größten Zufriedenheit von Künstlern und Produzenten. Die Stimmung im Studio war dermaßen euphorisch, dass mir noch am selben Abend ein Job als Gastmusiker auf der anstehenden Wunderkinder-Tour in Aussicht gestellt wurde.« (Nach der ersten Probe mit der kompletten Band wurde

aus dem »Aushilfsjob« ein Angebot als festes Bandmitglied; Martin Huch arbeitete dann mit Heinz und den Jungs über neun Jahre zusammen.)

Viele Hörer, seien sie nun Fans oder Fernstehende in Sachen HRK, kennen das fraglos wohl mit bekannteste Lied überhaupt: »Mit Leib und Seele«. Eine eingängig im mittleren Tempo gehaltene Ballade mit einer einprägsamen Melodie und einem märchenhaft anmutenden Text:

*»Viel zu viele/Höhenflüge/ohne Dich
leichtes Spiel und/leichte Siege/ohne Dich
Kennst Du mich noch?/Willst Du mich sehn?
Nach all der Zeit/immer noch verstehn?
Mit Leib und Seele zurück zu dir
bin weit gekommen doch was soll ich hier
Mit Leib und Seele zu dir zurück
Nichts fehlt mir so wie du zu meinem Glück
Jeden Auftrag/ohne Zögern ausgeführt
fühl mich manchmal/wie von innen/ausrasiert
Leg deine Hand/auf meine Augen
dir kann ich traun/führ mich nach Haus*

(...)

*Mit Leib und Seele zurück zu dir
bin weit gekommen doch was soll ich hier
zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel
ich will viel mehr von dir als dieses Spiel
Manchmal im Traum/fängst du das Einhorn
still legts den Kopf/in deinen Schoß ...«*

Spannend liest sich die Entstehungsgeschichte des Einhorn-Megahits. Dazu Heiner Lürig:

»Die Tour ist zu Ende, der Winter fast vorbei – ein Monat der Ruhe liegt vor uns. Ich drücke Heinz noch schnell eine Kasette mit Musik in die Hand, bevor er in die USA abfliegt. Sobald er zurück ist, machen wir die neue LP. Würde es wieder »Klick« machen, würden wieder Titel wie selbstverständlich entstehen? Braungebrannt kommt er wieder – er lächelt. Heinz hat den Text zu der Musik in der Hand, die ich ihm mitgegeben hatte – »MIT LEIB UND SEELE«. Wunderschön hat er formuliert, was das dreiwöchige Zusammensein mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn ihm gegeben hat.«

Und Kunze selbst bemerkt dazu in den »Ich brauch dich jetzt«-Balladen von 1993:

»Heiner hatte die Musik unmittelbar nach unserer »Herz«-Tour Anfang 1986 komponiert; ich flog mit dem Tape in die USA und schrieb den Text als Gast eines reizenden Psychiaters in einem wunderschönen Holzhaus in der Nähe von Dallas, Texas. Ich las damals gerade ein Buch über die Talking Heads – vielleicht hat die bizarre Auswahl der Bilder damit etwas zu tun. Hinterher war ich jahrelang auf Einhörner fixiert und sammelte sie in jeder Form. Ich erinnere mich, daß ich im Tschernobyl-Sommer beim Einsingen der Chöre schier verzweifelte. Aber Heiner und Josef, meine gnadenlosen Gesangstrainer, ließen nicht locker. Ein hymnisches Lied, voller Sehnsucht nach Heimkehr, für alle einhörnerfangenden Jungfrauen. Na gut, jungen Frauen.«

Im Osnabrücker Sonntagsblatt [26.10.86] kann man detaillierter nachlesen, dass die neue Plattenproduktionen »Wunderkinder« mit zum Teil schmerzlichen Umbesetzungen der Band einhergehen. HRK: *»Leider hat mich diese Platte genau wie die letzte auch einen wichtigen Mitstreiter gekostet. Die letzte hat mich Mick Franke gekostet, diese Thomas Bauer, unmittelbar nachdem wir fertig waren mit den Aufnahmen. Obwohl er genau auf der Platte gespielt hat, was ich von ihm erwartet habe. Das war eine sehr traurige Trennung eigentlich, weil weder er die Band verlassen hat noch ich ihn rausgeschmissen habe. Das hat einfach nicht sein sollen.«*

... und die Politik?

Im Playboy-Forum [5/87] antwortet Kunze, den der »Stern« schon ein Jahr zuvor als »Nenas Bruder« apostrophierte, auf die Frage: Gibt es eine Zensur in Deutschland (West)?:

»Aber ja! Im Lande der Perfektionisten sogar eine doppelte. Was der freie Markt, dieses Meer aus Schwachsinn, nicht ohnehin ersäuft, verbietet sich in den meisten Köpfen der Un-Verantwortlichen in den Medien ganz ohne Druck.« Seine geschätzte Kollegin Nena sagt mit einer gegenteiligen Antwort fast das Gleiche. »Natürlich gibt es keine Zensur hierzulande. Zumindestens nicht für Belanglosigkeiten. Für brisante Inhalte sieht's schon wieder anders aus: Dieter Hildebrandt wird bei Bedarf ausgeblendet, unbequeme Filmstoffe werden nicht finanziert, und die Abgeordneten der Grünen werden von anderen Parteien als Sicherheitsrisiko (sind die kriminell oder was?) bezeichnet. Unser Kanzler aber darf Dinge sagen, die einem die Ohren ver-

biegen, und ist selbstredend Beweis dafür, daß es keine Zensur in unserem Land gibt.«

Am kritischsten, wenn es so etwas gibt, ist wohl die Selbstzensur. Das zeigt auch sein Verhalten zu heiklen Themen des Tagesgeschehens, so schon in seinem langen Kommentar [29. 10. 86-WEA Akte] im Nachgang zu der Tschernobylkatastrophe:

»Sicher?

Sind unsere Reaktoren sicher genug? Also, gut bewacht sind sie schon. Sind unsere Terroristen sicher genug? Morden sie pünktlich genug, ich meine vor Wahlen? Da bin ich mir nicht so sicher, da mangelt es noch ein wenig an der Feind-Abstimmung, aber gute Ansätze sind unverkennbar. Ist unsere Abwehr sicher genug? Nicht nur auf dem grünen Rasen, auch am grünen Tisch, überhaupt bei allem, was grün ist? (...) In der Bundesliga spielt dann Betriebschutz Braunschweig gegen Hochsicherheit Hamburg, oder Reservisten Recklinghausen gegen Lauschangriff Ludwigshafen, da findet der Beckenbauer bestimmt andere Kerle als seine verweichlichten Profiwindbeutel, die sich in linken Illustrierten von schwulen Bundestagsabgeordneten auf die Brustwarzen schielen lassen. Wahrlich, es ist Zeit zur Umkehr! Die erschütterte Männlichkeit steht vor dem Abgrund, und hinter ihr das Weib, der Doppelname und die Quotenregelung. Ist unsere Zukunft sicher genug? Logo, sagt die Partei mit dem C als Waffe. Der deutschen Mutter sagt die Werbung, welche Zahnpasta sicher ist für ihr Kind – aber wenn das Kind kaum noch irgendwas unbelastet essen darf, warum dann eigentlich noch Zähne putzen? Egal, Begriffe besetzen, sagt Heiner Geißler, nicht Tatsachen, sondern Worte haben Macht über die Menschen. Stimmt! Wie oft steht man gefoltert vor öffentlichen Klos, wenn da das Wörtchen »Besetzt« steht, obwohl vielleicht gar keiner drin ist! Also, Freunde: Begriffe besetzen, Ringelpietz mit der Wahrheit. Asyl für Reaktoren, Stacheldraht für Asylanten, das Jahr des Kindes ist Schnee von gestern, Krieg den Friedlichen und Friede allen Mördergreisen. Die Kirche soll sich gefälligst mit den letzten Dingen beschäftigen und nicht mit den allerletzten Typen, die ihr so was vorschreiben, dann bleibt sie im Dorf und keiner geht rein. (...)«

Kunze nimmt kein Blatt vor den Mund. Er bezieht Stellung. Dabei lässt er sich vor keinen Karren spannen, den er nicht mitziehen will. In der Tschernobylkatastrophe sieht Kunze ein Thema, das bei den Menschen die vielleicht existenziellste Angst seit dem Krieg ausgelöst hat, wie er bei »Rock gegen Wackersdorf« in einem Interview sagt. Dennoch unterscheidet er zwischen Benefizveranstaltung und Stimmenfang, wenn es erforderlich ist. Während sein Kollege Wolf Maahn Maahnwache gegen Waahnsinn hält,

fällt sein Angebot zurückhaltender aus. »Es ist obszön, den Katastrophen hinterherzuhecheln«, ist sein Standpunkt. Ohne in Wackersdorf dabei gewesen zu sein, findet er es in Ordnung, mit Maffay, Lage, Lindenberg, Rumpf und Carey im Berliner Jovel für die Informationsveranstaltung »Alles Lüge?« ein Benefizkonzert zu Gunsten der Einrichtung unabhängiger Strahlenmessstellen zu proben.

Die Begegnung mit Willy Brandt zählt menschlich wohl zu den ganz besonderen. Später einmal sagt er: »Schön war im letzten Sommer der Versuch von Willy Brandt, mit einigen von uns ins Gespräch zu kommen. Das war sehr beeindruckend. Er hat sich auch fair daran gehalten, auf der Loreley nicht zu eindeutige Wahlkampfhilfe zu erwarten.« [vorwärts 3/87]

Kunze unterscheidet Propaganda und künstlerische Freiheit, wo immer möglich. Und kennt seine Grenzen, wenn es um die elendige Grammatik der Bejahung schwer veränderbarer Zustände geht: *»Ich gehöre sicherlich auch zu den Leuten, die mit den Katastrophen kaum noch mithalten können, die die ganze Atomproblematik wieder verdrängt hatten. Das Unterbewußtsein hat zwischen Harrisburg und Tschernobyl doch wieder seinen Frieden mit den Realitäten gemacht und andere Dinge wie Libyen und Nachrüstung haben sich darüber gelegt. Das Gedächtnis der Menschen ist eben kurz, und die Bereitschaft, sich mit dem scheinbar Unvermeidlichen einzurichten, groß. Da ging's mir kaum anders als den meisten anderen Leuten.«*

Vor Coladosen, Weingläschen und -fläschchen und WEST-Aschenbechern sitzt Kunze rauchend neben Willy Brandt und Peter Maffay, ein Trio, bei dem sich etwas zu bewegen scheint. Der Erlös der Loreley Gigs sollte den Kindern von Tschernobyl für medizinische und soziale Hilfe gegeben werden. Hierzu hatte bereits im berühmten Vorfeld Horst Ehmke mit dem sowjetischen Botschafter in Bonn, Kwisinski, Vorkehrungen für eine sachgemäße Zuteilung der von Udo Lindenberg so bezeichneten »Tschernobyl-Knete« getroffen.

Zur Mitarbeit an der SPD-Hymne »Das weiche Wasser bricht den Stein« sagt er der Berliner Morgenpost einmal [20.10.88]: *»Wenn das bedeuten sollte, daß dies eine SPD-Geste in Richtung Jugend sein wird, dann ist das schon toll. Und mit Willy Brandt eine Platte zusammen zu machen, find ich schon hübsch.«*

Der STERN berichtet am 5.5.1988 von der Uraufführung des neuen SPD-Hits mit Heinz Rudolf Kunze, Anke Fuchs und Oskar Lafontaine »Unser Weg ist elend weit«: »Mit Hilfe von Prominenten aus der Musikbranche wollen die Sozialdemokraten eine neue Parteihymne aus der Taufe heben«, schreibt Ulrich Rosenbaum.

Beim 125. Geburtstag der Partei in Frankfurt sang Kunze dann seine Version:

Das weiche Wasser bricht den Stein
Was Du willst, geht nicht ›ohne Dich‹
Drum sag bloß keiner ›nicht mit mir‹
Mensch komm und schaff Dein ›großes Ich‹
Mit ran, mit rein bei unserm ›Wir‹
Klar: Unser Weg ist elend weit
Noch ältere Bilder falln mir ein
Nur: in Bewegung, mit der Zeit
Siegt jedes Wasser über Stein
WIR SIND DIE STÄRKSTE DER PARTEIN
UND SIND WIR SCHWACH, UND SIND WIR KLEIN
WIR WOLLEN WIE DAS WASSER SEIN
DAS WEICHE WASSER BRICHT DEN STEIN
(...)
Monopoli, das kalte Spiel
Solln Menschen nur Figuren sein?
Die Sieger kosten uns zuviel
Und jeder wird dabei zum Stein
Drum tanz mit uns auf unserm Fest,
Laß zeigen wie sich's leben läßt
Mensch! ... Menschen können Menschen sein
Das weiche Wasser bricht den Stein

Der Kommentar Kunzes wird veröffentlicht dargestellt als: *»Ich will die irrationalen Vorurteile gegen die SPD abbauen helfen ... Das Lied ist absolut Feuerwehrt-zelt-fähig.«*

Kritik blieb freilich nicht aus: Grünenpolitiker Rezzo Schlauch empört sich über das schamlose Abkupfern eines Liedes der Friedensbewegung, bei dem »ihm die Füße eingeschlafen« seien. Der damalige Oppositionschef Niedersachsens und spätere Bundeskanzler Schröder war der Ansicht, eine neue Hymne sei »so ziemlich das letzte, was wir brauchen«.

Heinz Rudolf Kunze macht fast alles mit, aber er lässt nicht alles mit sich machen. Wenn es sein muss, verordnet er sich Abstand, Denkpausen: *»Ich werde immer skeptischer, wenn ich nach den guten Zusammenkünften, die es da gab, jetzt eine Inflation von Künstlern für ... und Künstlern gegen ... sehe. Es gibt einfach zu viele Anlässe auf der Welt, für die man aus moralischen Gründen spielen könnte und spielen müsste. Die Gefahr ist einfach*

riesengroß, daß man in dieser Zeit, die dazu neigt, Dinge zu verdinglichen und schnell abzutun, dieses Etikett nie wieder los wird und daß man das bißchen an Wirkungsmöglichkeit, an Effekt, was man so erreichen kann, einfach verspielt und dadurch abnutzt, daß man das dauernd macht.» [Landeszeitung Lüneburg 31. 5. 87]

Am Tag der Deutschen Einheit 1987 erhält Kunze einen Brief vom RCDS-Bundesvorstand (Studierendenvereinigung der CDU) in Bonn: »Nochmals recht herzlichen Dank für Ihre Offenheit und Hilfsbereitschaft, die ich besonders erwähnenswert finde, weil sie politische ganz andere Vorstellungen haben als wir.« – Zu dieser Zeit war Kunze noch Juso und aktives SPD-Mitglied seit 1979, hatte aber zu keinem Zeitpunkt Berührungsängste, mit Leuten aller politischen Couleurs zu reden. Er steht zu sich und seiner Geschichte – als seine »gesamtdeutsche oder geteiltdeutsche Existenz, obwohl ich mich nicht als preußischer Ikarus aufspielen möchte wie Herr Biermann«.

Da wird dann auch einmal ein unsägliches deutsches Wort wie »Verbeamtungsprüfung« (wie in dem Lied »Ruf' mal wieder an«) auf die Goldwaage gelegt:

(...)

*Hab ich dir eigentlich erzählt, daß ich die Verbeamtungsprüfung
inzwischen überstanden hab?*

*Das war das letzte große Schwitzen. Jetzt bin ich mein
eigner Herr.*

Dreißig Jahre lang Etappenschwein.

Bißchen komisch ist das schon, wenn man sich so überlegt:

Außer Trott wird nichts mehr sein.

Ruth hat aufgehört im Laden. Der macht ohnehin bald dicht.

Ich kann verstehen, daß sie nicht mehr mag.

Jetzt ist sie schwanger und wir haben alles durchgerechnet:

Es reicht auch so für den Bausparvertrag.

*Ich habe furchtbar viel zu tun. Von der Stadt hier seh
ich nichts,*

auch ins Kino komm ich kaum.

*Dafür kriegen wir, wo doch jetzt das Kind kommt,
endlich wieder einen Weihnachtsbaum.*

Wir bau'n selbst Gemüse an. Ruth kocht fettarm, ich bin fit.

Früher hab ich auch viel mehr geraucht.

Ich soll Zuversicht verkaufen, so versteh ich meinen Job.

Doch die wissen, daß man sie nicht braucht.

*Und wie geht's dir so? Immer noch der alte zornige junge Mann?
Laß mal wieder von dir hören. Doch, du darfst mich immer
stören.
Ruf mal wieder an.*

Kunze lässt sich vor keinen Karren spannen: »Ich bin weder Staatsfeind noch ein Staatsfreund. Sogar mit konservativen Publizisten wie Johannes Groß bin ich mir darin einig: Ich liebe einen Staat, der mich weitgehend in Ruhe läßt. Ich bin kein Ideologe. Ich bin seit vielen Jahren Mitglied in der SPD, aber ich bin kein Mensch, der sich seine Ansichten durch die Zugehörigkeit zu irgendeinem Verein diktieren läßt«, lässt Kunze seinen Interviewer wissen.

Wenn er für die »Grüne Raupe« musiziert, dann tut er es. Wenn er eine Hymne für die SPD spielt, dann tut er es. Wenn er von der CDU für die Enquetekommission des Bundestages als Künstler angesprochen wird, dann tut er es. Wenn die Machtränke der jahrelang favorisierten Partei guten Leuten wie Björn Engholm zusetzen, dann tritt er zum Erhalt der eigenen Unabhängigkeit aus und wählt FDP. Zu dieser Zeit spricht er aus seiner Parteizugehörigkeitssicht unverblümt vom Oggersheimer Regime und der »Bananenrepublik« und weiß, dass es sehr scharf und karikaturistisch gewählt ist. Er behält sich künstlerische Freiheit vor. Dazu gehören dann eben auch extreme Aussagen wie »Der Orgasmus ist die einzige Form des Gelungenen, das man hinkriegen kann in diesem Leben«, als ihn der Interviewer nach Möglichkeiten der Überwindung des Gefühls der absoluten Unentrinnbarkeit und des abgrundtiefen Pessimismus fragt.

Kunze und der »deutsche Osten«

Auslandstourneen sind eine Sache – Tourneen nach Ostdeutschland hingegen ein Unterfangen. Der Respekt vor dem Publikum aber bescherte ihm den Riesenerfolg in der ungleich schwierigeren Situation in seinem Stammland. Kunzes Trip nach »drüben« wurde, wie die Ibbenbürener Volkszeitung im August quittiert, ein gigantischer Erfolg bei der aufrichtigen Spurensuche nach den eigenen Wurzeln. »Heimat, wirkliche Wiedervereinigung erleben die Bürger erst dann, wenn der Deutschland-Begriff entstaatlicht ist«, stellt er grundsätzlich fest. In dem Land, wo die wenigsten mit einem Schweizer Nummernkonto weiterkommen, hadert er mit brauner Vergangenheit, geißelt nationale Untugenden, ohne moralinsauer zu werden. Keiner klopft entschiedener Adenauers Enkeln auf den Gehrock

wegen der Wiedereinführung der Bundeswehr wie er. »Rote Sau!« war in Dresden der einzige missverständliche Zwischenruf, der ihn hat perplex reagieren lassen, bis er begriff, dass er sich auf eine schwarze Anarchistenfahne am Bühnenrand bezog. »Niemand quetschte mir pro-sowjetische Lobeshymnen ab«, lobt er sein Gastgeberland.

»Neues Deutschland« [18.8.87 Wolfgang Schüler] dokumentiert: »Begeisterung für den Sänger Heinz Rudolf Kunze, der im Rahmen des FDJ-Liedersommers, der in der Berliner Parkaue Tausende erfreut. (...) Er geht mit wachen Augen durch die Welt, packt die kleinen wie die großen Probleme an. Sein Hit »Dein ist mein ganzes Herz« zeigt nur einen Teil seiner komplexen Künstlerpersönlichkeit«. Als willkommene Verbindung von Rockmusik und politischer Aussage wird freilich des Sängers Höflichkeit ein wenig ideologisch strapaziert mit der Betonung seiner Teilnahme der gegen das SDI-Projekt der USA gerichteten Initiative »Künstler in Aktion«.

Das Lied »Schlaf der Vernunft« spricht dafür Bände:

*Ein König unter Blinden
sieht nichts was ihm gefällt
sein Auge sendet Feuer
in jeden Teil der Welt
es kriechen seine Knechte
geblendet durch den Staub
ich weiß nicht wo ich hingehör
ich weiß nicht was ich glaub
Die Dummen und die Bösen
im Paradies vereint
man läßt uns nicht mal mehr das Recht
auf unsern wahren Feind
ein König unter Blinden
reitet uns voran
der ganze Wahnsinn dieser Welt
in diesem einen Mann
(...)
Man möchte wie ein kleines Kind
DAS GEHT NICHT schrein
man möchte heute lieber nicht
geboren sein
Egal wie weit ich fahre
nirgends Unterkunft
wie viele tausend Jahre
dauert der Schlaf der Vernunft.*

Kunze spielt auf seiner DDR-Tournee vor rund 40 000 Menschen. An drei Tagen hintereinander. In Weißensee sind es gar 120 000.

In »Die Volksstimme« wird das Wechselbad der Gefühle von politisch engagiert interpretierten Liedern ebenso wie anrührend gedeutete Songs über Zweierbeziehungen begeistert kommentiert – sogar mit dem »donnernd lauten Jaaaaa!«, das Kunze seinem 15 000 Menschen starken Publikum auf dem Sonderkonzert im Lichtenberger Stadtpark stellte: »Dürfen wir wiederkommen?«



Heiner Lauterbach, HRK und Leslie Maltau im Gespräch mit Moderatorin Beate Scheibe vom NDR; Leipziger Buchmesse: März 2006.

Heinz Rudolf Kunze ist ein sanfter »boss of the tight ship«. Der Kommandant seiner Band. Seiner jeweiligen, um genau zu sein. Das sieht man auf dem Cover von »Einer für alle« besonders schön, als seine Mannschaft aussieht wie die Crew des Raumschiffs »Orion« aus der Science-Fiction-Fernsehserie »Raumpatrouille«. Dass sich der Commander-in-Chief nicht von jedem ins Privatleben sehen lässt, liegt auf der Hand.

Der Hamburger Journalist und Freund Tom R. Schulz stattet Kunze 1988 einen Besuch in Osnabrück ab – sozusagen kurz vor der Verlegung der terrestrischen Basis von Osnabrück nach Hannover ...

Der Journalist fährt zur Mittagszeit mit dem Zug in Osnabrück Hauptbahnhof ein. Dort wird er von Heinz, Gila, Paul und Marlene Kunze erwartet und begrüßt. Denn nach der Geburt von Sohn Paul Konrad 1985 hat Familie Kunze seit diesem Jahr »Verstärkung« durch Tochter Marlene bekommen, die freilich noch unter Mutterns Pallium gegen die raue Welt geschützt getragen wird. Der Gast ist angekommen und auf dem Nachbargleis fährt vor den staunenden Augen des Sohnes ein Güterzug durch. Mit einem kleinen Lächeln bemerkt der Vater »Wieder keine Hobos auf den Zügen«. Der Hörer kennt Kerouacs »On the road« freilich ebenso wie den amerikanischen Mythos der heimatlosen Eisenbahnwanderer als Symbole für Heimweh und Sehnsucht und Woodie Guthrie. Amerika lässt auch grüßen, als man im »Pfannekuchenhaus« einkehrt. Ry Cooders Filmmusik zu Wim Wenders »Paris, Texas« erinnert nicht nur an die Liebesgeschichte in einem kleinen Nest im Wilden Westen, sondern auch an die Kinogewohnheiten Kunzes: »Nein, ich gehe nicht gerne ins Kino, ich teile einen Film ungern mit vielen Menschen, und außerdem lassen mich die Leute im Kino nicht in Ruhe.« Das bestätigt sich sofort schon am Bahnhofsvorplatz auf andere Weise, als er von einem Passanten am Ärmel gezupft wird: »Entschuldigen Sie, sind Sie Heinz Rudolf Kunze?« – »Ja, manchmal«, lautet die spontane Antwort. »Ich wollte bloß wissen, weil meine Freundin mir das nicht glauben wollte.« – »Ja nun, irgendwo muß ich ja leben, oder?«

Der Hausbesucher staunt nicht schlecht über die kinderfreundliche Umgebung der Kunzes – mit einer eindrucksvollen Kollektion der Spielzeuge. Puppen, Stifte, Rennautos und eine Holzisenbahn zeigen, mit wem sich die Eltern Kunze ihre terrestrische Basis in Osnabrück noch teilen, ehe es Richtung Hannover geht. Wenn der Hausherrin Zeit bleibt, werden für den Umzug im Herbst schon einmal probenhalber die maßstabsgetreu ausgeschnittenen Miniaturmöbel aus Papier auf dem Millimeterplan angeord-

net. Junior Paul kann beim Auflegen der neuen Platte bereits den Refrain von »Wehr dich« mitsingen.

Der Vater indessen erläutert das gerade gehörte Titelstück: »Genesis gefiltert durch Cure«; und kommentiert weiter: »Jetzt kommt der Tribut an Keith«, gemeint ein typisches achttaktiges Gitarrenriff, das Keith Richards von den Rolling Stones regelmäßig einbaut. Kunze macht immer etwas aus der gehörten und für gut befundenen Musik. Philosophisch ausgedrückt stellt er eine Synthese à la Georg Wilhelm Friedrich Hegel her. Er will solche Riffs aufheben, erheben und so auf neue Weise bewahren. Die Auseinandersetzung mit der Tradition führt so die eigenen Ansätze in Verbindung zum Beispiel mit Elementen aus Beatles-Stücken zu ganz neuen Songs. Das Experimentelle und Aufwändige solcher Arbeit leuchtet selbst dem Laien ein. Den Profi kann es unter Umständen vor große Herausforderungen stellen.

Überhaupt wird das Anknüpfen an musikalische Traditionen scheinbar ganz unterschiedlich scheinender Klangwelten und Beerbung des Zaubers mancher Originale keineswegs als Kavaliersdelikt der Popmusik im Sinne eines Diebstahls in Gedanken, Worten und Werken angesehen, sondern als eine redliche Auseinandersetzung mit geschichtlichen Vorgaben, die in der eigenen Auseinandersetzung und Interpretation ihre Würdigung erfahren. Das Repertoire Kunzes erscheint deshalb sowohl literarisch wie musikalisch unerschöpflich. Zu viel Neues gilt es da zu entdecken, zu viele Kombinationen und Nebenwege sind noch nicht versucht worden, als dass man sich auf ein paar Gassenhauer beschränken könnte.

An die amerikanischen und englischen Väter und Brüder im Glauben an »good music« mental eine hohe »Inspirationsquellensteuer« zu entrichten, ist für Kunze Ehrensache und keine Schande, davon erzählen nicht nur die zahlreichen »Satellites«, die er auf seiner Homepage weiter empfehlen kann, die bestenfalls von einer Liste guter Bücher überboten werden könnte.

Tom Schulz und Werner Theurich bekräftigen in ihrem Essay mit dem ausgefallenen Titel »Ein partiell genialer Barbar« das für die Umsetzung wohl wichtigste Instrument Kunzes neben Klavier, Gitarre, Mundharmonika und Tamburin – die Stimme: *»Heinz Rudolf Kunze kann nicht nur geschliffen schreiben, er kann auch wirklich singen. Das ist selten, und es wird oft unterschätzt. (...) Doch verdient dieses Können nicht nur deshalb Bewunderung, weil man es hierzulande kaum irgendwo antrifft. Heinz Rudolf Kunze nutzt dieses Vermögen auch aus; das bedeutet, dass sein Denken in melodischen Kategorien funktioniert. Er singt nicht irgendwelche Verlegenheitstonfolgen, die weder den Kehlkopf noch das gesteigerte Interesse des*

Publikums fordern, sondern er hat einen ausgeprägten Sinn für die Dramaturgie einer Melodie. Sie folgt selbst in ihren oft überraschenden Wendungen einer musikalischen Logik, die zwar vom Text inspiriert ist, ihn aber gleichzeitig mit einer erstaunlichen Selbstständigkeit begleitet.« In den Studioaufnahmen singt er seine Chöre selbst, bei »Jetzt erst recht« sogar bei durchgehender Aufnahme der Gesangsspur auf einen Rutsch fast bis zum Nervenzusammenbruch, minutenlang heulend vor lauter Anspannung und Anstrengung.

Heinz Rudolf Kunze mochte schon als Kind die mit Dietmar Schönherr als Major Cliff Allister McLane in der Hauptrolle ab 1966 so erfolgreich von der ARD ausgestrahlte Science-Fiction-Serie »Raumpatrouille – Die Abenteuer des schnellen Raumkreuzers Orion«. Im Gegensatz zum übergroßen Enterprise aus Amerika kam das deutsche Raumschiff mit einer kleineren Besatzung aus, die in etwa der Bandstärke entspricht, die HRK in der Regel um sich zu scharen pflegt. Wer das Cover von »Einer für alle« und das Promotionmaterial aus dem Jahr 1988 genauer durchsieht, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, wer Pate stand für das auffällige Outfit der Kunze'schen Crew: die Orion-Crew mit ihren dunkelblauen Lastex-Overalls, die Jacken aus Seidenjersey ...

Nun kamen schon die neuen Songs ab Oktober mit auf den Weg durch Deutschland, etwa »Wehr dich«, »Schutt und Asche«, oder der geheime Renner »Meine eigenen Wege«, das als ein »Mink de Ville/Springsteen-Verschnitt« bereits als Favorit des neuen Albums verhandelt wurde.

Der Startschuss für die Tournee fällt in Ahlen am 16. 10. 1988. Nach 14-tägiger Probezeit in Cuxhaven spielt die Verstärkung eine Woche lang in Ahlen ein, einer der wenigen Hallen in Deutschland, »in denen man bereits eine Woche vor Konzertbeginn praktisch rund um die Uhr proben kann.« Immerhin ist die Roadcrew des Kunzeclans einschließlich der »Leibköche« auf 26 Personen angewachsen und transportiert ihre 21 000 Watt Verstärkeranlage neben zwei Mannschaftsbussen in zwei großen Trucks durch die Lande.

In der Tat, der Start wird ein voller Erfolg. Selbst die provokanteren Kommentare zum deutschen Kleinbürgertum, zu Ramstein und Sylt-Autoabzeichen kommen mit ihrem sarkastischen Biss längst nicht nur beim intellektuellen Publikum an. Das freilich hat einiges nachzulesen und zu denken – auch später beim Kauf der Platte auf den Plattencovers, die stets Hör- und Leseanregungen geben: bei Richard Brautigan (»Aber ich kann die Welt nicht verändern. Sie war schon verändert, als ich hier ankam«); bei Herbert Marcuse (»Die Ergebnisse der modernen Volksabstimmung be-

weisen, dass die von der möglichen Wahrheit getrennten Menschen dazu gebracht werden können, gegen sich selbst zu stimmen«), Theodor W. Adorno (»Es ist keine Schönheit und kein Trost mehr außer in dem Blick, der aufs Grauen geht«) und Michel Foucault (»Die Freiheit des Wahnsinns versteht sich nur von der Höhe der Festung her, die ihn gefangenhält«), und freilich wieder bei Ludwig Hohl: »Wohl ist vom höchsten Orte gesehen die Welt wunderbar – aber es bleibt doch wahr, dass jene, die diese Welt nicht verbessern wollen, sie nicht verdienen.«

Stürmisch gefeiert wird »Commander Kunze« auch im Berliner Tempodrom: »Kunze ist ein Entertainer, der seinem Publikum stets ganz nah ist; sympathisch, aber bestimmt«, schwärmt die Berliner Morgenpost. [22.10.88] Die deutschen Rock-Koryphäen tauchen im Commander-McLane-Look á la Raumschiff Orion in schwarzglänzenden Zweireihern auf ...

Um »Erfolg«, ein Wort, das Kunze selbst in Leuchtfarben-Lettern lange in seinem Arbeitszimmer hatte, geht es beim Titelstück *»Einer für alle«*, das einen Bezug zur Barschel-Affäre und damit zu den Schattenseiten des Erfolgs hat. Von dem Trickzeichner Wilfried Vollmary, der die Jugendcomics »Falk« und »Tibor« illustrierte, stammt das Coverdesign. Es zeigt einen HRK mit Börsenbarometer in der Kluft eines Funktionärs des Zentralkomitees oder eines Konzernchefs, der von »Erfolg« getrieben, fieberhaft die Verkaufskurve seiner Platten wie eine lebendige Ikone hinter sich hat. Dabei scheut Kunze keineswegs selbst, sich zum Deppen in Leopardenhose zu machen. Allerdings nicht ohne Kontrast zu dem Anzugtyp mit Krawatte, rotem Stern und Leninorden wie auf dem Cover von »Ausnahmestand«.

Dramatisch-apokalyptisch geht es zu in der Ballade *»Schutt und Asche«*. Die Hölle als ein Ort des eisigen Schweigens, Vergessenwerden korreliert mit der Frostgefahr eines 3. Weltkriegs aus der Sicht einer in sich verlorenen Gestalt eines armen Europäers angesichts des untergehenden Abendlandes:

*Wenn du in der Nähe bist,/zeig mir dein Gesicht.
Sonst kann ich dich nicht warnen,/Sprache gilt hier nicht.
Mir geht es wahnsinnig gut./Die Kur hat keine
Nebeneffekte.
Ich mach jetzt auch Filme,/ich hab da so diverse Projekte.
Draußen hat sich vieles geändert,/seit wir nicht mehr
zusammen sind.
Alle reden vom Dritten Weltkrieg/und vom Zweiten Kind.*

*Drinne kann ich brüllen wie am Spieß!./Und endlich wieder
weinen wie ein Kind.
Immer wenn ich Lust hab, spiel ich Bongos./Und bin gar nicht
farbenblind.
Die Hölle ist aus Eis./Ein Meer muß drunter sein.
Die Hölle schweigt dich tot./Hau dir ein Loch hinein.
(...)*

Kunze sagt Ende der 90er dazu: »Wir haben auf diesem Album nur Fehler gemacht – und ich liebe jeden Fehler! Wir hatten vorher zwei Riesenerfolgs-Alben, und der dritte Schritt fiel uns schwer. Aber je länger es vorbei ist, desto mehr mag ich die Platte. Und mit Schutt und Asche befindet sich einer meiner drei ewigen Lieblingstitel auf diesem Album«.

Mit »*Meine eigenen Wege*« gelingt Heinz Rudolf Kunze ein besonders authentischer Song, der dieser Biographie nicht zuletzt wegen des großen Erfolgs den Namen gegeben hat. Er stellt die Unverfügbarkeit von Leben und Lebenswegen vor, die Unmöglichkeit der Stellvertretung des eigenen Lebens durch andere. Das Wagnis, sich je und je neu zu empfangen, will eingegangen sein und hat mit Risiko zu tun. Das Manna des Erfolgs ist nicht von vornherein ausgemacht.

*Kannst Du mir noch folgen?/Kannst Du mich noch sehn?
Ich hab's tatsächlich riskiert/Dir den Rücken zuzudrehn.
Doch so wahr ich jetzt hier stehe:
ich bereue keinen Schritt.
Und so wahr ich weitergehe:
Meine Zeit mit Dir kommt mit.
Ich geh meine eigenen Wege,
ein Ende ist nicht abzusehn.
Eigene Wege sind schwer zu beschreiben,
sie entstehen ja erst beim Gehn.
(...)
Ich geb mir die Sporen, sonst bin ich verloren,
volles Risiko.
Ich geh meine eigenen Wege,
ein Ende ist nicht abzusehn.
Eigene Wege sind schwer zu beschreiben,
sie entstehen ja erst beim Gehn.*

Kunzes Ortswechsel 1988 bleibt nicht unkommentiert. Durch die mit Heiner Lürig erfolgte Einrichtung des eigenen Madagaskar-Studios in der Wedemark waren die Weichen für eine neue Zusammenarbeit gestellt und der Lebensmittelpunkt in die niedersächsische Landeshauptstadt beziehungsweise das zum kreativen Arbeiten bestens geeignete idyllische Umland abgeschlossen. Manches liest sich dabei eher harmlos: Kunze mag es, von vielen Leuten gemocht zu werden, »aber nur, solange sie beim Einkauf im Supermarkt nicht in seinen Korb schauen, was beim populären Nachbarn denn mittags auf den Tisch kommt.« Pottkiekerei meidet Kunze bis auf Ausnahmen bis heute. Anderes lässt sich zum Abschiednehmen des Noch-Osnabrückers vielleicht leichter sagen, weil bis zum nächsten Auftritt in der alten Wahlheimat einige Tage ins Land gehen: etwa, dass die Liedermacherecke ihm längst zu eng geworden und für ihn ein Verein sei, in den er sich nie einreihen wollte. Geradezu stolz und mutig spricht er Abgrenzungen aus wie, »nie eine George-Moustaki-Sammlung sein eigen genannt zu haben.«

Folgenreicher in der Sache sind seine Bemerkungen über die Resonanz deutschsprachiger Musik im Ausland. Kunze hat nie geträumt, eine Auslandskarriere zu machen, ohne Rücksicht auf seine Muttersprache zu nehmen. Was nicht heißt, dass zum Beispiel Bauch-Rock 'n' Roller wie Springsteen oder Kopf-Rock 'n' Roller wie David Byrne von den Talking Heads und viele andere aus dem anglo-amerikanischen Bereich ihn nicht tief greifend beeinflusst haben.

Bei seinem Abschied von Osnabrück lässt Kunze eine Katze aus dem Sack, die ihm einzufangen in den späteren Jahren noch schwer zu schaffen machen wird: Die weitgehende Nichtresonanz eben jener deutschsprachigen Musik sei – und darin sei er sich mit dem von ihm nicht sonderlich geschätzten Ralph Siegel einig – ein Fakt, das darin begründet sei, dass Deutschland den 2. Weltkrieg verloren habe. Im Ausland, besonders in Großbritannien, Frankreich, aber eben auch in Amerika sei das Bild der Deutschen schon bei den Kleinen geprägt von den Nazibestien, die von den heldenhaften US-GIs bekämpft werden: *»Wenn du dort siehst, wie feige und bestialische Waffen-SS-Horden die Flucht ergreifen beim Anblick eines einzelnen GI, findest du das einfach Mickey-Mouse-haft idiotisch. Dieses Image wird den Drei- bis Siebzigjährigen jeden Tag auf einem der Kanäle, die sie angucken können, dargeboten. Deutsche sind dort polternde, böse Verlierer. Nach den Gesetzen des englischsprachigen Marktes wäre die einzige Chance, dort wirklich mit einer deutschen Platte anzukommen, wenn man diese Rolle auch noch zynisch erfüllt, möglichst mit Monokel im Auge und Stiefeln an den Füßen.«*

Und mit einer einzelnen Bemerkung über Radio ffñ wird dann schon der Grundstein des Anstoßes für die komplexe Quotendiskussion der Folgejahre gelegt: *»Ich weiß nicht, warum Radio ffñ überhaupt keine deutschen Sachen spielt. Im Autoradio höre ich eigentlich immer ffñ, aber nie mich. Der Anteil des deutschen Programms ist wirklich lächerlich.«* – Er arbeite eben deutsch, die Leute würden viel von ihm fordern und seien keine coolen Neonleute, an denen alles abperlt. *»Manche Dankbarkeitsreaktionen«,* so Kunze unbeirrt offen aussagend, *»die ich zurückbekommen habe, sagen dann: Wir sind froh darüber, daß einer uns Begriffe angeboten hat für Dinge, die wir nicht richtig in Worte kleiden konnten, aber auch so ahnten.«*

In einem Manuskript für eine spätere Presseerklärung heißt es:

»Die Quotendiskussion – ein deutsches Trauerspiel

Als mein Namensvetter Reiner Kunze nach seiner Übersiedlung von der DDR in die BRD an Anti-Pershing-Demonstrationen teilnahm, fragte ihn sofort ein Journalist: »Sie tun das doch sicherlich nur, um ihre Bücher zu promoten, oder?« Eine der ersten bitteren Erkenntnisse des Lyrikers im Westen war: Welche Meinungsführerschaft hierzulande die Niedertracht hat.

Es ist erschütternd, welch hysterische Formen mittlerweile die Diskussion um die sogenannte »Quote für deutsche Rock- und Popmusik« angenommen hat. Eine beeindruckende Anzahl (ich schätze die Mehrheit) hiesiger Künstler hat sich öfters mit ihrer Unterschrift hinter die Initiative gestellt, die öffentliche Prügel aber bekomme ich allein. Meine Argumente werden überhaupt nicht wahrgenommen. Unterstellt wird mir nur zweierlei: Entweder Kunze tut es ausschließlich für sich selbst, weil er sich zu selten selbst beim Frühstück im Radio hört – oder er ist ein heimlicher Rechtsradikaler.

Ich empfinde es als ungeheuerlich, daß ich mir als durch und durch anglophiler Rockmusiker (und Musical-Übersetzer aus dem Englischen) sagen lassen muß, ich wolle »unser Land geistig abschotten« oder verlange gar in Zukunft Ariernachweise fürs Musikmachen. Aber es ist immer das gleiche Spiel. Wer in Deutschland wirklich wichtige Auseinandersetzungen anschiebt, wird verläßlich postwendend als »faschistoid« beschimpft – aus irgendeinem Sumpfloch erschallt dieses Geschrei dann allemal. Mehrere Male habe ich darauf hingewiesen, wieviel Mißverständnisse und Feindseligkeiten Martin Walser erdulden mußte, als er – endlich! und vollkommen zu Recht – darauf hinwies, daß das permanente Ignorieren oder Verdrängen der Frage der eigenen kulturellen Identität sich irgendwann bitter rächen wird – wenn man sich nämlich diesem Problem nicht stellt, wird dieses Feld in der Tat von der Rechten besetzt. Aber auch dieser Vergleich hat mir nichts genützt – leider besteht die Musikszene zum großen Teil aus Illiteraten (...)

Keiner will eine Quote. Ich auch nicht. Wir brauchten nur ein Wort

wie ein Donnerschlag, das zunächst ist uns gelungen. Ich möchte nichts weiter erreichen als eine Selbstbesinnung bzw. – Verpflichtung der Medien, der Musik, die hier entsteht und von uns erzählt, mehr Chancen einzuräumen. Kein andres Land auf der Welt ist kulturell so selbstvergessen wie Deutschland. Über die Gründe, die dazu geführt haben, habe ich wahrscheinlich mehr gelesen als die meisten Leute, die mich jetzt so aufgeklärt anpöbeln. Dieser deutsche Selbstzweifel, Selbstkel ist gefährlich und führt in vielen kurzgeschorenen Köpfen zu einem Wertevakuum. Wer meine bisherigen 17 Alben zur Kenntnis nimmt, kann mir nur bei perfidester Bösartigkeit unterstellen, daß ich mit solchen Leuten sympathisiere. Aber es gehört zu meinem Job, daß ich über sie nachdenke.« (...)



HRK ist ein Markenzeichen. Es steht unter anderem für über ein Vierteljahrhundert qualitativ hochwertiger Musik. Ein Blick in die Bandgeschichte von HRK & Verstärkung ist vergleichbar mit der Geschichte einer Organisation, die von ihrer Gründungsphase bis zu ihrer reifen Form ganz unterschiedliche Krisen und Wachstumsschübe durchlebt hat. Heinz Rudolf Kunze ist als Persönlichkeit das Kontinuum, der Kern und der Richtungsweiser von den Anfängen über Wandlungen in der Besetzung der Band bis zu den unterschiedlichen Kooperationen mit anderen Formationen.

Seit seinen Anfängen in der Schulzeit beginnt der Weg in eine eigenständige künstlerische Laufbahn. Mit Matthias Westing und Rainer Tylle sind die ersten Versuche aus der embryonenhaften Phase geschildert worden, in der sich der Drang zu einem unverwechselbaren musikalischen Stil nur schemenhaft abzeichnet. Noch gab es zu viele technische Probleme, war an professionelle Bühnentechniker nicht zu denken. Karriereplanung kam überhaupt noch nicht in den Blick. Die Ausrichtung gegenüber den viel älteren Studenten der Band Tim-Sah ließ ihm noch wenig Spielraum für die Einbringung eigener musikalischer Ideen.

Erst mit Mick Franke und dem Telegramm für die Teilnahme an dem Würzburger Popnachwuchsfestival sollten sich die Dinge grundlegend wandeln. Der oft mit persönlichen Entscheidungen und schmerzlichen Trennungen und gewagten Neuanfängen verbundene Weg in den beruflichen Erfolg ist in allen Phasen von einer unbeirrbaren und doch dialogfähigen inneren Haltung geprägt. In der Anfangsphase hieß das zunächst Auftritte vor kleinen Zuschauerzahlen, handgeschriebene Plakatierung, wenig Presse und bescheidene Finanzierungsmöglichkeiten.

Bis heute ist sich Kunze bewusst, dass sein Weg zum Erfolg mit dem Misserfolg mancher Wegbegleiter verbunden war. Das gilt in besonderer Weise für seinen Freund Mick Franke, den er menschlich sehr schätzte, aber dessen musikalische Fähigkeiten dem wachsenden Erfolgsdruck durch die Plattenverträge an erste Grenzen stießen. Hier hatte man in Kunze den führenden Kopf des Duos ausgemacht und gesehen, dass die persönlichen Begabungen zwar gut mit ergänzt wurden, aber nicht mehr den Anforderungen des Marktes entsprachen. Ein weiteres Wachstum der Arbeit zu fördern bedeutete eine Trennung von Mick Franke. Wie schwer diese Kunze gefallen ist, schildert er selbst am besten:

»Ich hatte die Musiker gebeten, die Trennung nicht alleine machen zu müssen, sondern daß sie zumindest dabeibleiben. Denn immerhin kannten wir uns ja auch schon ein paar Jahre. Ich habe ja nicht von ihnen erwartet, daß sie mir das Wort aus dem Mund nehmen müssen, aber daß sie zumindest mit dabei sind, wenn ich das dann vollziehe, diese Hinrichtung. Und das haben sie nicht gemacht. Sie haben sich alle verpißt und wollten alle damit nichts zu tun haben, sind alle schön nach Hause entwichen, und es blieb mir allein vorbehalten, die Trennung zu verkünden. Das habe ich dann auch tatsächlich hingekriegt. Worüber ich mich fast heute noch wundere, denn das war die schwerste Trennung meines bisherigen Lebens. Da ich immer noch mit meiner ersten Frau zusammen bin, Scheidung und so etwas gar nicht kenne, war das wie eine Scheidung.«

Eine Weiterentwicklung war nach der Krise der Führung einer Band nur durch einen direkten Eingriff in die Besetzung möglich. Dazu Kunze selbst ausführlich in seinem selbstkritischen Rückblick:

»Ich habe mich öfters von Musikern trennen müssen und dann später auch trennen wollen. Einige haben auch mich verlassen, weil sie bessere Angebote hatten. Aber diese Trennung hat mich fast fertig gemacht. Ich dachte, das kriege ich gar nicht aus dem Hals raus. Und ihn hat es noch fertiger gemacht. Er konnte das gar nicht verstehen und schien auch gar nicht damit gerechnet zu haben. Ich hatte mich zwar schon einige Monate beschwert und daß wir so nicht weitermachen können, und daß ich musikalisch etwas vermisste, aber das hat er nicht so an sich rangelassen und auch wohl nicht so ernst genommen. Das hat ihn völlig zusammengehauen. Aber ich war mir tatsächlich mit Lürig so sicher, daß ich gesagt habe, nein, ich möchte gerne weiterkommen, ich möchte gerne in diesem Beruf bleiben. Dann gab es natürlich sechs oder sieben Jahre völlige Funkstille mit Mick, den das natürlich absolut zurückwarf. Er hat dann versucht, als Produzent mit irgendwelchen New-Wave-Bands Furore zu machen, das gelang nicht so richtig. Das Studio gab es dann noch ein paar Jahre weiter. Keinerlei Kontakt, und das zu einem engen Freund, das war nicht schön.«

Der Außenstehende bekommt leicht den Eindruck, als sei der Weg Kunzes zum Erfolg wissentlich mit dem Misserfolg seiner engsten Vertrauten gepflastert. Richtig daran ist, dass er stets auch bereit war, zu »optimieren«. Person und Sache zu trennen, das gehört bei Kunze dazu. Man kann sich ausdenken, wie ihm an einer »Versöhnung« mit Mick gelegen sein musste, den er eben nicht einfach im Dienst der Optimierung des Unternehmens Kunze opfern wollte, weil er ihn menschlich ins Herz geschlossen hatte.

Jahre später, Kunze war längst Richtung Hannover zum »Vernunftfehe-

partner in Sachen Musik« Heiner Lürig gezogen, kommt plötzlich der rettende Anruf an einem Nachmittag:

»Hier ist Mick, ich möchte deine Kinder kennenlernen. Hast du Zeit?« Und dann kam er an, und wir haben uns wieder vertragen. Er ist dann ab diesem Zeitpunkt auch regelmäßig zu unseren Konzerten gekommen, hat sich mit Heiner gut verstanden, dem er ja nicht böse sein konnte, denn der konnte ja nichts dafür. Die kannten sich ja vorher gar nicht. Aber es war für Mick natürlich unendlich schwer zu ertragen, daß dieser Typ kommt, und gleich so etwas im Gepäck hat. Und die haben sich hinterher gut verstanden, nach Konzerten in Osnabrück an der Bar war es immer sehr nett. Irgendwann, so nach dem dritten, vierten Whiskey beim Kennenlernen sagte er dann auch zu Heiner: »Nun paß gut auf meinen Jungen auf!« – was er nämlich vorher selber getan hat. Ich erinnere mich nämlich an einen Satz, den Mick Franke mal einem gesagt hat irgendwo in einer Konzerthalle, ich weiß nicht mehr wo, die standen hinter der Tür und haben nicht mitgekriegt, daß ich zugehört habe. Da sagte irgendein Mensch: »Ja, wenn der Kunze nicht so schrullig aussehen würde, könnte der doch viel mehr erreichen!« – Da sagte Mick: »Sag noch so einen Satz, und ich schlag dir den Schädel ein!«. Das habe ich Mick natürlich auch nicht vergessen. Wir hatten wirklich wieder ein gutes Verhältnis und ich hatte mir vorgenommen, wenn ich das auch immer vor mir hergeschoben habe, Mick irgendwann für ein Stück als Gast zu holen. Nicht wieder in die Band ganz, das hätte ich nicht gesehen, aber mal so als Zeichen, daß man sich wieder ganz gut leiden kann, mitzumachen.

Dazu sollte es nie kommen. Jahre später erhält Kunze von seinem Bassisten Joshi Kappl einen Telefonanruf: »»Der Mick ist tot!« – Kunze:

»Ich dachte, das kann doch nicht wahr sein. Ich habe doch noch vor fünf, sechs Tagen mit ihm telefoniert. Wir standen kurz vor einer Tournee und er fragt mich noch aus heiterem Himmel: »Sag mal, wie geht's dir gesundheitlich.« – »Wieso fragst Du?« – »Na ja, bei mir haben sie Zucker entdeckt.« – »Mmh, ja, sage ich, das ist nicht so schön, aber, na gut, kann man ja mit leben, da kann man sich drauf einstellen.« – »Ja, ja«, sagt er, »wird schon, ich lasse mich da behandeln und es wird schon gehen.« Und sechs Tage später ist er tot.«

Auch Freunde können sterben. Zumindest leiblich. In der Erinnerung Kunzes ist und bleibt Mick Franke fest verankert. Fast gewinnt man den Eindruck, dass Kunzes Trauer um den Freund der ersten Stunde Gefahr läuft, pathologische Züge zu bekommen. Aber wen Heinz Rudolf Kunze seinen Freund nennt, den ignoriert er eben auch nach seinem Weggang nicht nach dem Motto »Aus dem Herzen aus dem Sinn«. Nur kann er den

Schmerz sprachlich präziser ausdrücken als jemand, der über den Verlust eines geliebten Menschen nicht hinwegkommt und oft jahrelang dumpf und stumpf vor Schmerz vor sich hinbrütet. Kunze kann genau beschreiben, warum es in der Seele wehtut:

»Und das Besondere, warum ich Mick so vermisse, ist, weil er, abgesehen von seinen musikalischen Schwächen, menschlich mich so unglaublich ergänzt hat. Er war so viel von dem, was ich nicht bin und habe: Mick war ein Rebell, ich war brav. Wenn ich nicht brav war, hat sich das vor allem in meinem Kopf abgespielt. Mick aber war schon das schwarze Schaf in der Familie, ein Aufmüpfiger, ein Radaumacher und dabei eine Seele von Mensch, ein ganz weicher Kern, aber nach außen hin war er ein ziemlicher Hallodri. Er hat auch Drogen genommen und hatte immer schon eine Freundin, oder auch sieben. Also so ein richtiger Draufgänger, der alles ausgelebt hat, da blieb wenig runtergeschluckt und da blieb wenig im Verborgenen, er hat sich richtig ausgetobt sein Leben lang. Und hat mich aber komischerweise gut leiden können, obwohl ich gar nicht sein Typ war. Und er war auch ein richtiger Hippie, er war auch in manchen Dingen nicht zuverlässig, schlampig und so, auch da wiederum das Gegenteil von Lürig, der sehr präzise und sehr exakt ist, und da weiß man, wenn der was sagt, dann ist das auch so. Letzten Endes kann man einen längeren Weg, einen Karriereweg mit einem Lürig besser bauen. Aber das mit Mick, das war etwas ganz Besonderes, was auch meine Frau mit betraf, was ganz selten der Fall ist. Sie hält sich da meistens raus. Wir waren eben auch zu dritt befreundet. Da war auch nie die Gefahr, daß das ins Erotische umkippen würde, denn Mick hatte so viele Weiber, da war wirklich kein Bedarf. Der konnte sich kaum retten vor Frauen. Und wir drei waren wirklich unzertrennbar, unschlagbar. Wir waren auch in diesen Jahren von 1981 bis Anfang '85 fast jeden Tag zusammen. Wir waren auch privat untrennbar.«

Männerfreundschaften haben für Kunze unterschiedliche Facetten. Die mit Mick Franke sieht er fast als eine Liebesbeziehung und eine Arbeitsbeziehung. Beides kann miteinander in gefährliche Spannung geraten, wenn der Sog der Arbeitsbeziehung stärker zu werden beginnt. Dann kann die freundschaftliche Zuwendung Gefahr laufen, auf der Strecke zu bleiben. An einer anderen Männerbande, einem anderen Männerbündnis wird das deutlich: Jimmy Mc Donough hat in seiner über ein Jahrzehnt hin brillant recherchierten Biographie über Neil Young eine akribische Analyse des Meisters im Umgang mit seinen engsten Bandmitgliedern umfassend dargestellt. Obgleich der Vergleich Kunzes hinkt, denn die Radikalität anderen gegenüber dürfte bei Neil Young streckenweise doch skrupelloser und auch kompromissloser gewesen sein, sind »Shakey« und »HRK« gleicher-

maßen verwundbar, wenn es um das Wohl und Wehe des »inner circle« geht. – Kunze dazu:

»Es gibt da eine Parallele zu Neil Young. Es gibt da so manche Parallelen, aber diese hier ist wirklich unschlagbar. Als Neil seine Begleitband gefunden hatte, Crazy Horse 1969, war da ein Gitarrist dabei, Dany Whitton. Und als der gestorben ist an Drogen, sagt Young heute noch: Das war der eine Partner, den man nur einmal im Leben kriegt, mit dem man sich blind versteht. Es können andere kommen, die besser sind, aber den einen trifft man nur einmal.

Und Mick hatte den Boden für Heiner sozusagen vorbereitet. Deswegen hatte Heiner auch immer Respekt und hat auch nie etwas Abfälliges darüber gesagt. Mick und ich kannten uns seit der Schulzeit, er war zwar zwei Jahre älter als ich und nicht in meiner Klasse. Und während ich noch brav studierte, war Mick schon der ausgeflippte Musiker, der in Osnabrück von Musik lebte.«

Die erste Band – mit der Kunze als Mann am Klavier mit Gesang noch mit Mick Franke an den Gitarren, Joachim Luhrmann am Schlagzeug, Joshi Kappl am Bass und Hendrik Schaper an Synthesizer, Sequencer und Glockenspiel sowie Herbert als elektronischer Percussionist noch das WEA Album Nr. 2 »Eine Form von Gewalt« ablieferte – machte erste Entscheidungen der jungen Formation in Sachen Besetzung erforderlich – jedenfalls, wenn man weiter wachsen wollte in kreativer künstlerischer Zusammenarbeit. Da HRK zwar Hauptvertragsabnehmer, aber keineswegs der Managertypus eines »hire and fire leaders« darstellt, drückt er sich gerne darum, unangenehme Dinge gegenüber einem Bandmitglied allein weiterzutragen.

Dennoch sieht er die Gefahr des Stehenbleibens auf dem Weg. Um einem »stuck state« zu entgehen, muss Tacheles geredet werden. Kunze erinnert sich:

»Nach der zweiten Platte und der zweiten Tournee sagte dann vor allem Hendrik, der unser bester Mann war, gar keine Frage: ›Das geht so nicht weiter. Mein Schulfreund Lumpi Luhrmann muß aussteigen. Wir brauchen einen besseren Trommler.‹ – Das hat mir Lumpi Luhrmann nie verziehen. Also noch heute, wenn ich ihn alle zehn Jahre mal sehe, ist er sehr frostig. Wir sind dann zu dritt dahin gefahren, Hendrik, Mick und ich und haben ihm gesagt, du, es paßt nicht.«

Die zweite Band – sie hielt im Grunde genommen für das Walfisch-Album »Der Schwere Mut« und eine phantastische Tournee – dokumentiert die Ausläufer einer gewissen Krise im Führungsstab. Denn obwohl die Kritik Schapers berechtigt schien und er konstruktiv sozusagen für Ersatz sorgte, hielt die Lösung nicht vor. O-Ton Kunze:

»Und dann kam Mickie Stickdorn, ein Mann, den Hendrik wiederum aus Hamburger Kreisen kannte von der Band ›Elephant‹ und vielen anderen Sachen, er hat auch mal bei Udo gespielt, lange Jahre bei Al Bano und Romina Power gespielt, tausend Sachen gemacht. Das war ein Ligaunterschied. Mickie war ein fantastischer Trommler, dem ich heute noch eine Träne nachweine. Diese Band hat dann ›Der Schwere Mut‹ gemacht und leider auch nur diese eine Tournee. Die Platte und die Tournee, die bis heute in Hannover unseren Zugabenrekord hält: 1983 in Hannover zwölf Zugaben, also praktisch noch einmal ein Konzert.«

Eine Entscheidung wurde fällig, als sich die Führungsfrage klarer stellte. Denn ein Plattenvertrag für eine Scheibe pro Jahr für eine noch nicht etablierte Gruppe sichert noch keinen Plattenverkauf, der die Festanstellung mehrerer Musiker über ein ganzes Jahr rechtfertigt. Schlechtwettergeld und Stempelngelohn ist in dieser Branche so eine Sache, zudem kommt man zu schnell aus der Übung – und damit aus dem Geschäft. Und so spricht Kunze als Kopf von HRK von seiner »ersten beruflichen Krise vor Mick und der klassischen Kunze-Band« so:

»Es war zwar alles ganz gut und schön, wir verkauften so 35–40 000 Platten pro Platte, aber wir hatten eben nicht über das ganze Jahr zu tun. Ich konnte denen nicht auf Dauer einen festen Job bieten. Und nach der Tour ›Der Schwere Mut‹ haben mich Anfang 1984 Hendrik und Mickie wieder verlassen. Hendrik ist zu Udo Lindenberg gegangen, wo er bis heute ist, und Mickie ist damals dem Ruf des schnellen Geldes gefolgt und ist zu Major Tom ›Völlig losgelöst‹ gegangen, was aber ja nur ein Hit war. Das hielt aber auch nur ein Jahr an, dann wollte er wieder zu mir zurück. Da hatte ich dann aber mit Hilfe von Joschi eine neue Besetzung gefunden. Joschi war inzwischen außer bei mir noch bei ›Lake‹ und hat von dort seinen Keyboard-Kollegen Thomas Bauer mitgebracht und der von dort seinen Schulfreund Peter Miklis am Schlagzeug. Und das war dann das, was man die klassische Kunzeband nennt von Anfang ’84, im Kern dann die gleiche bis ’95. Diese Band hat den Kunze-Sound gemacht. Das ist – bei allem Lob für die anderen Kollegen – die Musik, die die meisten Leute im Ohr haben, wenn sie Kunze hören.«

Der bereits erwähnte, für Kunze zunächst schmerzhafteste Wechsel von Mick Franke zu Heiner Lürig zeigt eine bedeutsame Phase der Bandentwicklung an:

»Der nächste Schritt war dann, daß Mick Franke, der Gründungs-Mick, raus mußte und Heiner Lürig dazukam. Und dann kam der große Hit, denn dann lief mein Vertrag aus. Ich war der Plattenfirma nichts schuldig. Sie werden ihren Schnitt gemacht haben, knapp und so eben, aber irgendwann,

wenn sich da nichts tut, so ist das halt im Kapitalismus, wenn sich das nicht irgendwie weiter entwickelt nach oben, dann verliert die Firma irgendwann das Interesse.

Durch die Delegation bestimmter Aufgaben und das Miteinander von Texten und Tönen mit Heiner Lürig wuchs das Projekt »HRK« mächtig an. Alles wurde größer und aufwändiger, weil die Zahl der Zuschauer und Plattenkäufer ganz andere Markterfordernisse mit sich brachten. Zu gerne erinnert sich Kunze an die seligen Momente der Auftritte in der damaligen DDR, wo an drei Tagen jeweils etwa 40 000 Besucher ihren Kunze sehen und hören wollten. Mit Blick auf die Bandgeschichte bedeutete das freilich einen Zenit. Im Nachhinein ist es umso erstaunlicher, dass dieser durchschlagende Erfolg kaum einem wirklich so zugesetzt hat, dass er die Kontrolle verloren hat.

Martin Huch war dabei der einzige Musikerkollege, mit dem Kunze privat einen Urlaub verbracht hat: am Grand Canyon in den Vereinigten Staaten. Huch erzählt selbst diese Anekdote bis heute mit Schmunzeln:

»Heinz und ich hatten spontan einen guten Draht zueinander und beschlossen während der Wunderkinder-Tour, gemeinsam mit Familien einen Urlaub in den USA zu verbringen. Wir erreichten den Grand Canyon, die größte Schlucht der Erde. Jeder, der mal dort war, wird mir bestätigen, dass der erste Live-Blick auf dieses Naturwunder einem den Atem nimmt. Natürlich hatte man den Canyon schon Hunderte Male auf Bildern oder im Film gesehen, aber den Eindruck, den man beim realen Anblick des Grand Canyon erlebt, kann kein Bild auch nur ansatzweise wiedergeben. Diese Dimension empfand ich als unbeschreiblich und ließ im wahrsten Sinne des Wortes meine Kinnlade runterfallen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass es auch nur einen Menschen auf der Erde gab, der das anders empfindet. Heinz jedoch stand neben mir und bemerkte nach ca. 15 Sekunden: »Okay, nun haben wir ihn ja gesehen und können ins Hotel fahren, um ein paar von den le(e)(h)rreichen amerikanischen Talkshows zu sehen!« Worauf ich nur entgeistert entgegen konnte, dass er das wohl tun könne, ich allerdings würde mir ein Sixpack an der Tanke besorgen und noch mindesten drei Stunden in diese Erdspalte blicken. Und das Ganze am nächsten Tag wiederholen ... Unser Heinz und die Natur – klar, man kann schließlich nicht für alles Antennen haben. Der Urlaub wurde trotzdem ein großartiges, unvergessenes Erlebnis und es gab natürlich auch jede Menge Eindrücke, wo unsere Antennen auf der gleichen Frequenz tickten!«

In seiner Schilderung der Bandgeschichte fährt Kunze selbst so fort:

»Da gab es dann noch einmal eine kurzfristige Umbesetzung, die man aber nicht so ernst nehmen muß. Thomas Bauer hat den Spagat zwischen der

Gruppe »Lake« und »Kunze« nicht so ausgehalten wie Joschi und hatte dann '87 alles auf »Lake« gesetzt. Weil er tatsächlich glaubte, in der Spätphase dieser Band noch einmal so richtig international etwas reißen zu können. Und so hat er dann unsere erfolgreichste Tournee verpaßt, auf der jeder Musiker in drei Monaten doch sehr viel Geld verdienen konnte. Da hatten wir dann eine Aushilfe namens Kristian Vogelberg, der für die Tour nur Keyboard gespielt hat, der nie bei uns auf Platte dabei war, und von dem wir uns nach der Tour auch gleich wieder getrennt haben, weil Thomas reumütig zurückkam. Ich war stinksauer, daß Thomas uns verlassen hatte, und wir haben ihn alle sehr vermißt. Er war bei uns der Gruppenclown überhaupt, nicht nur, daß er gut spielte, er war einfach so ein Typ, über den man sich totlachen konnte.«

Eine eindeutige Weiterentwicklung auf dem Pfad zum Erfolg ereignet sich durch Koordinaten, die, angestoßen eigentlich durch ein Missverständnis, ganz neue klangliche und spielerische Präsenzen ermöglichen. Sowohl in der Studioarbeit als auch und besonders auf den Bühnen. Der gezielte Einsatz von britischen Bläsern, Wiener Orchester, Hannoveraner Kammerchor und Hilversumer Studiomix kennzeichnen die neue Antwort der Band, die mit Schmackes – und einer Portion Kunze'schem Humor – in die 90er geht:

»Und dann war der nächste Schritt 1989 nach »Einer für alle«, da haben wir dann die vier britischen Bläser für drei Jahre dazugenommen, die Rumor Brass von Graham Parker, bestehend aus drei Engländern und einem Iren, die als Quartett sehr viel gemeinsam gemacht haben, unter anderem auch auf dem wichtigsten Album der 80er-Jahre laut englischer Presse, nämlich dem Album von »Clash« »London Calling«. Auf die Leute bin ich übrigens durch ein Mißverständnis gekommen. Heiner hatte als Verleger George Gluck, einen sehr erfolgreichen Manager, der sich um große Teile der Neuen Deutschen Welle gekümmert hat, und ich bat George um die Telefonnummer der Bläser, die mit Pete Townshend spielen. Und er gab mir die falsche Telefonnummer. Und wir haben also mit denen in England gesprochen, sind dann hingefahren mit den Aufnahmen unterm Arm von der »Gute-Unterhaltung«-Platte und sind ins »Maison Rouge Studio« von Ian Anderson, da haben wir uns kennengelernt, also das Tull-Homestudio. »Home« ist gut, das war ein Riesenteil. »Na, schön, daß wir uns hier treffen«, sagte ich und »schön, daß Ihr schon mit allen möglichen Leuten gespielt habt, Townshend und so ...« – »Townshend?!, Nöö.«, sagten die ... – »Wie«, sagte ich »Wieso nicht?« – »Ja, mit Graham Parker haben wir gespielt, mit U 2 auf dem Festival und The Clash haben wir gespielt. Aber Townshend, nee, bedaure.« – »Na ja«, sagte ich, »wollen wir erst mal hören«. Und die waren voll da, sie waren

schon etwas älter als wir, aber waren dermaßen kompakt und zuverlässig, und es machte großen Spaß.»

Die Organisation Kunze atmet wie ein lebender Organismus. Nach einer aufwändigen Phase erneuten Wachstums an Worten, Werken und Tourneen auch im deutschsprachigen Ausland hört sich das selbstbewusste Album »Draufgänger« wie eine Trotzreaktion auf die deutsche Wiedervereinigung an. Viele Aufgaben waren seit der »Guten Unterhaltung« als Produzent und Co-Songschreiber und Musikalischer Leiter der Band an Heiner Lürig delegiert. Gemeinsam hatte man die ganz großen Konzerte abgeräumt und auch die Koordination mit zum Teil wildfremden Verstärkungen der Verstärkung gemeistert und dabei kontinuierlich Jahr für Jahr eine gute Scheibe bei der Hamburg-Warner'schen Plattenmutter abgeliefert.

Und doch gerät auch die tüchtigste Organisation nach dem Durchlaufen ihrer start-up und Reifephase unweigerlich in eine »red tape«-Phase, wo der Amtsschimmel anfängt zu wiehern, es Auseinandersetzungsschwächen bei der Besetzung und Auswahl im manpower-Plan gibt. Oder wo die Motivation aufgrund durchtrainierter Erfahrung zu gemischten Gefühlen beim Abarbeiten neuer Aufgaben führt. Streiten verbindet, aber eben nicht immer. Je mehr sich jeder seiner eigenen Fähigkeiten bewusst ist, desto schwerer ist es manchmal meine Sache, deine Sache, seine Sache und unsere Sache auseinanderzuklamüsern. Kunze selbst dazu:

»Dann kam ›Macht Musik‹, das war die Band ohne Bläser. Und nach ›Macht Musik‹, das war ein schöner Schwanengesang, da waren wir auch miteinander irgendwie durch. Ich hatte dann das Bedürfnis, die Band zu ändern. ›Macht Musik‹ war eine schöne, vielseitige und bunte Platte, aber schon mit so viel Streit verbunden. Es war dann doch so, daß die Fraktionen in der Band eine ziemlich unangenehme Stimmung machten. Es war immer irgend jemand gegen Heiner, und ich mußte das immer irgendwie ausgleichen. Irgendwie fühlte sich da keiner mehr richtig wohl. Aber ich finde auch, man hört es der Platte nicht an. Es hört sich so an, als wenn wir uns da alle noch einmal richtig zusammengearbeitet haben.«

In solchen kniffligen und dichten Zeiten hat Kunze sich weder zurückgelehnt noch auf bewährte Erfolgsmuster zurückgegriffen, sondern lieber die Flucht nach vorne zu neuen Ufern angetreten. Hierzu gehören seine so genannten »Ausflüge«, Versuche, neben der Band als große Lösung kleinere – aber in Wirklichkeit keineswegs weniger aufwändige – Auftritte mit Lesung und Musik in Szene zu setzen. Wenn schon nicht hinreichend für alle was zu tun sein konnte, war der Bandleader unermüdliches Vorbild,

wenn es darum ging, die manchmal langen Zwischenzeiten zu überbrücken. Mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit hat er sich als Musikredakteur, Musical Übersetzer und Verfasser eigener, unter der Kategorie »Kleinkunstprogramme« rangierender Arbeiten regelmäßig zu schaffen gemacht.

Von einem solchen Ausflug nur mit Heiner Lürig im Mainzer Unterhaus vor »Macht Musik« mit seiner ersten literarischen Platte »Sternzeichen Sündenbock« erzählt er: »Das hätte ich gar nicht für möglich gehalten, daß das die Leute so mögen. Das war jedenfalls ein schöner erster Ausflug.«

Mit seinen 13 Liebesballaden »Ich brauch dich jetzt« legt Kunze 1993 »ausgewählte Beziehungskisten in einer Sanften Sammlung« von 1981 bis 1993 als eine Art Zwischenbilanz vor. Indessen laufen die Beziehungskisten in der Band ebenfalls auf Hochtouren. Er verwehrt sich ausdrücklich gegen die Bezeichnung »Best Of«, weshalb er wohl auch seine Blütensammlung von 1999 »Nonstop« als das »Bisher Beste« titulierte. Best Of's erinnern Kunze fatal an Grabsteine.

Der Erfolg in der Unterhaltungsindustrie ist in unserer Gesellschaft an Chartpositionen und Verkaufszahlen ausgerichtet. Viele Idealisten, besonders aus der Musikbranche verkennen diese raue Wirklichkeit. Ein Patzer aus Sicht derjenigen, die die Musik bestellen und eben auch bezahlen, und man ist außen vor.

Bei »Richter-Skala« etwa halfen Kunzes Interventionen für den von ihm bis heute sehr geschätzten graphischen Gestalter Johann Zambryski nichts, weil WEA-Chef Gerhard Gebhardt das Cover »Scheiße fand« und von Kunze verlangte: »Er wird abgeschafft!«. Da ist man bis heute noch nicht einer Meinung. »Heinz geht über Leichen«, sagte Johann beim Verlassen der Plattenfirma, obwohl dieser gar keine Einwendungen hatte, was aber für das Halten des Mitarbeiters ohne Konsequenzen blieb. Kunze weiß um die Verletztheit anderer, spielt sich aber zwischen Widerstand und Ergebung nicht als Märtyrer auf, der er nicht ist. Skrupellosigkeit indessen liegt ihm fern, sonst würde er sich nicht einer offenen inneren Revision unterziehen und im Stillen doch für vieles um Nachsicht bitten, was durch ihn selbst dornig wurde auf dem Weg zum Ziel. Ziel ist Erfolg – und der wird im übernächsten Anlauf allerdings wieder erreicht, und das nicht nur aus Sicht der Plattenfirma und des Covers, das ab »alter ego« von dem Graphiker und Hobbyschlagzeuger bLUE alias Klaus Pelzer gestaltet wird. »Korrekt« mausert sich wieder zu einem Renner mit dem »Flaggschiff« »Aller Herren Länder«. Hiefür hagelt es regelrecht die Preise: Radio Schleswig Holstein verleiht Gold, neben der Goldenen Stimmgabel erhält er im Beisein von Mary Jay-Jacobson den begehrten Fred-

Jay-Preis der GEMA am 23. März 2000 im Künstlerhaus am Lenbachplatz in München.

Fred-Jay-Preis und mehr

Einer der querköpfigsten, sprachgewaltigsten und zugleich mutigsten Rockpoeten ehrt ein Multitalent, heißt es im Beiheft zur Ehrungsurkunde. Fred Jay (1914–1988) wurde von der GEMA als einer der erfolgreichsten Autoren und Texter ermittelt. Der gebürtige Linzer hatte bereits 1937 seinen ersten Schlager mit »Danke schön, es war bezaubernd ...«. Die Witwe des promovierten Wiener Juristen, der wohl der älteste Nachwuchstexter überhaupt war, stiftete unmittelbar nach dem Tod diesen besonderen, damals mit 25 000,- DM dotierten Preis. Kunzes Preisverleihung schließt sich an die der Prinzen an. GEMA-Aufsichtsrat Christian Bruhn: »Die deutsche Sprache gehorcht ihm, denn er ehrt sie.«

Bei der Verleihung der »R. SH GOLD 2000«-Preises von Radio Schleswig-Holstein zieht sich Kunze zwar von dem Klamauk der Aftershowparty zurück, wird aber als »erfolgreichster Künstler im Norden« gefeiert. Allein SCHERER & FRIENDS bedauern, dass »das ZDF den ›Ohrwurm des Jahres – Aller Herren Länder‹ aus dem Zusammenschnitt nehmen konnte« und entschuldigen sich förmlich im Namen von R.SH für die Entscheidung des ZDF, Kunze bei dem Show-Zusammenschnitt nicht ausreichend berücksichtigt zu haben. Immerhin kamen etwa 11 000 Besucher in die Kieler Ostseehalle.

Für sein künstlerisches Gesamtwerk erhält Kunze den »Kunstpreis 2000 des LVO« in Osnabrück. In einem Interview mit dem Landschaftsverband Osnabrücker Land zeigt er sich überrascht und erfreut über die Repatriierungsehrung, obwohl er gestehen muss, dass er wenig Heimatdichterisches über das Wiehengebirge und den Teutoburger Wald beige-steuert habe ...

In der Bandgeschichte fährt Kunze so fort: *»Noch keine eigentlich neue Bandphase zeichnet sich ab, als denn doch 1999 das Best-Of-Album fällig wurde. Dann kam die Jahrtausendwende und die WEA wollte gerne ein ›Best of-Album machen. Nach all den Jahren war das ja auch irgendwie einsehbar: ›NONSTOP‹. Sie haben es auch, weil ich darum gebeten hatte, eben in doppelter Form gemacht, als Einfach-CD, nur mit Hits und eine Doppel-CD mit anderen schönen Stücken auf der zweiten. Das war mir sehr wichtig. Die ist über 100 000 verkauft worden, und da waren sie eigentlich auch sehr zufrieden. Und eigentlich sah das alles ganz prima aus.«*

Wenn Kunze so redet, ist Mephistopheles nicht weit, der Geist, der stets verneint und doch so oft die Wahrheit sagt: *»Und um so überraschender kam es dann für Heiner und mich, als die Endphase der WEA eingeläutet wurde. Dann kam es zu dem Album ›HALT!‹ Da wurden uns dann neue Leute vor die Nase gesetzt, neue Mitarbeiter, die doch massiv darauf gedrängt haben, zumindest für einen Teil der Stücke einen anderen Produzenten zu nehmen, um den Klang zu ändern, zu »modernisieren«, was weiß ich, oder was sie da immer im Kopf hatten. Und das führte dazu, daß vier Stücke auf dem Album ›HALT!‹ von Chris von Rautenkrantz produziert wurden, einem Hamburger Typen, der sehr schöne Platten gemacht hat mit Blumenfeld und vielen anderen Indi-Bands, und bei Blumenfeld als fünfter Mann auch wunderbar zur Band paßte. Das klingt auch alles ganz toll, bei uns klang das ziemlich furchtbar. Mit unserer Band konnte er nichts anfangen, die brachte er nicht zum Klingen und fühlte sich auch als Teilzeitproduzent mit seinen vier Stücken auch nicht sehr wohl. Das war ein netter Mensch, ich habe gerne mit ihm gearbeitet, aber das Ergebnis war doch sehr durchwachsen und auch nicht das, was die WEA sich vorgestellt hatte (...)«*

Was den Fachmann überrascht, entpuppt sich für den Laien hinterher oft reichlich banal. Das Marktdiktat hat vorgegeben, dass auf die insgesamt schlechter werdenden Verkaufszahlen (zumal bei einer Restrukturierung des amerikanischen Unternehmens selbst, das Teile an einen kanadischen Investor aus der Genussmittelbranche veräußert, der freilich nur bedingt an deutschsprachiger Musik Interesse hat) reagiert werden musste. »Taking care of business« macht vor den Toren der Kunst und ihrer Musentempel eben keinen Halt; was Kunze indirekt mit Liedern wie »Talk-Show Schmutz«, »Murphys Gesetz«, »Sie müssen mich nicht mögen«, »Ich muß gehen« und »Abschied muß man üben« bewusst oder unbewusst mit transportiert.

Heinz Rudolf Kunze hat eine beinahe unbegrenzte Frustrationstoleranz und einen kaum zu brechenden Willen zum eigenen Werk. Er hält fest an seinem Mission-Statement seines Unternehmens, auch wenn die Produktionsbedingungen schwierig werden.

Dieses gezielte »Fremdgehen« als zwischenzeitlicher Abschied von Heiner Lürig, mit dem er doch musikalisch künstlerisch »verheiratet« war, sieht er heute als ein gescheitertes Change Management an. Zwar konnte er sich eine Weiterentwicklung ohne Lürig auch denken, allein das praktische Umsetzen eines Projektes drohte ein Zuviel an Fremdbestimmung mit sich zu bringen. Der Level des nächstmöglichen praktischen Schrittes in eine neue Richtung war zwar durchaus hoch, fand jedoch nicht den gewünschten Anklang. »Ende eines Dauer-Duos«, so die HAZ, »das Ende einer Pop-

Ehe«, so die BILD vom Juni 2002 – die Trennung nach 17 Jahren machte rasch die Medienrunde.

Kunze dazu selbst: *»Inzwischen ist so ein bißchen Abstand zu diesem Album, wie wir alle wissen, die Platte war ein fulminanter Mißerfolg und war die teuerste Platte, die ich je in meinem Leben gemacht habe, die WEA hat noch einmal richtig das Portemonnaie aufgemacht. Die Platte war so teuer, daß kein Pfennig Geld mehr für Werbung da war. Franz hat das gut gemacht, es war eine interessante Platte mit vielen schönen Momenten. Die Single funktionierte nicht im Radio, demzufolge eine schwach besuchte Tournee. Die gelungene Aktion war, daß diese Musiker aus Hamburg bei mir geblieben sind. Ich habe dann gesagt, seid ihr denn dann live auch da, macht ihr mit mir das auch auf der Bühne. Und die sagten, ja klar, wenn Dir das gefällt, was wir hier machen, dann machen wir das natürlich auch live mit, dann stehen wir auch dafür gerade. – Korrekterweise muß diese letzte Verbeugung vor dem amerikanischen Plattenriesen, der sich selbst mehrere Male gesundschrumpfen mußte, als Bruch gesehen werden.«*

Dieser Zwischenabschied von Lürig, der wohl kein wirklicher gewesen sein konnte, war mit dem schaurigen Zauber einer extensiven Produktionsphase und neuen Leuten verbunden. Guilherme Cardoso aus Lissabon illustrierte, Uwe Arens fotografierte, Anselm Kluge arrangierte, The Homeboys chorierten, Franz Plasa produzierte und das Seepferdchen brillierte mit einem Megaphon. Die fehlenden Promotionsbudgets ließen Lieder wie »Prophet«, »Himmelfahrtskommando« und »Naherholungsgebiet« nicht in der nötigen Wattzahl über die Köhlbrandbrücke hinaus bekannt werden, obwohl sie es verdienten.

Was hielt in dieser schwierigen Zeit die Verbindung der beiden Männer aufrecht? Kunze:

»Das einzige, was mir da ein bißchen geholfen hat, war der Riesenerfolg vom »Sommernachtstraum«. Das konnte mich so ein bißchen aufbauen, aber ansonsten war ich schon sehr geknickt. Geschrieben habe ich immer weiter, auch ans Aussteigen habe ich schon gedacht. Schließlich wurde der Sommernachtstraum die Brücke, die Heiner und mich immer weiter verbunden hat. Das war ein Riesenerfolg.

Und dazu kam dann noch die Anfrage von der Kirche mit der Hymne. Das ging ja nun an Heiner Lürig, weil Eckhart Nagel Heiner kennt. Und nachdem Frau Käßmann gesagt hat, ja, das möchte ich, daß die das machen, sagte dann Heiner, »Ich möchte wieder mitspielen. Ich sehe ja, wie Du unser Schiff vor die Wand fährst, ohne mich. Man kann doch nicht 18 Jahre gemeinsame Arbeit einfach so kaputtgehen sehen. Ich will wieder

ans Ruder. Ich habe dann die Band angerufen: „Übrigens, Heiner möchte wieder mitspielen, das haben sie von der Band alle sofort begriffen. Ja, ich hatte etwas die Sorge, ob dann die Hamburger vielleicht wieder aussteigen, weil ihnen das nicht paßt oder so. Aber alle sagten, sie könnten diese alten Bindungen begreifen, das macht Sinn. Und dann passierte das, was ich schon angedeutet hatte, nämlich daß die WEA dann doch um einvernehmliche Auflösung des Vertrages gebeten hatte, was einfach daran lag, daß die WEA verkauft wurde, einen neuen Eigentümer hatte, und der hatte für mich in seinem Firmenkonzept keine Zukunft mehr gesehen. Es war nicht die Entscheidung von Bernd Dopp, sondern eine Entscheidung, die in Kanada getroffen wurde.“

»Mit Brille ist was passiert« heißt es in der Musikwoche vom 28.2.2005. Mit »Das Original« feiert er jetzt seinen Label-Einstand bei Sony BMG. »Der Klimawechsel ist dem scharfzüngigen Songschreiber hörbar gut bekommen.« Kunze dazu selbst: *»Wir haben dann mit der BMG Gott sei Dank abschließen können. Das Ganze, das muß man dazu sagen, zu einer Zeit, in der 70 % aller deutschsprachigen Künstler ihre Verträge verloren haben, unter anderem auch Udo Lindenberg. Da kann man sich vorstellen, wie alle überall Schlange standen.«*

»Auf der anderen Seite«, meint Manager Wolfgang Stute, »wollten alle gerne Kunze haben. Keine der von uns angesprochenen Firmen hatte gesagt, wir haben kein Interesse.«

Und der Bandchef fährt fort:

»Und insofern bin ich ziemlich glücklich dran gewesen, daß ich zu einer Firma kommen konnte, die noch viel größer ist als die WEA, die ja um mehr als Zweidrittel geschrumpft ist. Und BMG ist um ein vielfaches größer als die heutige WEA, die zweitgrößte Firma weltweit.

So haben wir im letzten Herbst »Das Original« gemacht mit der Hamburg-Band, plus Heiner und Ulmer natürlich. Wir haben eine Tournee gemacht, die auf Grund emsigster Promotionalarbeit mit Wolfgang und Firma auch mehr Aufmerksamkeit erregt hat. Bei der Tournee, bei der Wolfgang live mit dabei war, kamen auch wieder deutlich mehr Leute. Wir haben seit der Veröffentlichung dieser Platte so viele Termine gemacht und Öffentlichkeitsarbeit wie seit 15 Jahren nicht mehr ...«

160 Hotelübernachtungen und 100 000 Kilometer über deutsche Mäuseteppiche allein im Jahr 2005 geben dem Künstler Recht ...



Verleihung Prätorius-Musikpreis des Landes Niedersachsen.

»Can you read me? Yes, my dear« Sendbriefe des Dankes nach dem »erfreulichen Geschichtsknack«

Frage an Heinz Rudolf Kunze von der Emdener Zeitung: »Ihr Ziel ist es also, die Menschen mit ihrer Musik zu unterhalten?« – Antwort: *»Wenn Sie mich auf die Alternative festnageln wollen, »unterhalten oder belehren«, schon. Aber ich hab einen etwas anderen Begriff von Unterhaltung. Für mich heißt Unterhaltung nicht, Menschen, die hart arbeiten müssen, dahin abzuwerten, daß sie nur noch ihre Pantoffeln und ihr Bier wollen und zu nichts anderem mehr fähig wären. Diese Abwertung des Publikums finde ich ziemlich zynisch und ich mute Menschen etwas mehr zu. Es gibt bei mir Möglichkeiten, bei manchen Stücken zu feiern und bei anderen Passagen einen Kloß in den Hals zu bekommen. Und wenn das Publikum diese ganze Bandbreite mitmacht, dann nenne ich das ein gelungenes Konzert und auch gelungene Unterhaltung.«*

Kein geringerer als der große Kabarettist Hanns-Dieter Hüscher hat sich als Kunze-Fan und ganz ohne Honorar bereit erklärt und als große Auszeichnung empfunden, über HRK eine liebevolle Einführung in das Album »Gute Unterhaltung« zu schreiben:



Mit freundlicher Genehmigung des tvd-Verlages, Düsseldorf

»Einer, auf den ich manchmal neidisch bin ...

Als ich die Lieder zum ersten Mal hörte, ganz allein, nur für mich, wusste ich am Ende nicht woher und wohin, ich musste aufstehen und auf und ab gehen, dann alle Fenster öffnen, um endlich zu sagen: Bleib doch ruhig, Alter; was macht dich an, was bewegt dich, das ist ja nicht die ganze Welt, das sind ja nur ein paar Lieder. Aber dennoch, was reißt dir jetzt so Leib und Seele auseinander? Ganz einfach, weil es um Kopf und Kragen geht, weil sich im Kopf dein Leib versammelt und sich der Kragen wie eine Geliebte um deinen Hals wirft, und dein Hals immer enger wird, und du schreist und schreist, Hilfeschreie, Notschreie. Und was kommt zurück: Unverständnis, Missverständnis, Lüge, Notlüge, Erbarmungslosigkeit und manchmal noch ein Quäntchen Zärtlichkeit. Ein schmerzlicher Weltklang. Lust und Verlust, beide tanzen auf den Abgrund zu. Aber wer weiß das schon.

Meine ganze Liebe hat das Lied: »Ich hab's versucht«. Warum, muss ich wohl keinem erklären, Männern schon gar nicht: Unverständnis, Missver-

ständnis, Eingeständnis, Menschengeschichte und Lebensmusik. Ich glaube zu ahnen, daß HRK viel aus dem Gestus denkt und schreibt, dichtet und erzählt, simpel ausgedrückt, die Haltung bringt die Bilder herbei, und die Bilder kommen von weit her, obwohl sie uns ständig auf den Fersen sind, damit sie dann aber ins Auge gehen und ins Ohr fallen und wir sie nie mehr los werden, dazu bedarf es eines besonderen Standbeines, einer Handbewegung, einer Sitzpositur, und der Künstler ist bei sich angelangt. »Wenn ich allein vor Menschen steh, vergess ich, was ich sage«, heißen zwei Liedzeilen. Heinz Rudolf Kunze steht sehr oft vor sehr vielen Menschen und erklärt sich und unser aller Leben. Und es kommt zu drohenden Gegenbewegungen, zu finsternen Aufforderungen, es kommt fast zu einem Nietzschesken Immoralismus, er bringt uns aus dem Tritt, wir stolpern, schlagen der Länge nach hin, um dann beim Titel-Lied mit Hilfe eines beinahe asiatischen Melos wieder langsam auf die Beine zu kommen und uns allen Gute Unterhaltung zu wünschen. Mir war, als hätte der Sänger eine lange Reise durch den Dschungel der Widersprüche, der Irrtümer und Eingeständnisse gemacht, um am Ende wieder bei den alten Visionen vom freien Menschen unter Gleichen anzu-kommen. Künstler müssen halt viel an Leib und Seele investieren. Manchmal drei schlaflose Nächte für eine Zeile. Ruhelose Tage für eine aufregende Harmonie. On the road für eine Philosophie. Möge er sich nicht ins Messer stürzen, sich nicht beim Salto verfliegen, sondern das große Licht im Anflug werden und bleiben. Contenance! –

Umarmung, Hanns Dieter Hüsch.

Die einfühlsame Ballade »Ich hab's versucht« erinnert an einen deutschen Jacques Brel, die von HiFi Vision als schönste Ballade seiner neuesten Arbeit ausgemacht wird:

»Die Klinge, über die ich springe, hab' ich selbst geschliffen«. Kunze kommentiert selbst auf der zu wenig bekannten Liebeslieder-Sammlung von 1993 »Ich brauch Dich jetzt. 13 Balladen«:

»Vielleicht mein privates Lieblingsliebeslied. Wer kennt nicht dieses deprimierende Gefühl: Unterm Strich hat man alles verkehrt gemacht, den Partner enttäuscht, mißbraucht, mißachtet – und das bei besten Vorsätzen. Und man rafft sich auf zu einer allerletzten großangelegten Bitte um Verzeihung. Damit meine ausgebreiteten Arme auch wirklich wie Cinemascope wirkten, flogen Heiner und ich im Sommer 1989 nach Wien und machten dort von einem Angebot Gebrauch, das ich 1988 bei meiner Arbeit an dem Musical »Les Misérables« von Peter Wecks Chefdirigenten Caspar Richter erhalten hatte: Wenn ich jemals ein großes Orchester brauchte, sollte ich mich vertrauensvoll an ihn wenden. Danke noch mal auf diesem Wege, Caspar, Du hast mit Deinen himmlischen Heerscharen einen höllisch guten Job gemacht.

Die akustische Sologitarre habe ich selber gespielt; Martin spielt den Part im Konzert Ton für Ton nach. Das ist von ihm ein großes Kompliment.»

Gute Unterhaltung – kein Problem

Die Besprechungen für »Gute Unterhaltung« fallen begeistert aus. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung überschreibt »Groß im Geschäft. Ein Album von Heinz Rudolf Kunze«, der das Stigma des kopflastigen Liedermachers loswerden will und seinen Traum vom richtigen deutschen Popstar träume. Gedankentiefe Texte und unterhaltsame Kompositionen ließen sich ohne Widerspruch und mit Leichtigkeit zusammendenken. Heinz Rudolf Kunze mutiere zu einem Peter Maffay für Intellektuelle, wo lyrisch verklausulierte Gesellschaftskritik vornehmlich mit hitparadenfähigen Melodien verschmelze. Zur Studioarbeit resümiert Kunze: das erste Album, bei dem wir so richtig üppig, reichhaltig und opulent aus dem Vollen schöpfen konnten. Neben dem herkömmlichen Rock-Instrumentarium mit kräftig zupackenden Rhythmen, markanten Gitarrenmotiven und kontrastreich abgesetzten Keyboardornamenten kommen Chor, Streicherorchester, Bläser und sogar ein Dudelsack zum Einsatz. ME Sounds meint attestieren zu müssen, dass Kunze sich macht und sein drohenhaftes Bekenner-Gebrumme und die unter deutschen Songschreibern weitverbreitete ergriffene Meinungshuberei hinter sich gelassen habe. In dem munteren, fröhlichen vor Charme blitzenden Love-Song »Größer als wir beide« wird Hall & Oates-Groove ausgemacht.

»Das Publikum schluckt Kunzes On-the-road-Philosophie wie Manna und dankt huldvoll«, wie Cornelia Diergardt im Münsterischen Anzeiger lustvoll resümiert. Kunze misst den Puls der Zeit. Mit seinen hintersinnigen Nummern hat er die jüngsten politischen Entwicklungen in beiden Teilen Deutschlands auf Vinyl gepresst. Eine beneidenswerte Vitalität des Sounds und die Dramaturgie der Melodien, das liest sich wie ein Kommentar zum Kommentar von Hüsch.

Im Osten wird Kunze wieder klar als Hoffnungsträger verhandelt, von dem man jedes Wort genau mitbekommen möchte: »Das Phänomen HRK gehört zu dem am meisten Mut machenden in diesen hoffentlich allzubald strahlenden Zeiten. Wozu andere einen ganzen Kabarettabend brauchen, hakt er in seinen virtuoson Lakonismen in ein paar Sätzen ab. Mechanismen von Massensuggestion werden schulterzuckend ironisiert: Wollt ihr noch? – Jaaa! Könnst ihr noch? – Jaaa! Sollen wir noch? – Jaaa!. Knappe

pausenlose drei Stunden lang war im Metropol ein wohlerzogener, gebildeter Teufel los, und solche lässt man sich allemal gefallen«, schreibt Susanne Heyden im Spandauer Volksblatt.

Kunze selbst reagiert nach wie vor allergisch, wenn jemand über die Ex-DDR aus seiner Sicht dummes Zeug redet. Music Express Sounds gegenüber drückt er es freudestrahlend über den Mauerfall so aus: Herausragendstes Ereignis '89 war, daß die schwierigste Grenze der Welt bröselte. Deshalb sind Volker Rühe und Adrienne Goehler zu dem Deppenpaar des Jahres erkoren. Er für seine SPD-Verleumdung »Wandel durch Anbiederung«, sie, »weil sie sich »für alle Hamburger« schämt, die den armen DDR-Besuchern »Bananen aufgedrängt« hatten. Als musikalisches Highlight bezeichnet er wieder das gigantische Konzert in Leipzig vor »50 000 Helden«.

Kunze schafft in diesen schwierigen Übergangszeiten, wo Immobilienhaie bereits ihren Nutzen ziehen und Kunzefans ihr Begrüßungsgeld gegen lang ersehnte Platten tauschen, im Spagat zwischen Kunst und Kommerz eine Identität zu repräsentieren, die ermutigt. So schreibt die BUNA Zeitung etwa: »Kunze artikuliert sich nicht mehr mit der schneidenden Schärfe des unverständenen Intellektuellen, nicht mehr mit der Bitterkeit des Underdogs, er fiedelt nicht mehr auf der quietschenden Geige des Außenseiters. Jetzt spielen die anderen nicht mehr ohne ihn; nein, er spielt ohne die anderen: Rock 'n' Roll, den Traum aller Jungs.«

Auf die Frage, ob er sich als Dichter verstehe, antwortet er der westfälischen Presse: »Ja. In vielen Köpfen gibt es immer noch das Vorurteil, daß Rock-Musik dumm sein muß. Ich glaube, daß auch in diese Musik Hirn gehört.« Kunze lässt seine Dichtung nicht zähmen und seine Rockmusik nicht für blöd verkaufen. Den Worten wird durch die Musik Flügel verliehen, und die Ohrwürmer bekommen durch die Worte Zügel angelegt.

Im hohen Norden respektiert »DIE ZEIT« aus Hamburg unbedingt die Fähigkeit Kunzes zur kritischen Selbstironie, als er ob seines ihm oft angeklebten Oberlehrer-Etikettes kurzerhand einen überdimensionalen Zeigefinger aus Pappmachée feierlich auf der Bühne des Metropol enthüllt. Diese symbolische Handlung zeigt, wie sehr Kunze einerseits empfindlich und vielleicht auch eitel auf narzisstische Kränkungen reagiert, wie sehr er andererseits aber auch bereit ist, Häutungen, Veränderungen und Metamorphosen authentisch und ohne Furcht vor Exhibitionismus in Pose zu bringen.

Kunze ist gerade einmal 32 Jahre alt, als er in die Wedemark zieht, zweifacher Vater und hat zeit seines Lebens immer eher an zwei Seiten seiner Lebenskerze gebrannt. Doch spaßbetont in die 90er heißt für ihn nicht, sich dicktun vor Wendehälsen oder Moralinsspritzen für die Stammtisch-

redner zu verpassen, die immer schon meinten, sie hätten alles gelernt für ihr Leben. Während er früher immer beweisen wollte, dass er sich für finsterner und gemeiner hielt als der Rest, hat der Film der Wirklichkeit ihn mittlerweile eingeholt.

Im westlichen Mitteldeutschland beklagt Matthias Immel in der HNA zwar, dass die Anfänge Kunzes mit der »Reinen Nervensache« im Trubel der Neuen Deutschen Welle untergegangen seien, jetzt aber habe HRK »Blut geleckt« und sein Ziel erreicht, »eine Synthese aus ironischen, fein geschliffenen Texten und dampfendem Rock 'n' Roll.«

Seine Option für die deutschsprachige Musik bringt er im Gegenüber zum Trend, englisch zu singen, klar zum Ausdruck und führt als Beweis den Bedarf nach deutschsprachiger Musik etwa der Megastars wie Grönemeyer oder Westernhagen an. Für die Folgen von Spitzensätzen wie *»Ich finde es zudem reichlich krank, wenn gewisse Medien, besonders die schicken Zeitgeistmagazine, den Kids einreden wollen, daß man nur mit englischen Songs dazugehöre. Es ist pervers, in einem so spannenden Land, wo so viel los ist, nicht in der eigenen Sprache Musik zu machen. Eine Perversion, die nur in Deutschland möglich ist«* ... 1996 sagt er in einem Interview zum selben Thema: *»Ich habe eben rein literarisch so typisch deutsche Einfälle, warum soll ich die maskieren? Ich kann sogar ziemlich gut englisch, ich könnte das selber machen. Aber ich will nicht. Bob Dylan hätte ja auch nicht in Kisuheli getextet ...«*

Kunze will wissen, was seinen Fans gefällt. *»Ich habe hart dafür gearbeitet, daß die Leute mich kennen.«* Das Publikum vorne an der Bühne ist sehr jung, weiter hinten schon gesetzter. Es ist gefährlich, sich von den ersten zehn Reihen zu sehr stimulieren zu lassen. Dann zieht HRK die Bremse und nimmt den Dampf raus. *»Dann ist Zeit für Nachdenkliches«*, stellt Kunze in Prisma fest, *»denn der G-Punkt des Publikums darf auch mal der Gehirnpunkt sein ...«*

Ein Fanbrief gibt auf eine besondere Weise Rückmeldung: *»Ich gehe jetzt auch meine eigenen Wege ...«*

»Lieber Heinz Rudolf!

Es muss wohl Anfang 1990 gewesen sein, als mir jemand schrieb: ›Stell Dir vor, Heinz Rudolf Kunze ist Christ geworden; er hat sich in einer Radio-Sendung dazu bekannt. Du musst wissen, dass ich mich damals selbst einen Christen nannte, und daher naturgemäß neugierig wurde. Ich ging also ins Plattengeschäft und kaufte mir ›Gute Unterhaltung‹. Und war verwirrt. Wie

bitte? Der soll Christ sein? Ich verstand zuerst einmal fast überhaupt nichts und musste genauer hinhören. Tatsächlich, da war das eine oder andere in den Texten, was darauf hindeuten schien, aber sonst? Es deckte sich nicht mit dem, was ich aus den evangelikalen Kreisen, in denen ich damals zu Hause war, über Christsein zu wissen glaubte. Dennoch war da irgendetwas in diesen Liedern, was mich nicht so recht losließ, ich wollte verstehen, um was es da ging.

Bei Freunden (anderen Freunden) lernte ich nach und nach deine anderen Platten kennen und hatte sie bald selber alle zu Hause. Ich konnte nicht so recht erklären, was mich daran faszinierte, schließlich rüttelte das alles ziemlich an meiner heilen Welt, aber ich spürte gleichzeitig eine Echtheit und eine Tiefe darin, die ich so nie gekannt hatte. (»Man kann jede Wahrheit ertragen, sei sie noch so zerstörerisch ...«). Bald erzählte ich meinen Freunden begeistert, dass Heinz Rudolf Kunze Christ sei und sie sich das mal anhören sollten, das sei wirklich gut, sei so anders. Irgendjemand fragte mich dann einmal, ob er denn auch eine Gemeinde habe, die »hinter ihm steht und ihn trägt«. Nein, antwortete ich, das ist irgendwie anders, nicht so wie bei uns ...

Ich stellte bald erschrocken fest, dass ich mich von meinen bisherigen Freunden entfernte, dass die Dinge, von denen sie sprachen, immer bedeutungsloser für mich wurden. Christ wollte ich sein, aber ich hatte in »Ich hab's versucht« und »Mit Leib und Seele« und »Kadaverstern« eine andere Art gefunden, von Gott zu sprechen, gegen die der ganze evangelikale Kram billig und dumm erschien. Und ich hatte in Deinen anderen Texten gelernt, den Rest der Welt zu sehen, jenen Rest, für den im evangelikalen Gedankengebäude kein Platz war. Da waren zuerst Stücke wie »Die Offene See«, die mich anzogen, bald aber auch »Wunderkinder« oder »Das Ultimatum«. Zuerst hatte ich mich gefragt, ob Du nicht übertreibst, ob Du nicht ein bisschen zu schwarz siehst, aber dann begann ich langsam, ähnlichen Zorn, ähnliche Bitterkeit zu empfinden. Ich lernte, die rosafarbene Brille abzusetzen, denke ich. Ich verlor meine Eierschalen hinter den Ohren. Meine Unschuld.

Und dann »Ich geh meine eigenen Wege«! Ich wagte zuerst kaum hinzuhören, war da doch von einer Freiheit die Rede, die mir verschlossen zu sein schien. Als Christ war mir doch die Wahrheit über die Welt bekannt, jeder eigene Weg konnte doch dann nur noch ein Abweichen davon sein, eine Wiederholung des verlorenen Sohnes! Oder? Ich hörte weiter zu. (...) Mein simples schwarz-weiß Weltbild brach erst bröckelnd, dann erdrutschgleich in sich zusammen. »So einfach ist das alles nicht!« war der Satz, den ich mir immer wieder sagte.

Irgendwann ist der Kopf dann mal leer, sind die vorläufigen Antworten als solche entlarvt und bedeutungslos geworden. Irgendwann steht man

dann nur noch mit sich allein da, der ganzen Fragwürdigkeit der eigenen Existenz in einem heilsamen Erschrecken ausgeliefert. Ja, ich gehe jetzt auch meine eigenen Wege. Es geht nicht mehr anders.

(...)

Darum also dieser Brief. Wo wir schon mal pathetisch sind: Er soll eine Art DANKE sein, denn ich habe in mancher Hinsicht von Dir denken, fühlen, träumen und hoffen gelernt.

A.«

Ein anderer Fanbrief aus Halberstadt beginnt ohne Anrede und geht gleich zur Sache:

»Es war der 19.08.1989. Ich verbrachte ein paar Tage bei meiner Schwester in Leipzig. Es war allerdings kein Besuch wie sonst. Die Luft brodelte und die politischen Diskussionen fingen an, mir auf die Nerven zu gehen. Ich diskutiere eigentlich gerne, aber damals war das Gefühl, mit meiner linken Weltanschauung keine Chance zu haben, größer denn je. Eigentlich hatte ich nie eine (wie viele andere auch), aber bis dahin wurden meine Meinungen wenigstens akzeptiert. Ich meine, wirklich akzeptiert, nicht nach dem Motto: Du hast Recht und ich meine Ruhe. An diesem Tag aber kapitulierte ich total. Dieses Gefühl der anderen, endlich etwas ändern zu können, gemischt mit blinder Wut und Frust, machte mir Angst. Gerade diese Leute hätte ich anders eingeschätzt. Mir fehlten echt die Worte und ich hielt mich zurück. Auf einmal kamen mir die Plakate in den Sinn, die überall in der Stadt hingen. Heinz Rudolf Kunze und Stephan Stopok Samstag auf der Festwiese. Ich dachte mir, kann ja nichts schaden, kommst du vielleicht mal auf andere Gedanken, und schlecht soll ja der Kunze auch nicht sein. Ein paar Stunden später hatte ich plötzlich wieder alle Gedanken beisammen und sogar wieder Kraft zum Diskutieren. Denn was ich an diesem Abend sah und hörte, war mit Sicherheit (und ich war ein Jahr zuvor bei Springsteen in Berlin-Weißensee) das Größte, was ich bis dahin erlebt habe. Endlich mal ein deutscher Sänger, der seinen Job nicht nur zum Geldverdienen ausübt. Der Mann will den Menschen wirklich etwas klarmachen (vielleicht zu klar). Ausdrucksstark und mit einer Energie, wie ich es nie für möglich gehalten hätte. Jedenfalls nicht nach dem, was ich von ihm im Radio so gehört habe. Und ich freute mich, hatte endlich einen Musiker, von dem ich Fan sein konnte.

Ein paar Monate danach wurde dann die Grenze geöffnet und mein Begrüßungsgeld wurde in Schallplatten umgesetzt (natürlich HRK). Das war für mich erst mal das Positivste an der ganzen Entwicklung. Ich hörte mir die Platten immer und immer wieder an. Manchmal las ich auch nur die Texte (von denen ich heute noch manche nicht verstehe) durch.

(...)

So, dann werde ich mal zum Schluss kommen, du hast sicher noch mehr Post zu lesen.

Lass dich nicht unterkriegen, schönen Gruß auch an die Band!

S.«



Sendbrief der »Wunderkinder«

Vierzehn HRK und seine Arbeit unterstützende Gemeindebriefe mit Interviews, Gitarrengriff Tabellen, Hintergrundanalysen und Diskussionsforen einer bunt gemischten Fangemeinde der ersten Stunde haben sie zusammengetragen. Seit Ende der 90er-Jahre haben sie die hoch informative Homepage des Künstlers »www.heinzrudolfkunze.de« sukzessive ausgebaut. Es ist nicht nur ein Ausdruck tief empfundener Wertschätzung und ausgesprochener Hochachtung, wenn gestandene Männer ins Schwärmen geraten. Deshalb soll der »Leithirsch der Wukis« hier selbst mit seinem Brief zu Wort kommen:

Lieber Karl-Heinz,

Ich schäme mich meiner Tränen, meinem Lachen und Gefühlausbrüchen im Zusammenhang mit Heinz Rudolf Kunze nicht.

Wie kommt ein junger Familienvater (Erstzulassung 7. 4. 55), inzwischen 51 Jahre alt geworden und zweimaliger Großvater, dazu, sich mit »Leib und Seele« in einen fast gleichaltrigen, nicht besonders attraktiven Kerl zu vergucken. Ich zitiere aus meiner Ansprache anlässlich der Kunze-Lesung in Nottuln am 26. Mai 2000: »Man richtet sich ein im richtigen Leben, und das war in meinem Fall schon ziemlich früh geschehen. Dann plötzlich und unerwartet, Anfang der 80er-Jahre wurde ich mit den Texten und Liedern von einem gewissen KUNZE konfrontiert. Diese Texte und Lieder haben mich damals sofort tief beeindruckt und standen im krassen Gegensatz zu unserer oberflächlichen Spaßgesellschaft. Gott sei Dank, oder besser HEINZ sei Dank wurde ich wieder sensibel gemacht für das wirklich Wichtige im Leben. HEINZ beschreibt für mich wunderbar ganz alltägliche oder auch fiktive Situationen und malt mit Worten grandiose Bilder. Bei mir hat diese Begeisterung zwischenzeitlich zur Mitbegründung einer Interessengemeinschaft (Einige sagen auch Fanclub) »Die Wunderkinder« geführt, inklusive eigener Homepage, Fanzeitschrift und Unverständnis im Freundes-, Familien- und Bekanntenkreis.«

Was ist so faszinierend an HEINZ? Er bietet etwas Klanglich-Sinnlich-Akustisch-Musikalisches an. Man hat das Gefühl, dass sich auch gesprochene Sprache sehr musikalisch in einen Ablauf einpassen kann. HEINZ setzt

sich gerne über alle Genres und Grenzen hinweg. Worte. Spiele, Wortspiele, Bedeutungscluster, Sinnentleertes und -gefülltes, er serviert nie Light-Menüs. Wer HEINZ nebenbei hören will, riskiert ernsthafte Gedankenknoten. Seine Lieder und noch mehr die Texte möchten, dass sich der Konsument damit auseinandersetzt. Er selbst war immer ein großer Fan von Ambient-Musik und von verrückten Klängen, die beim Hören Geduld brauchen. Unendliche Vielseitigkeit zeichnet HEINZ aus. Ein geradezu lexikongleiches Wissen um Musik vor allem der Rockmusik der 60-er/70er-Jahre bis in die Jetztzeit beeindrucken mich immer wieder neu. (...)

Deutschland und seine Geschichte, die Befindlichkeiten, aber auch vom Ausland und Inland unterstützte Duckmäuserei sind bei HEINZ ebenfalls ein Thema. Immer wieder geht HEINZ bewusst oder doch unbewusst das Risiko ein, dass man ihn nicht versteht oder verstehen will. Erklärungsversuche wie: »Durch die Montagetechnik, die Arbeit am Wort, kann ich etwas entdecken, was in der üblichen Sprache nicht gesagt werden kann. Die Alltagssprache reicht oft nicht, um das abzubilden, was wir manchmal genauer empfinden. Da versuche ich hinzukommen. Aber vielleicht ist das mit Sprache gar nicht möglich« – solche Erklärungen werden auch nur von interessierten Anhängern wahrgenommen. An HEINZ kann man sich einfach nicht »gewöhnen«, denn er ist der Garant für »Ungewöhnliches«. Schelm und Philosoph in einer Person. Schon sein gerne zitiertes skeptisches Lebensmotto: »Rechne immer mit dem Schlimmsten und freue Dich, wenn Du Dich irrst« ist doch ein treffendes Zitat angesichts der heutigen globalen Situation und macht Martin Luther »Lasst uns ein Apfelbäumchen pflanzen« alle Ehre. HEINZ' im deutschsprachigem Raum fast konkurrenzloses Können liegt im Umgang mit Worten, seine Rebellion geschieht im Stillen und verursacht eigentlich das »Schlimmste«(?), was man einem Menschen antun kann: Sie setzt Denkprozesse in Gang. (...)

Zu Beginn der Achtzigerjahre, es war die vor »Dein-ist-mein-ganzes-Herz-Zeit« war der KUNZE-Fan froh, nicht mit der NDW (Neue Deutsche Welle) mitschwimmen zu müssen, obwohl HEINZ letztlich den ersten Plattenvertrag der NDW zu verdanken hat. Musik hören war damals wohl auch häufig mit einer gewissen politischen Überzeugung oder Lebensphilosophie verbunden. Diese Klientel wurde von HEINZ bedient und »alle waren zunächst zufrieden«. Ich glaube, HEINZ Ziele oder Ansprüche an sein Tun waren auch damals schon eher anderer Natur. Ähnlich wie Hanns Dieter Hüsch wurde auch ihm diese »Entpolitisierung« seiner Texte und Lieder von nicht wenigen Uraltfans übel genommen. Man wollte den politischen Liedermacher KUNZE, und war wohl gerne pessimistisch und gegen das Establishment und suhlte sich in seinem Problemweltbewusstsein ohne Hoffnung auf

wirkliche Veränderung. »Huch, ich hätte beinahe mich rhythmisch bewegt« ist ein Zitat aus dieser Zeit oder »Kunze hören macht einsam«. Damals fragte ich mich mit einigen, wenigen anderen, die immer in erster, zweiter Reihe bei Konzerten auftauchten, ob das wirklich so ist und vor allem warum? Mit dem Hit »Dein ist mein ganzes Herz«, teilweise schon bei »Lola« wurde das schlagartig anders. HEINZ hatte sicher zunächst auch ein Problem mit dieser »so« nicht gewollten Popularität. Jetzt entstand aber ein anderes Problem, denn tiefe Gräben zwischen der Fraktion Deutschrockbereich und Kunzes Liedermacherfans taten sich auf.

Die Gründung der Wunderkinder war zunächst mehr aus gewissen Defiziten in der damals noch recht schlechten Information über Daten und Fakten begründet als in der vollen Absicht, einen Fanclub ins Leben zu rufen. Um über HEINZ mehr Hintergrund zu erfahren, musste bis dahin jeder einzelne Fan mit viel Geduld und viel Charme das damalige Management ansprechen. Anfang der 90er liefen dann nach bzw. vor Auftritten die ersten zarten Versuche, eine Interessengemeinschaft zu gründen. Um die »HERZ-Jünger« nicht zu überfordern, wurde mit Absicht das Wort Fanclub vermieden. Es wurden Telefonnummern, Adressen etc. ausgetauscht und auf einem 386PC in einer Excel-Datei festgehalten. (...)

Juni 1994 nach Ende der »Macht-Musik-Tour« und im kleinen Nottulner Kreis tauchte der Gedanke auf, doch zu versuchen, diese lose Verbindung der Kunze-Anhänger bundesweit zu installieren und die aktuellen Informationen, Daten und Fakten für Fans aufzubereiten. (...) HEINZ hat von alledem wohl nichts mitbekommen. Es kam zu einer Einladung in die Wedemark. Wir trafen uns auf neutralem Boden beim »Italiener« und Heiner Lürig sondierte die Lage. Erst Monate später, zum Tourstart »Richter-Skala«, wurde das Ganze offiziell und wir trafen Backstage das erste Mal auf HEINZ. Der war wohl ein wenig überrascht, dass man ihm einen Fanclub aufgeschwatzt hatte. Nachdem die »fünf Menschen« sich aber als ganz umgänglich und nicht als pubertierende Schreihälse zeigten, war er sichtlich gerührt. (...)

Nun hatten wir es angeleiert und mussten es durchziehen. Mit viel Spaß und Engagement wurde »Der Gemeindebrief« im September 1996 mit der 1. Ausgabe auf den Weg gebracht. Viele Beiträge kamen von den Mitgliedern selbst, aber auch aus dem Management (Eickelberg), Buchverlag (Links-Verlag), auch von Heiner Lürig wurde zugearbeitet. Ein erster Höhepunkt für das Redaktionsteam des Gemeindebriefes war sicherlich der Besuch am 30. 11. 1996 (HEINZ' Geburtstag) im Wisseloord-Studio (NL) Hilversum, wo HEINZ in einer sicher schwierigen Phase, nach dem Misserfolg seines Lieblings »Richter-Skala« den Zuspruch von Fanseite gierig aufsog. (...)

Im April 1997 gingen einige Wunderkinder der Berliner Fraktion, informiert durch die Wunderkindertelefonkette, nach Ende einer ZDF-Show mit Dieter-Thomas-Heck ins Hotel »Schweizer Hof«. U.a. Gerald Erdmann, Jessica Erdmann, Philipp Köper, Titus Reinmuth, Sven Walther wurden dort Zeuge eines unplugged Konzerts für »Aktion Sorgenkind« und führten erste Gespräche mit Heiner Lürig über die »offizielle Heinz-Rudolf-Kunze-Homepage«, die dann 1999 auf Sendung ging. So sind heute noch Wunderkinder die Macher dieser Seite; dass Fans so etwas besser können als beauftragte Firmen, wird immer wieder durch positive Meinungen dokumentiert: »Eine absolut brillante Webseite, die im Netz ihresgleichen sucht.« (...)

Die Wunderkinder sind zwischenzeitlich innerhalb der Kunze-Fans eine bekannte Institution geworden. Dass man aber nicht »Wunderkind« sein muss, um echter »Kunze'ist« zu sein, war mir immer wichtig. Wir haben uns immer bemüht »die Wunderkinder« nicht als besonders oder als Auszeichnung zu begreifen.

Wenn HEINZ mit mir persönlich Kontakt hat, ist das inzwischen mehr eine freundschaftlich-herzliche Begegnung, die mir jedes Mal guttut – und ich hoffe, er empfindet das genauso.

Ob man HEINZ nun mag oder nicht, er ist nach wie vor wohl einer der vielseitigsten und gleichzeitig umstrittensten Figuren der deutschen



Kulturszene. Einer der wenigen, der nicht durch Skandale auf sich aufmerksam macht, sondern einzig und allein durch sein Schaffen. Er ist der Alchimist, der die Elemente Sprache und Musik auf immer neue Art und Weise miteinander verbindet. Und gewagte Experimente gehören für ihn durchaus dazu. Seine frühen Werke wurden noch in die Kategorie Liedermacher einsortiert, doch sein Stil ist so überzeugend literarisch geprägt, dass man ihm ein ganz eigenes Genre widmen müsste. HEINZ sagt, was er denkt und fühlt, und kleidet es in Worte, oft doppeldeutig, den Hörer stutzig machend. Ein wahrhaft »vielsagender« Künstler.

Kalle Prigge (April 2006).

»Deutschland ist ein Musical-Land« Der Dramatiker und Übersetzer zwischen fact and fiction

Deutschland ist ein Musical-Land. Das klingt nicht nur wie ein Bekenntnis. Es ist ein Bekenntnis von Heinz Rudolf Kunze, der in diesem Segment seit Mitte der 80er-Jahre nahezu ununterbrochen unterwegs ist.

»Wir sollten die Musicalszene nicht Karl May und Wagner überlassen« (HRK 2003).

Anfangen hat alles mit seinem Erstling »Les Misérables«, gefolgt von »Miss Saigon«. 1996 bearbeitet er den biblischen Stoff »Joseph«, längst darum wissend, dass die Post-Andrew-Lloyd-Webber-Phase in Deutschland eingeläutet ist. Mit Jonathan Larsons und von Arif Mardin und Steve Kinner am Broadway 1999 produziertem Erfolgsmusical »RENT«, an dem auch Stevie Wonder Anteil hat, wagt Kunze sich sprachlich wie inhaltlich an das brandaktuelle Thema Aids. Das neue Jahrtausend lockt ihn gleich mehrfach zu eigenständigen Übersetzungen aus der Tradition des geliebten Great Britain: Sir William Shakespeares A Midsummer Night Dream begeistert als Kunzes »Ein Sommernachtstraum« ab 2003 nicht nur durch die gegenwartsbezogene Sprache, sondern geht erstmals musikalisch eigene Wege. Das literarische Musical zum amerikanischen Schriftsteller Edgar Allen Poe »Poe – Pech und Schwefel« startet Oktober 2004 in Saarbrücken nach München zunächst im süddeutschen Raum.

Ein undatiertes handschriftlicher Text liest sich fast wie ein künstlerisches Manifest in Sachen Musical:

»Deutschland ist ein Musical-Land. Dieser Satz, vor zehn Jahren in unseren Breiten noch ein tollkühnes Pfeifen im dunklen Wald, versteht sich heute schon beinahe von selbst. Eines besseren belehrt wurden damit alle Unkenrufer, die eine Unvereinbarkeit dieser Ausdrucksform mit unserem Nationalcharakter postuliert und dabei geflissentlich oder unwissend ausgeblendet hatten, daß das Musical durchaus auch deutsche Wurzeln aufzuweisen hat und eigentlich nur auf einem durch das Tausendjährige Reich erzwungenen Umweg über den angloamerikanischen Raum zu uns zurückkehrt ist – verspätet aber logisch, fällig bis überfällig. Weit aufgefächert ist mittlerweile die Angebotspalette, sie reicht von Riesenshows mit eigenen aus dem Boden gestampften Häusern bis hinunter zu flexiblen, partisanenhaften Klein-Events – und das deutsche Publikum hat das Musical als Gattung angenommen, unbeeindruckt von dem Geheul der Subventionsjunkies im allzu ernsthaften Feuilleton, einem der letzten Reservate für Fans staatlicher

Planwirtschaft. Mit hämischem Frohlocken vermelden diese Leuchtturmwärter zuschauerfreier Theaterzonen jede Show, die schließen muß, aber rücknehmbar ist die Gesamtentwicklung nicht – Musical is here to stay. (...)«

1987 – Der Anfang mit »Les Misérables«: »Kunze, finden Sie eine Übersetzung!«

Zum Musical ist HRK 1987 gekommen »wie die Jungfrau zum Kind«. Die eigenen Wege, die er dann hier gegangen ist, nahmen ihren Ausgang bei einer sonderbaren Karambolage in einer Frankfurter Künstlergarderobe mit einem der ganz Großen des Musikgeschäfts: Marek Lieberberg.

O-Ton Kunze:

»Steno Stil: kennengelernt 1982. Da stürmte er nach meinem Konzert wutentbrannt in meine Garderobe. Wir hatten das Lied gespielt »Die kommen immer wieder«. Und da gibt es eine ziemlich abfällige Zeile über Begin und seine Libanon-Politik. Da kommt der rein und brüllt mich an als Zionist, der er nun mal ist: »Sie hätten der deutsche Springsteen werden können, jetzt nicht mehr. Ich werde Sie verhindern!« Er war ein wichtiger und ist nach wie vor einer der wichtigsten Veranstalter in Deutschland, da hatte ich schon die Hosen voll. Und dann setzen wir uns zusammen den ganzen Abend lang, seit diesem Abend sind wir Freunde. Dabei hat er gesagt, Heinz, wir reden mit offenen Karten, Du bist nicht meine Liga. Ich arbeite mit den Stones, mit Robbie Williams, mit U2, Tina Turner. Wir werden wahrscheinlich nie zusammen auf Tournee gehen, aber irgend etwas finde ich für Dich, irgendwann machen wir mal was zusammen. Ab da haben wir uns immer wieder getroffen, privat, auf Tournee, und hatten eben keine Geschäftsbeziehung. Irgendwann 1987 ruft er mich an und sagt, wir machen Les Misérables zusammen, er hat sein Wort gehalten. Das hat mich zu einem wohlhabenden Mann gemacht, weil ich mit Marek mehr verdient habe als mit meinen Platten.«

Gegenüber »Österreich International« sagte Kunze mit Blick auf Lieberberg:

»Ihm war ein Artikel, den ich für die Männer-»Vogue« über Falco verfaßt hatte, aufgefallen. Daraufhin sprach er mich auf »Les Misérables« an. Ich warnte ihn und betonte, daß ich noch nie in meinem Leben ein Musical besucht hätte. Er antwortete mir, das würde ihm nichts ausmachen, er wünsche einmal bei deutschen Musicaltexten einen anderen Tonfall, einen anderen Sprachduktus. Daraufhin flog ich nach London, um mir »Les Misérables« anzuschauen« und teilte Lieberberg mit: »Gut, ich mache das, aber auf Ihr

Risiko. Es kann passieren, daß ich Ihnen nach drei Monaten mitteilen muß, ich sei geistig bankrott ...«

Marek Lieberberg selbst erinnert sich in einem Gespräch in seinem stillvollen Büro-Wohnhaus im Frankfurter Westend gerne an Heinz Rudolf Kunze:

»Wieso bin ich überhaupt auf Heinz Rudolf gekommen? Ich bin ein Promoter aus Leidenschaft und dabei auch ein Musik Aficionado. Ich interessiere mich sehr für die Oper. Ich interessiere mich sehr für das Musical, weil ich es für eine angemessene Ausdrucksform unserer Zeit gehalten habe. Musiktheater, modernes Musiktheater in einer gewissen Weise, auch mit Pop- und Rockmusik, verknüpft mit Effekten, so wie wir das aus der Rock- und Popmusik gewöhnt sind. Von daher war es für mich immer ein Anliegen, auch einmal ein Musical in Deutschland zu erleben, das authentisch, nicht übersetzt, aber nachempfunden wurde. Und dafür hatte ich immer den Heinz Rudolf, weil ich einige von Heinz Rudolfs Essays gelesen hatte und Heinz Rudolfs Texte kannte, und ich wusste natürlich, dass er als Germanist auch über entsprechende Fähigkeiten verfügte, und seine Englischkenntnisse sind sehr, sehr gut. Heinz Rudolf arbeitet ausgesprochen akribisch und seriös. All diese Talente, verbunden mit diesem Arbeitseifer, haben für mich den idealen Humus gebildet für eine gute Musical-Übersetzung. All das, was die anderen geboten haben, von Dr. Michael Kunze, den Namensvetter, bis hin zu anderen, die sich da versucht haben, fand ich eigentlich als Dokumente des Scheiterns. Gemessen am Original – sie haben niemals den Rhythmus der Musik, den Sinn so nachempfunden, wie es Heinz Rudolf hat. Bei Heinz Rudolf hat der brillante Deutschkenner, der phantastische Englischkenner und sein Genie als Musiker, all dies hat dazu beigetragen, dass er prädestiniert war dafür. Und wenn es ihn noch interessiert hat, umso besser. Wir haben dann eine wunderschöne Premiere erlebt – wie bei vielen Dingen ist die Premiere da das Schönste – was sich danach anreihet, ist nicht mehr so schön. Das alles bezieht sich nicht auf Heinz Rudolf, da war es immer bestens, ein von großer Achtung und persönlicher Wertschätzung getragenes Verhältnis zwischen uns beiden, sehr respektvoll, wie es eigentlich gar nicht mehr üblich ist in unserer heutigen Zeit, war das immer ein Verhältnis, wo man das gegenseitige Bemühen um das Ergebnis in den Vordergrund gestellt hat und eine große gegenseitige Achtung bestand. Das war das Schöne daran. Da hat sich nie was daran geändert.«

Lieberberg hatte die Rechte für die Wiener Erstaufführung erworben. *»Er sagte, daß er sich für das Projekt meinen Zungenschlag, meinen Tonfall gut vorstellen könnte«,* erinnert sich Kunze. *»Ich war erschrocken. Ich hatte bis*

dahin mit Musical überhaupt nichts am Hut. Die einzige Übersetzung, die ich bis dahin gemacht hatte, war ›Lola‹ von den Kinks. Und dann sozusagen als Erstlingswerk gleich so ein Brocken.» Lange habe es gedauert, sagt er, insgesamt eineinhalb Jahre. »Es ist ja ein komplett durchkomponiertes Stück, es wird alles wie in der großen Oper gesungen. Insofern ist es nicht nur von der Vorlage des Stoffes her anspruchsvoll, sondern auch quantitativ.« Kriminalistische Kleinarbeit sei die Entstehung gewesen und oft ein harter Kampf mit den englischen Produzenten. Noch nie habe er erlebt, »daß man wirklich jede Silbe rechtfertigen muß«. Immer wieder seien aggressive Fragen gekommen, warum es nicht dieselben Worte wie im Original sein können. Immer wieder musste Kunze harte Überzeugungsarbeit leisten, dass man im Deutschen eben andere Worte braucht, um bestimmte Gefühle auszudrücken. »Die Engländer waren extrem mißtrauisch. Ich mußte alles, was auch nur eine Nuance abwich, sehr ausführlich rechtfertigen. Die haben das Stück von mir sogar mehrfach rückübersetzen lassen.«

»Les Misérables« feierte nach der Duisburger Premiere vorerst einen Abschluss in der Bundeshauptstadt Berlin. Nach über 500 von Standing Ovationen gekrönten Vorstellungen für die über 500 Darsteller und dreimonatiger Verlängerung der einjährigen Laufzeit am 31. 12. 2004 Dernière am Berliner Theater des Westens. Der Erfolg wurde noch einmal sichtbar: In der Kategorie bestes Musical der Spielzeit 2003/4 sprach das Fachmagazin Da Capo den Musical-Award 2004 für »Les Mis« zu. Mit großem Erfolg erlebte die deutschsprachige Version am 15./16. September 1988 im Wiener Raimund-Theater ihre Erstaufführung, betreut durch Peter Weck. HRK: »Ich bin froh, daß es so ein Stück gibt. ›Les Misérables‹ beweist, daß Unterhaltung nicht schwachsinnig sein muß.« [BZ 17. 9. 2003]

Über allem stand für Heinz Rudolf Kunze der Autor Victor Hugo (1802–1885) und sein Roman, der die Plattform für ein gewagtes, kühnes Destillat in Gestalt des dreistündigen Musicals ist. Er fühlt sich an einen verfrüht geborenen Hollywoodautor erinnert, ähnlich wie Werke von Guy de Maupassant oder Alexandre Dumas. Die Begabung, Konflikte auf leicht vollziehbare Art darzustellen, ist natürlich auch eine ideale Grundlage für Musiktheater. Und von solchen Konflikten ist das Stück voll. Das Hamburger Abendblatt attestiert dem Stück, das im Revolutionsjahr 1789 in Paris spielt, eine große Rührseligkeit mit Blick auf das Elend, das in einer trefflichen Milieuskizze verlebendigt und viele Zuschauer in aller Welt zu Tränen rührt: Bettler und Bauern, Fabrikarbeiter und allerlei Gesindel der menschlichen Art finden sich inmitten des großen gesellschaftlichen Wandels am Ende der sozialen Leiter wieder. Gut kämpft gegen Böse. Die kleinen, ehrlichen

Leute führen einen Stellvertreterkrieg gegen uneinsichtige Ordnungsfanatiker und bürgerliches Spießertum. Die Hauptfigur, Jean Valjean, ein zu Unrecht verurteilter Ex-Sträfling, wächst im Kampf gegen Unterdrückung und eine entwürdigende Behandlung über sich selbst hinaus. Der unerbittliche Javert, ein bis aufs Blut dem Gesetz verpflichteter und doch gescheiterter Polizeichef, fasziniert Kunze als reizvollste Figur im Stück: *»Er verkörpert ein pragmatisches, paranoides Ordnungssystem. In ihm brodelte es die ganze Zeit, während sein Gegenspieler Jean Valjean ein »gnadenlos guter Mensch« ist. Ich meine, nicht nur der englische Textautor Herbert Kretzmer, auch Victor Hugo selbst hatte es mit dieser Figur nicht leicht.«*

1994 – Miss Saigon: Freud und Leid

Ende der 80er-Jahre schickte Kunze sich an, in Hamburg die Verträge für ein weiteres Musical zu unterzeichnen: Miss Saigon. Sechs Jahre sollte es dauern, bis das Musical zum Vietnamkrieg von Alain Boublil und Claude-Michel Schönberg in Stuttgart im Dezember 1994 in der Übersetzung Kunzes auf die Bretter kommen konnte.

Das kollektive Drama des Vietnamkriegs »Miss Saigon« erzählt vom Schicksal des vietnamesisch-amerikanischen Bui Doi Kindes Tam und dessen verzweifelter Mutter Kim, die sich das Leben nimmt, weil sie keinen anderen Ausweg für seine Zukunft sieht. Das Stück mit dem Hubschrauber, der wie ein deus ex machina auf die Bühne einfliegt, um in letzter Minute die amerikanischen GIs vor den einfallenden Truppen des Vietcong in Saigon auszufliegen, wird von Kunze einfühlsam und drastisch zugleich übersetzt.

Kunze überträgt die Texte von Richard Maltby Jr., der derweil unter anderem auch mit Ring of Fire – A Joyous Celebration, ein Musical zu Leben und Werk von Johnny Cash vorgelegt hat, in ein zeitgemäßes und verständliches Gegenwartsdeutsch. Aus »The Guilt Inside Your Head« wird Kims Albtraum. Der Chor singt: »Genannt Bui-Doi, der Staub der Zeit, gezeugt im Grab, gebor'n im Streit. Sie sind als Mahnmal lebendig, ein Schrei im Blick von jedem Kind. Wir können nicht, wir dürfen nicht vergessen, dass sie unser sind«. Das verdeutlicht das Schicksal vieler »boatpeople«, die den Schrecken des Krieges entstammen und entfliehen, auf der Suche nach ihrer eigenen wurzellosen Identität.«

1996 – Joseph: Bibelgeschichte aus Hollywood als kabarettistische Bibel-Revue

Wer kennt sie nicht – die wunderbare Bibelgeschichte aus dem 1. Buch Mose, Kapitel 12 bis 50? Die gelungene Musical-Premiere im Essener Colosseum im Dezember 1996 vor rund 2000 Premierengästen bringt selbst die ägyptischen Pyramiden zum Tanzen. »Seit 20.26 Uhr ist der Broadway an der Ruhr« komplett, begeistert sich Thomas Sprenger von der BILD-Zeitung und zitiert den Genießer im dezenten schwarzen Sakko: »Ein irres Tempo. Obwohl Webber es vor 20 Jahren geschrieben hat, ist es das ideale Stück für die Zapping-Generation. Ein Riesen-Lob auch der Choreographie. Eine kabarettistische Bibel-Revue.«

Das denkmalgeschützte Colosseum, eine mit Liebe zum Detail restaurierte ehemalige Halle der Gussstahlfabrik Krupp, in der die alten Lastkräne nun als Halterung für leuchtende Lüster dienen, macht Essen nach dem Musical-Theater Duisburg, in dem Kunze mit Les Misérables vertreten ist, und dem Starlight-Express-Theater in Bochum zur dritten Musicalstadt im Ruhrpott. Ein Musikpotpourri aus den 60er- und 70er-Jahren lässt Dierk Prawdzik als Pharao à la Elvis Presley auftreten, Square-Dance- und Calypso-Rhythmen heizen Schauspielern und Zuschauern gleichermaßen ein. Das ursprünglich von Andrew Lloyd Webber als Semesterabschlusskonzert 1968 konzipierte Stück gleicht einem »Pasticcio«, einem musikalischen Flickenteppich. [Martin Schrahn].

1999 – RENT: Kommerziell erfolglose Meisterleistung

Die Tage in den USA und Kanada 1998 waren für Kunze von ungeheurer Intensität. In New York City folgte er auf Einladung des Rechteinhabers von RENT einem Mann namens Tom. Es ging zu wie in einem Tom Reeves-Film, als der milliardenschwere Banker mit losem Schlips und aufgekrempten Ärmeln Kunze seinen »way of life« und how does he make his living vorstellt: »Well, let me show how I work«. Und beide betreten ein Wolkenkratzerbüro mit einem langen Flur voller Computer bis zur Erdkrümmung. Leonard Bernstein war hier ebenso zu Hause wie gewichtige andere Vertreter der Unterhaltungsindustrie. »RENT is my hobby«, bekennt der Mäzen, und typisch in Weltstadtmanier, wo Zeit Geld ist, fragt er Kunze lapidar, »Okay, Heinz, don't waste time. Are you good?« – Und Kunze in seiner preußisch korrekten Bescheidenheit und mit beklemmter Stimme antwortet: »Yes, Sir, I think so«. Bald darauf erkennt er, dass er mit stotterndem Selbstbewusstsein hätte auftreten sollen mit einem klaren »I am

the best«. In der Stadt der Superlative reicht es eben nicht, gut zu sein. Und doch war der Freund Lieberbergs sofort von Kunzes Qualitäten überzeugt und man setzte das Gespräch über Deutschland und seine Geschichte fort. Er beobachte schon seit langem die Vorgänge in Deutschland, »Germany is different«, und konnte nicht verstehen, wie Deutsche sich fortgesetzt selbst zerfleischen – »Wir sind Juden, wir schauen nach vorne!«, bekennt er mit Blick auf die Hilflosigkeiten einer so genannten Holocaustindustrie.

Das hierzulande viel zu wenig bekannte Werk von Jonathan Larson ist laut der Fachzeitschrift »Musicals« (1/2005) in den skandinavischen Ländern und im englischsprachigen Raum viel stärker verbreitet und geht ab April im Sigmund Freud- und Mozartjahr 2006 auch über die deutschen Kinoleinwände. Kein Wunder, dass ein solches sprachlich wie inhaltlich kompliziertes Werk Kunze vor eine neue Herausforderung gestellt hat. Für Marek Lieberberg stellt Kunzes Arbeit an dem Musical, das er unlängst selbst erst wieder einmal als Ganzes angehört hat, eine Meisterleistung dar.

Die Arbeit an RENT führte Kunze auch in jene Führungskreise im kanadischen Toronto ein, wo die Medienleute allesamt jüdischen Glaubens sind. Während Heiner Lürig sich nicht ganz wohlfühlend aufs Hotelzimmer zurückzog, folgte Kunze einer außergewöhnlichen Einladung. Nur selten kommt ein Goi, also ein Nichtjude, zu der Ehre, in einem abgedunkelten Raum an einem hier nicht näher beschreibbaren Ritual des »inner circle« teilnehmen zu dürfen. Nachdem man gesungen habe, wurde jedenfalls »geheult wie ein Schloßhund«.

Zur intensiven Zusammenarbeit bemerkt der Initiator des Sprungbrett-Musicals »Les Misérables« Marek Lieberberg im Nachhinein:

»Eine wundervolle, wenn auch kommerziell noch erfolglose Zusammenarbeit war RENT. Ein Musical, das sehr starke Bezüge hat zur aufkommenden HIV-Infektion. Es handelt von Hausbesetzern, Obdachlosen in New York, die trotzdem zu einer Art von Seelengemeinschaft finden. Ein Stück heißt auch La vie Bohème. Das hätte als Text stehen bleiben können. Es würde auch als Theaterstück funktionieren. Er hat es übersetzt – ich glaube, das war wirklich meisterlich, weil es sehr schwer ist. Das war im New Yorker Slang, im Slang der Schwarzen und milieubezogen – und das hat er grandios – fulminant übersetzt. Und diese Übersetzung bleibt bestehen. Ich habe es vor wenigen Wochen noch einmal ganz durchgehört und mir sind die Tränen gekommen, weil es einfach so gut und unverstanden geblieben ist. Aber das ist wie mit den unverstandenen Kindern, die sind einem die liebsten. Und so ist es auch mit RENT. Ich glaube, wir haben ein phantastisches Stück gehabt. (...) Leider, leider habe ich den Fehler gemacht, dass ich bei der eigenen Produktion, die mich sehr viel Geld und Leidenschaft gekostet hat, ich sozusagen meine ei-

gene Leidenschaft teuer bezahlt habe mit Millionenverlusten, weil wir es im Gegensatz zu den Amerikanern nicht gleich geschlossen haben, nachdem es deutlich wurde, dass es nicht die Resonanz hatte. Sondern ich habe es dann über ein Jahr durchgezogen, an wechselnden Schauplätzen, versucht, das am Leben zu erhalten. Das war ein Fehler. Aber unser Herz hing sehr daran, unser Herz hing an dem Ensemble, am Stück selbst. Wir waren der Meinung, dass es absolut grandios war. (...) Wir haben, das ist überhaupt das Problem mit dem Musical, wir haben uns da in ein Bus- und Rentnerumfeld begeben, das nicht das unsere war. (...) Trotzdem, ein phantastisches Stück. Ich stehe 100 % dahinter. Und es gibt eine wundervolle Platte als Dokument. Das Ganze wurde ja aufgenommen, es gibt einen Soundtrack, wenigstens dieser Soundtrack ist als bleibende Erinnerung an RENT geblieben. Und vielleicht wird es ja irgendwann einmal aufgeführt. Der Film kommt jetzt in Amerika. Und ich denke, vielleicht regt das die Diskussion neu an und kann dem Stück wieder neues Leben geben. Es ist ja nach wie vor aktuell. Es bleibt ja bestehen und die Thematik ist die gleiche. Es hat sich nichts geändert daran. Insofern glaube ich, das war von ihm ein absolutes Meisterwerk – in meinen Augen.»

2003 – Ein Sommernachtstraum: Aus Hannover um die Welt

Das von Kunze übertragene Shakespeare-Musical schickt sich an, ein Exportartikel der EXPO-Stadt Hannover zu werden. Am 31. Juli 2003 ist es so weit. In Kooperation der Festwochen Herrenhausen mit der Landesbühne Hannover – Premiere von »A Midsummernight's Dream« von Sir William Shakespeare, als Musical ins Deutsche übertragen von dem Wahlhannoveraner Heinz Rudolf Kunze in heutiges Deutsch. Die Presse ist voll des Lobes. Schon die Uraufführung am 31. Juli 2003 im Gartentheater Herrenhausen wird ein voller Erfolg.

Das liebevoll von F. A. Bernstein illustrierte Buch zum Stück zeigt eine eigenständige Übertragung des Klassikers, der mit einer Shakespeare-Version des Kunze-Hits »Dein ist mein ganzes Herz/Du bist mein Reim auf Schmerz« aufnimmt und fortsetzt mit »Wer reißt die Mauer ein,/zerlegt sie Stein für Stein ...Wenn das nicht Liebe ist,/dann muß es Shakespeare sein!«

Dabei kennt Kunze durchaus die klassischen Ansichten genau. Etwa des von ihm so geschätzten Christoph Martin Wieland in seiner Geschichte des von ihm so geliebten Bildungsromans »Agathon«:

»Man tadelt an Shakespeare, demjenigen unter allen Dichtern seit Homer, der die Menschen, vom Könige bis zum Bettler und von Julius Cäsar bis zu

Jack Falstaff, am besten gekannt und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch gesehen hat – daß seine Stücke keinen oder doch nur einen sehr fehlerhaften, unregelmäßigen und schlecht ausgedachten Plan haben; daß Komisches und Tragisches darin auf seltsamste Art durcheinandergeworfen ist und oft eben dieselbe Person, die uns durch die rührende Sprache der Natur Tränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgendeinen seltsamen Einfall oder barockischen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch dergestalt abkühlt, daß es ihm hernach sehr schwer wird, uns wieder in die Fassung zu setzen, worin er uns haben möchte. – Man tadelt das – und denkt nicht daran, daß seine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des menschliche Lebens sind.«

Und die Wiederaufnahme des Spektakels in den Herrenhäuser Gärten machte das Stück, zu dem es ein eigenes Liederbuch gibt, mittlerweile – im Gegensatz zu manch groß angelegten Musicalprojekten anderer – zu einem echten Verkaufsschlager.



2004 – POE: Pech und Schwefel

Wer einmal unterm Weihnachtsbaum die Ausgabe von Edgar Allen Poes Meistererzählungen von Arno Schmidt und Hans Wollschläger gefunden hat, konnte die schaurig-schönen Stunden in dem trefflich ausgestatteten Musical-Zelt besonders genießen. Die trotz des lausig kalten Winterabends gut besuchte Veranstaltung bot den früh angekommenen Gourmets vorab ein kriminologisches Diner. Das Musical von Frank Nimsgern und Heinz Rudolf Kunze nach einer Konzeption von Frank Nimsgern hatte bereits am 30. Oktober 2004 am Staatstheater Saarbrücken Premiere und kam dann nach München.

»Edgar Allen Poe war so etwas wie der Stephen King seiner Zeit« kommentiert Frank Nimsgern, und »ich wollte für das Stück Kunzes Sprache haben«. In wenigen Strichen zeigt er die Genese dieses spannenden Stückes auf, zu dem Kunze die Texte beigesteuert hat. Im Grunde sei es ein intellektuell recht anspruchsvolles Thema. Der Ausgangstext war der relativ unbekannte, aber gleichermaßen zentrale Text »William Wilson« von Edgar Allen Poe, bei dem Schizophrenie virtuelle Realität wird. In seinem Alter Ego Pilatus erleidet er die Hölle als real existierend, die der Mensch letzten Endes selbst erschafft und die ihn in der Gosse landen lässt, wie manchen großen Geist des 18./19. Jahrhunderts. Man denke nur an einen Friedrich Nietzsche. – Die »scary story« eines Mannes namens William

Wilson nimmt bei Poe ein tragisches Ende; seine vergebliche Flucht wie vor einer Seuche in andere Welten zu den äußersten Enden der Erde, vor der Konfrontation mit dem inneren Schweinehund, dessen Quälgeist mehr und mehr sein eigenes Spiegelbild ist, wird akribisch in Poes Rechenschaftsbericht dargelegt.

Diese Leiden des früh vollendeten Poe und seine anspruchsvollen Texte in Verbindung mit Musik sind für Kunze ein gefundenes Fressen und eine erfreuliche Herausforderung: »Die höchste moralische Maxime unseres Gewerbes lautet: Gib alles, was du hast, um wahrhaftig und gut zu unterhalten. Das klingt zunächst einmal wie eine ästhetische Maxime, aber wenn man mit ganzem Einsatz spielt, fällt das zusammen. Sinnliche Erkenntnis – unbedingt. Schulweisheiten? Danke bestens. Meine Wölfe fressen keine Kreide. Was am wenigsten fürs PoeSie-Album taugt, ist Poesie«, antwortet er im Tollwood-Interview auf die Frage, ob POE ein moralisches Stück sei.

»Das größte Kunststück sind Kunzes originelle deutsche Texte«, schreibt der Trierische Volksfreund, und Musicals bemerkt »Die Musik passt auf die Texte wie angegossen.«

Das Stück macht Spaß und nachdenklich zugleich. Die uptempo-Musik und schnell wechselnden Bühnenbilder laden durchaus zu einer Vorbereitung oder Nacharbeit des Geschehnisses ein. Tiefen dem einen die Augen, bekommt eine andere Lust an Bewegung (auch wenn's bei den wenigsten Zuschauern bis zum Flickflack reicht), juckt es dem Dritten in den Ohren, was er da an verarbeiteter Weltliteratur an einem Abend geboten bekommt.

Ausblick – Was ihr wollt: Shakespeare again ...

»No, Time, thou shalt not boast that I do change:
Thy pyramids built up with newer might
To me are nothing novel, nothing strange, –
They are but dressings of a former sight« wird von Hanno Ebeling übertragen mit:

»Nein, stolze Zeit, ich bin noch, der ich war:
Die Türme, die du baust mit neuer Macht,
mir sind sie weder neu noch wunderbar,
durch sie ersteht nur wieder alte Pracht.«

Zu gerne wüsste mancher, wie Kunze etwa die Sonette ins heutige Deutsch überträgt. Derweil sitzt er bereits wieder an der Fertigstellung eines neuen

Shakespeare für ein Musical mit den Hannoverschen Landesbühnen: Aus »Was ihr wollt« wird bei Kunze dann – man darf gespannt sein: »Was ihr wollt oder Kleider machen Liebe ...«

... oder läuft es auf etwas ganz anderes hinaus?



Herrenhäuser Gärten, Hannover

Will der Leser seinen »Helden« oder womöglich Heinz Rudolf Kunze, das Schreckgespenst, nun endlich einmal schwächeln und seine Lebensleistung relativiert sehen, dann wird er vergeblich nach Skandalen im Boulevardstil suchen. Möchte er dem Geist Kunze endlich seine Grenzen aufzeigen, dann hat er oder sie seine Texte und Töne sowieso nicht verstanden. Geschieht es aber aus einer christlichen Motivation etwa eines Dietrich Bonhoeffers, der vorschlägt, die Menschen mehr auf das hin anzusehen, was sie erleiden, als auf das, was sie leisten, lässt sich das Kapitel auch ein zweites Mal betrachten ...

Who let the dog out – Der schrecklichste Tag in meinem Leben

Vielleicht hätte ein Mann aus der Generation des Vaters Kunze die überaus leidvolle Erfahrung mit einem Landserspruch so zusammengefasst: »Und wenn du denkst, du hast ihn schon, den goldnen Abendstern, dann gib't eins in die Fresse rin, das ist der Tag des Herrn.« Oder, neuzeitlicher gesagt: Sein eigenes Vietnam musste Kunze erleben, als er sich zu einer Zeit, in der beruflich eigentlich alles ganz gut lief, nach einem schönen Familientag zurück nach Hannover in sein Haus begab. Gerade waren die Verträge zu Miss Saigon unterschrieben. Zur Feier des Tages gönnte man sich mit der Familie einen gemeinsamen Ausflug in den Zoo Hagenbeck ...

Die schmerzliche Erinnerung bleibt. Das aufzulösen ist schlechterdings unmöglich, denn entweder geht es in Richtung Selbstrechtfertigung, dann sagt man, Mensch, ist der Kunze kalt und geht einfach seinen Erfolgsweg weiter; oder man sagt, siehste, siehste, er überspielt die schwierige Situation, er sieht das, aber er weiß, es ist nichts, aber auch gar nichts daran zu ändern ...

Am besten lassen wir die ganze tragische Geschichte – unkommentiert – HRK selbst erzählen:

»Ich mag Hunde gerne, fast alle Rassen, aber mein Leben lang, schon seit meiner Kindheit, haben wir immer in beengten Mietwohnungen gewohnt. Da gab es einen Wunsch, den mir meine Eltern nicht erfüllen konnten: Ich wollte immer einen Hund haben. Ich hatte mir gesagt, ich will in meinem Leben ein paar Sachen erreichen: Ich will ein großes Haus haben, ich will einen Mercedes fahren und ich will Hunde haben. Das war für mich Luxus.

Mein absoluter Traumhund war dieser Hund, diese dänische Dogge, Dino, immer schon. Schon seit Kindheitstagen habe ich solche Tiere gemalt, den wollte ich immer haben. Dann kriegte ich eben diesen Hund, und der war auch ganz herzlich und lieb, von einem Hundefachmann gemeinsam mit mir ausgesucht. Wir sind gemeinsam zu einem Züchter gefahren und haben uns gemeinsam mehrere Welpen angesehen, sie beobachtet. Und der Hundefachmann, der später verstarb, sagte: Herr Kunze, nehmen Sie den! Der ist okay. Er hat sich dafür sozusagen verbürgt mit all seinem Wissen.

1993. Ich nehme an, daß mein Vater noch so weit gekommen ist im Ordnen, daß er diese Zeitungsgeschichten auch noch richtig einsortieren konnte, da ist ja in der Presse eine Unmenge gelaufen, es war ja BILD-Zeitung-Titelseite. Das kann man nicht einfach jetzt unter den Teppich kehren. Das wäre unfair. Fangen wir doch einfach mal an, so nach bestem Gewissen, wie ich das erzählen kann.

Also: Ich habe meine Familie ins Auto gesetzt, und wir sind nach Hamburg gefahren, zuerst zur Stella, der berühmten Musical-Firma, wo mein Geschäftspartner und Freund Günther Irmeler [der erfolgreichste Musicalproduzent dieser Zeit, Anm. d.Vf.] mit mir den Vertrag unterschrieben hat für »Miss Saigon«, was mich sehr freute. Nach »Les Misérables« kam nun der zweite große Übersetzungsjob, und das war ein Tag, wo wir gesagt haben, gut, fahren wir alle nach Hamburg und gehen danach in den Zoo zu Hagenbeck und kommen irgendwie abends nach Hause.

Wir waren bester Laune, denn das andere Musical war sehr gut gelaufen und auch das, so deutete sich ja an, würde ein großer kommerzieller Erfolg werden, was es auch war. Wir hatten also unterschrieben, mit Sekt angestoßen und waren dann im Zoo, und kamen abends nach Hause, fuhren in die Einfahrt rein.

Dann stand da unser Nachbar etwas verstört in der Garageneinfahrt; wir dachten, nanu, was ist denn hier los, steigen aus, und er stammelt herum und sagt, die Polizei war gerade da. Ich: wieso Polizei? – Alles, was ich wußte, ist, daß an dem Tag, ganz normal unsere Haushaltshilfe, auch in unserer Abwesenheit, kommen und ein bißchen aufräumen sollte, und dann wieder gehen sollte. Und unser Nachbar war nicht gerade sehr diplomatisch, aber er war eben selber noch so geschockt und hat uns das nicht besonders diplomatisch klar gemacht. Jedenfalls platzte er dann damit heraus, daß diese Frau – ohne unser Wissen, und das hatte sie auch noch nie vorher getan – ihr Kind mitgebracht hatte. Dieses Kind war noch nie bei uns gewesen, und dann sagte er, das Kind ist tot.

Meine Frau kriegt einen Krampf, kann sich gar nicht mehr bewegen, wir stolpern so im Wahn den Eingangsbereich hinein, da sind lauter Blutflecken überall. Und es stellte sich heraus, die Frau hat geputzt und

hat ihr Kind im Garten spielen lassen. Sie war ja auch sehr gut bekannt mit unserer großen dänischen Dogge, die war natürlich auch zu Hause geblieben. Die Frau kannte den Hund prima, und das war nie ein Problem. Dieser riesengroße Hund war auch sehr zutraulich und kannte natürlich auch kleine Kinder, denn meine Kinder waren selber noch klein, und alle ihre Spielfreunde unserer beiden Kinder gingen ja auch ständig ein und aus und tobten im Garten immer mit dem Hund rum. Also, wen er kannte, war nie ein Problem.

Was dann genau passiert ist, hat niemand gesehen. Die Frau war im Haus und räumte auf und hatte wahrscheinlich ein Radio laufen, und der Hund war mit diesem fremden kleinen Mädchen im Garten, und irgendwann ist sie dann nachsehen gegangen und fand das Kind, ja, schon verblutend, im Garten und eben den Hund.

Dann hat sie in wahnsinniger, verständlicher Panik, soweit ich mich erinnere, das Kind ins Haus getragen, das blutende Kind ins Haus getragen und dann erst rumtelefoniert, Mann, Notarzt und so weiter und sofort. Als wir abends nach Hause gekommen sind, es war früher Abend, so zwischen 18 und 19 Uhr, war alles schon gelaufen, alle waren weg. Krankenwagen war da gewesen, Polizei war da gewesen, alles war sozusagen beseitigt, der Hund, ja, wo war eigentlich der Hund, ich glaube, der war abtransportiert von der Polizei, ins Tierheim. Wenn ich das jetzt richtig erinnere und nicht durcheinanderbringe, ja, der Hund war bestimmt nicht da, als wir kamen. Der wurde hinterher eingeschläfert, das habe ich noch mitbekommen.

Ich kann nicht beschreiben, dazu fehlen mir auch als Wortprofi die Worte, wie wir uns da gefühlt haben. Wir saßen da und zitterten am ganzen Leib und wußten überhaupt nicht mehr ein noch aus. Ich denke, an dem Tag hat meine Frau ihren Tinnitus auch bekommen, der bis heute nicht weg ist. Irgendwann haben wir dann rumtelefoniert mit Heiner Lürig, mit meinem Anwalt, mit meinen Eltern, was man dann so macht. Dann sind wir noch zu der Familie gefahren, die wohnt zwei Dörfer weiter. Das war natürlich der Alptraumabend meines Lebens, das ist ganz klar. Wir waren alle vollkommen am Ende und die Familie war einfach nur aufgelöst vor Entsetzen und machte uns auch gar keine Vorwürfe in dem Sinne, denn es war schon klar, daß die Mutter etwas – na ja, ich will jetzt nicht das Wort fahrlässig sagen – aber etwas sehr Gewagtes getan hatte. Weil das Kind, soweit ich mich erinnere, noch auf dem Weg in die Klinik verstorben ist, gab es auch eine polizeiliche Ermittlung, und das Gericht hat dann auch Ermittlungen angestellt. Diese Ermittlungen wurden dann sehr bald eingestellt, meines Erachtens, um nicht der Mutter noch mehr Schmerzen zuzufügen.

Aber danach ging eine Hetzjagd los, die volle Medienbreite, wie man sie aus schlechten Filmen kennt. Wir wurden tagelang von der Presse

belagert, wurden verfolgt beim Einkaufen, das volle Programm. Es ging so weit, daß unsere Nachbarn, wenn wir bei der Polizei waren und Auskunft gegeben haben, mit ihren Hunden oder ohne Hunde Leute von unserem Grundstück verjagt haben, die dann wirklich über den Zaun geklettert sind, an den Fenstern hoch, und reinfotografiert haben. Also wirklich, das volle Programm.

Kurz darauf, ein, zwei Tage später, mußte ich nach Wien. Ich hatte da eine Verabredung mit Mario Adorf, für den ich schreiben sollte für sein erstes Solo-Album »Al Dente«. Und das war dann die Krönung. Ich gehe am Tag vorher zum Polizeirevier Mellendorf und sage, ich habe einen Termin in Wien, kann ich mich hier abmelden, brauchen Sie mich, oder darf ich da hinfahren? Da sagten sie, selbstverständlich können Sie da hinfahren, Sie haben einen festen Wohnsitz und Fluchtgefahr besteht auch nicht, wann sind Sie wieder da? – Ja, übermorgen. – Ja prima, kein Problem, gute Reise.

Ich komme zurück, und am Flughafen liegt eine Zeitung aus, Kunze flüchtet vor der Polizei. Und damals sagte ein Mann, dessen Namen ich jetzt nicht preisgeben möchte, der es aber gut mit mir gemeint hat, von meiner Plattenfirma WEA – er wollte mich bestimmt trösten, aber das klang sehr makaber: »Heinz, jetzt bist Du berühmt«. Ich fürchte, daß er das in diesem Moment auch gar nicht so überblicken konnte, wie makaber das war. Er meinte es bestimmt gut und wollte mich aufmuntern. Heiner Lürig aber sah diesen Vorfall ganz anders: »In dem Moment habe ich wirklich Angst gehabt, es ist vorbei. Davon erholt sich Kunze öffentlich nie wieder.«

Es sind dann Artikel erschienen mit Verdrehungen der Wahrheit: ein scharfgemachter Kampfhund, der immer im Zwinger gehalten wurde, dann sind Kunzes weggefahren und haben fahrlässigerweise die Zwingertür aufgelassen. Die Wahrheit ist: Es hat bei uns nie auf unserem Grundstück einen Zwinger gegeben und auch nie eine Abrichtung eines Hundes. Es war ein Familienhund, der immer frei rumlief und entweder in unserem Schlafzimmer oder vor den Kinderzimmern schlief. Ein absoluter Familienhund, ohne Auffälligkeiten, ohne Vorkommnisse. Der kleine Sohn von Klaus Meine, Christian Meine, sozusagen der Bruder meines Sohnes, kann man ja fast sagen, so eng sind die, ganz zarter kleiner Bengel, hat immer mit dem rumgetobt, ist quasi auf dem geritten. Da ist nie etwas passiert.

Es macht mir immer noch Mühe, über diese Geschichte zu sprechen, denn das ist natürlich der schlimmste Tag in meinem Leben, ohne Vergleich. Auf meinem Grundstück ist ein Kind zu Tode gekommen, in meiner Abwesenheit, in Abwesenheit der gesamten Familie Kunze, das hat tiefe Spuren für immer hinterlassen. Wir haben sogar überlegt, wegzuziehen, aber haben es dann doch nicht gemacht. Die Familie hat gegen uns überhaupt nichts unternommen, weil es ihnen schon eigentlich klar war, daß die Mutter ei-

nen Fehler gemacht hat, nicht bösen Willens. Sie war natürlich unendlich zerrissen vor Schmerz. Das waren wir auch, und wir heulten uns die Augen aus, zu viert. Das Kind wurde dann bestattet. Ich konnte nicht hingehen, ich habe das nicht gepackt. Ich glaube, meine Frau war da.

Der Mann von der Hundeschule am Dümmer See, mit dem ich gemeinsam den Welpen ausgesucht hatte, ist zwei Monate später an Herzgram gestorben. Seine Mitarbeiterin hat uns gesagt, er ist damit nicht fertig geworden.

Später kam noch ein Riesenzirkus mit Tierschützern, die Rebellion gemacht haben, daß das Tier jetzt sterben muß, das arme Tier und so. Mich haben sie angefeindet mit Leserbriefen wochenlang, was ich für ein Unmensch wäre, jetzt diesen armen Hund einschläfern zu lassen. Das war aber gar nicht in meiner Macht, der Hund war mir entzogen, den hatte die Behörde einkassiert, das haben die beschlossen.

Das ist das, was ich nach zwölf Jahren dazu sagen kann. Ich wurde darauf angesprochen, aber eigentlich nur mit mittlerer Häufigkeit, ich hatte erst gedacht, das würde noch öfters passieren. Viele waren doch dann auch Gott sei Dank ein bißchen scheu, manche haben es auch getan, manche auch sehr holzhammerartig und sehr plump, und dann habe ich auch nicht weiter geantwortet. Das ist kein Thema, über das ich im Radiointerview gerne reden möchte, aber in so eine bilanzartige Geschichte wie eine Biographie gehört es natürlich mit rein.«

Panikattacken in der Druck- und Dampfzeit

Kunze ist eine Zumutung. Aber mehr noch: Er mutet sich selbst viel zu. Manchmal zu viel. Die Arbeit vor, auf und hinter der Bühne geht nicht spurlos an ihm vorüber. Erfolg fordert seinen Preis. Und der kann unter Umständen sehr hoch sein. Die Jahre 1989 bis 1995 waren von der gesundheitlichen Belastung her gesehen extrem. Das Umschalten von massiver Konfrontation mit einer Riesenzahl von Menschen, die sich ja nicht einfach ein- und ausschalten lassen wie ein Plattenspieler oder MP3-Player, fordert jeden Künstler körperlich und geistig bis an seine Belastungsgrenze. Der notwendige Rückzug in geschütztere und private Refugien ist für weitere kreative Arbeit unentbehrlich. Wer rastet, der rostet. Die Wechselbäder an Erlebnissen von Masse und Macht mit Erfahrungen von Ohnmacht und Alleinsein führten bei Kunze zu extremen Erfahrungen von Panikattacken, wie sie Tausende von Menschen ebenfalls erleben müssen. Das ständige Umschalten wird von ihm kaum noch ertragen. Die Zeit enormer Anforderungen somatisiert sich. Kunze lässt sich medizinisch in Bad Rothenfelde

durchchecken. Er kommt zu dem Schluss, dass er – wie manche Rockmusiker übrigens auch – kaum mehr ohne Begleiter verweist. Es gibt Tage, da steht er wie versteinert und krallt sich am Küchentisch fest, bis seine Frau Gila vom Einkaufen zurückgekehrt ist. Als er eines Tages in Hannover beim Autofahren eine solche Attacke bekommt, kann er nur noch an den Straßenrand fahren und beschließt eindeutig, nicht mehr allein zu reisen.

Er hat viele Behandlungsmethoden versucht. Einmal nahm er ein so starkes Psychopharmakon, dass er beim Gehen in Berlin beinahe eingeschlafen wäre. Jedenfalls hat er auf diesem Wege Therapieerfahrungen gesammelt. Zunächst mit einem männlichen Therapeuten, der ihn nicht verstand. Dann im zweiten Anlauf mit intensiveren Gesprächen. Und von dort dem Rat folgend: Gehen Sie zu einer Frau, danach wurde es besser, obwohl sie zwar auch nur zugehört hat, aber ihm half, Situationen zu vermeiden, in denen er unberechenbar wieder in Situationen schlitterte, die den Rocker nicht mehr »rollen« ließen. Bei ihm war der Auslöser das Wechselbad der Gefühle zwischen einer jubelnden Menschenmenge und einem einsamen Küchentisch, das ihm den Alltag so schwer erträglich gemacht hat.

Krankheitsvertretung

Das gibt es bei Künstlern auch: Krankheitsvertretung für den Kollegen oder die Kollegin. Beim Kultur-Abenteuer »Fata Morgana 2001« in Iserlohn springt Kunze für die erkrankte Kollegin Pe Werner ein und reist mit Piano und Gitarre im Gepäck an. Was aber, wenn er selbst einmal nicht die Bretter, die die Welt bedeuten, betreten kann?

Kunze fällt es schwer, über Ausfälle zu reden, denn er versucht seine Termine zu halten. Rund fünf Mal in den 25 Jahren habe es ihn akut erwischt, erinnert er sich nachdenklich. Aber die Fans und Besucher seiner Veranstaltungen sehen nur ihren HRK; welchen Preis der Wechsel von vollen Locations zu des Dichters Einsamkeit mit sich bringt, welche Höhenflüge und Abstürze damit verbunden sind, ist selbst von seiner Innenseite her schwer zu beschreiben. Oft geschieht es – und er kennt fast keinen Kollegen, der das nicht einräumte –, dass die Sogwirkung und die Wechselbäder zwischen Menschenmassen, vor allem in den Jahren 1988–1995, und dem Schreibtisch beziehungsweise dem einsamen Tondichten solche Situationen mit sich bringen. Wie alle Künstler muss auch HRK hier seine eigene Weise finden, mit diesen Problemen umzugehen.

Broken Dream – Fall aus dem Himmel der Welt

Über das einstige Powern und Gepowertwerden der WEA sagte Kunze Mitte der 80er-Jahre noch voller Zuversicht und Gewissheit als Berufsmusiker und nicht ohne Stolz auf das Erreichte:

»Das ist der normale Promotionapparat. Ich erlebe es so, daß ich in diesem Hause der einzige Interpret bin, der im weitesten oder nächsten Sinne Lieder macht. Ich kann und will auch nicht leugnen, daß ich mit einigen, die da was zu sagen haben, sehr gut auskomme. Ich weiß auf der anderen Seite auch, daß ich da natürlich auch in einer Narrenecke herumtobe, daß ich gewisse Freiheiten habe, die man anderen da nicht zugesteht. Die leisten sich halt auch welche. Und sie möchten eben auch so was wie mich haben, um das Repertoire abzurunden. Bis heute ist mir z.B. auch eine inhaltliche Zensur nie passiert. Natürlich ist die WEA keine Heilsarmee, sondern eine Organisation, die nur bestehen kann, wenn sie Profit maximiert. Da hängt ja auch eine Menge dran, das sind ja eine Menge Gestalten, die davon zehren. Und ich habe so einen altmodischen, vielleicht auch dümmlichen oder überkommenen Stolz, daß ich auch mal so dastehen möchte, daß ich viel einspiele, um nicht nur als Renommierstreichelaffe gehalten zu werden, sondern um denen mal richtig wichtig zu sein.«

Keine Frage, solche Zeiten des außergewöhnlichen Return on Capital Employed hat es gegeben. Und doch führten die Wege von Konzern und Künstler letztlich zur Trennung, vielleicht damit auch zum gelegentlichen Gefühl Kunzes, von seinen professionellen Adoptiveltern versetzt worden zu sein. Bei seinen Recherchen trifft der Biograph unter anderem auch Bernd Dopp, den Topmanager von Warner Music Group, jetzt ansässig im Alten Wandrahm der architektonisch reizvoll gestalteten Speicherstadt der Metropole. Von hier aus steuert Dopp die Geschicke des Medienriesen nach dem, wie er es nennt, »nuclear fallout«, also der Umstrukturierung des Unternehmens. Obwohl Heinz Rudolf Kunze nach 24 Jahren mittlerweile in Sachen Musik zu neuen Verlegern unterwegs ist, würdigt der Chief Executive Officer Heinz als Künstler und Menschen: »Ich kann in der Tat niemanden nennen, der qualitativ über so einen langen Zeitraum auf so einem hohen Niveau und so motiviert gearbeitet hat wie er ...«

Turbulenzen beim Erzeugen von »Rückenwind«

Auch das gezielte musikalische »Fremdgehen« mit Blick auf seinen Produzenten Heiner Lürig, mit dem er doch musikalisch künstlerisch »verheiratet« war, sieht HRK heute als ein gescheitertes Change-Management an.

Abgestraft zum Beispiel durch die Ablehnung des neuen Projektes. Kunze geht in der sonst so vertrauten Hansestadt seine wohl bis dahin einsamsten Wege seiner Bandgeschichte. Nicht dass es an Big-City-Nights und neuen Impulsen gefehlt hätte, aber manchmal fühlt man sich nirgends einsamer als in großer Masse. Und er weiß: *»Der Prinz bleibt nur knusprig, wenn man ihn schont«*, das aber gönnt er sich nicht. *»Wozu Feinde, wenn man sich selber hat ...«*.

Und Kunze hatte sich selbst hier wohl am Schluss satt bis zum Überdruß:

»Als diese Demos dann abgelehnt wurden, habe ich das Heiner auch so erzählt und hielt ihn auf dem Laufenden. Und er sagte von sich aus, ja, dann würde ich Franz Plasa nehmen, den wir beide auch lange kannten, und das war dann auch irgendwie die auf der Hand liegende Wahl. Dann habe ich ihn gefragt, den Franz, und wir haben dann eben »Rückenwind« zusammen gemacht, was für mich die größte Umstellung in meiner Laufbahn war, denn Franz sagte ganz eisenhart, ich mache das mit meinem Team. Ich konnte grade eben noch Matthias Ulmer rüberretten. Das heißt, damit war die Kunze-Band Lürig, Walton, Behrens erledigt. Ich verstehe ihn, er sagt, wenn ich da einen Einschnitt machen soll und wenn die WEA von mir erwartet, daß ich Kunze verändere, dann muß ich das mit dem Handwerkszeug machen und mit der Farbpalette, die ich beherrsche, das sind eben meine Jungs. (...) Ich fühlte mich ein bißchen verlassen ohne meine Leute. Ich kam mir da in Hamburg etwas verloren vor, zum anderen kam noch dazu, daß ich zum ersten Mal seit vielen Jahren nicht bei mir zu Hause im eigenen Studio produzieren durfte, sondern drei Monate in Hamburg im Hotel leben mußte, was nicht toll war.

Inzwischen ist so ein bißchen Abstand zu diesem Album, weil, wie wir alle wissen, die Platte war ein fulminanter Mißerfolg und die teuerste Platte, die ich je in meinem Leben gemacht habe. Ich mache aber Franz keinen Vorwurf, ich mußte mich jetzt schon ein paar Mal rechtfertigen, weil er irgendwo in der Presse Äußerungen aufgeschnappt hatte, die Platte wäre ein Desaster. Ich habe immer nur gesagt, sie war ein kommerzielles Desaster, kein künstlerisches Desaster. Er hat das sehr kompetent gemacht, und ich bin überhaupt nicht irgendwie enttäuscht von seiner Arbeit, in keiner Weise. Es war halt ein lehrgeldartiger Ausflug. Gelernt hat man eine Menge dabei. Das war aber dann doch keine Paarung auf länger.«

Korrekterweise muss diese letzte Verbeugung vor dem amerikanischen Plattenriesen, der sich selbst mehrere Male gesundschrumpfen musste, als Bruch gesehen werden. *»Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne«*, heißt es bei Hermann Hesse, *»Herz, nimm Abschied und gesunde ...«*

»To burn out is better than to rust« (Neil Young) Lieber Draufgänger als Draufgeher

Die persönliche Begegnung Heinz Rudolf Kunzes 1992 mit einem Großmeister seines Faches, Neil Young, bleibt unvergessen. Musik Express Sound hat im Dezemberheft damit vielen einen besonderen Leseleckerbissen bereitet, denn: *Idol Neil Young zerbeißt Kunzes »Draufgänger«.*

Karl-Günter Rammoser berichtet im Exklusivinterview in seinem Hamburger Büro detailliert:

Kennen gelernt haben sich beide, nachdem Rammoser im Madagaskar-Studio für ein Interview anstand, die in jener Zeit im Halbstunden- Stundentakt abliefen. Heiner Lürig saß am Klavier, Heinz Rudolf Kunze saß auf dem Sofa, man begrüßte sich. Als sich Rammoser wunderte, warum der vorherige Journalist schon weg sei, sagte Kunze ärgerlich: »Das war ein Kollege von der BILD-Zeitung. Die haben mir einen Sportreporter geschickt. Und ich habe ihn gefragt, ob er denn mein Album gehört hat.« Als dieser als Sportreporter das verneinen musste, warf Kunze den Reporter hinaus. Zum damaligen Zeitpunkt – heute hält Rammoser Kunze für »altersmilder« – konnte er das gar nicht verknusen.

Nach dieser markanten Erstbegegnung bekam das darauf folgende Interview mit dem Hamburger Journalisten und Unternehmer Rammoser einen anderen Schwung. Als studierter Literaturwissenschaftler hatte Kunze nun ein Gegenüber, der sich für Musik und Texte interessierte. Durch dieses Interesse entwickelte sich daraus so etwas wie eine Freundschaft, die besonders gefestigt wurde durch die Tatsache, dass Kunze statt Rammoser ein Interview führen konnte mit einem von Kunzes Heroen: Neil Young. Als Musikjournalist bekam Rammoser von der Schallplattenfirma Warner/WEA ein Interview mit Neil Young angeboten. Auf kurzem Wege fragte er Kunze: »Heinz, wie wär's, ich habe dann und dann ein Interview mit Neil Young. Würdest du das für meine Agentur führen?« Worauf Kunze fast vom Hocker kippte. »Das wäre das Größte, Günter! Das ist ja unglaublich, wenn das möglich ist.«

Die führende Musikzeitschrift Music Express [12/92, Anm. d. Vf.] machte dann ein Titelthema für die Dezemberausgabe daraus.

»Im Vorfeld war der Heinz dann doch extrem nervös«, erinnert Rammoser, »wie auch oft die letzte halbe Stunde vor Auftreten; da kreist er um sich selbst und alle anderen und ist nicht ganz bei sich. In diesem Fall hat er sich dann erst einmal ein Gläschen Rotwein gegönnt zur Entspannung. Und was

ich aus professionellen journalistischen Gesichtspunkten etwas irritierend fand, dann ganz kurz vor dem Interview, noch ganz schnell ein zweites. Was allerdings seine journalistische, intellektuelle und sprachliche Leistung nicht minderte, denn es wurde ein sehr kollegiales Interview, fast auf Augenhöhe. (...) Das Kurioseste an dem ganzen Interview war, dass Neil Young sich gegen die gerade eingeführte »CD« ausgesprochen hatte. Er war der Ansicht, dass der Konsument dort betrogen wird, weil ihm nicht die ganze musikalische Information in der Wärme und Herzlichkeit entgegengebracht wird wie durch die Vinyl-Rille. Er sah sich zwar durch die Plattenfirma genötigt, ebenfalls CDs zu veröffentlichen, aber er war eigentlich dagegen. Deswegen hatten wir vorab auch dieses Thema angesprochen, weil es von journalistischem Interesse war; ein bekannter Künstler, der weltweit Millionen CDs verkauft, sagt, dass das Mist sei ... Ziemlich spontan fiel uns ein, es wäre fein, wenn der Neil Young vor Ort, fürs Photo, für den Musik Express eine CD zerbricht, zerbeißt oder ihr sonstwie Gewalt antut. Das Problem bei der ganzen Geschichte war: Es war nur eine CD im Raum – besagtes neues Album von Heinz, genannt »Draufgänger«, soeben dem von ihm verehrten Meister Young überreicht: »Hör« doch mal rein, was ich hier mache auf dieser Seite des Teiches – Neil Young war da ohne Skrupel: »Wenn ihr jetzt das Foto machen wollt, dann nehmen wir diese CD! Es wird ja sicherlich noch eine gepresst worden sein ...« und zerbrach nun bzw. zerbiss Kunzes neue CD (im Archiv Kunze ist diese CD erhalten mit dem Aufkleber: »Von Neil Young zerbissen«, Anm. d. Vf.). In dem Moment gab es doch einen kleinen Knick bei Heinz, das tat ihm physisch weh. Aber er baute sich ganz schnell wieder auf und verstand, wozu das gut war. Aber es bleibt eine nette Anekdote: Ein prominenter deutscher Künstler übergibt amerikanischem Idol seine neue CD, und der hat nichts Besseres zu tun, als sie zu zerbeißen.«

Heinz Rudolf Kunze lässt sich nicht in eine Schublade stecken. Ein agent provocateur, ein Lockspitzel, der einen anderen herausfordert, durch Eingeständnis seiner eigenen Grenzen, die Unmöglichkeit des Nichtbeteiligtseins zu erkennen. »Ich habe keine message«, sagt er Anfang der 90er in einem Interview. Er gehört nicht zu den Rockpredigern wie Bob Dylan, sondern spiegelt seinen Hörern und Lesern Ausschnitte einer Wirklichkeit, in der sie leben – und zu der sie sich selbst zu verhalten haben. Als geborener Zuhörer der Verhältnisse seiner Zeit filtert er unablässig die eckigen und kantigen Momente und Situationen des Alltagsgeschehens heraus, die immer auch einer Chronologie des laufenden Schwachsinnes gleichkommen. Und so wirkt manches Album, mancher Auftritt mitunter durchaus skurril, und also sonderbar, abstrus, bizarr.

Das zeigt schon das Albumcover von »Brille« (1991) und noch mehr die

Vielfalt der darin gemachten, zum Teil auch autobiographischen phantasievollen Anspielungen.

So gräbt er in der Phase eines unangepassten Coming-Outs buchstäblich den Misthaufen der deutschen Geschichte mit der »Mistgabel des Draufgängers« – so eine Metapher des gleichnamigen Albums – um. Er trotzt auf diese Weise sowohl den so genannten progressiven Kräften, die Gefahr laufen, revisionistisch ein Versäumnis gegenüber dem Eigentlichen zu begehen (So spricht einer, der, wenn's sein muss, auch mal die philosophischen Werke von Ernst Jünger liest, schon *»um selbst nachzuprüfen, ob die Grünen recht haben, wenn sie ihn als rechten Vordenker der Nazis ablehnen. Sie haben nicht recht.«*) und stemmt sich gleichzeitig gegen die alle Zeit zum Rosarotfärben gezwungenen Inhaber der Regierungsverantwortung (*»Ich halte es für eine Tragödie, daß der amerikanische Kapitalismus gesiegt hat und daß es keine Alternative mehr gibt. Reagan hat leider recht behalten, als er sagte, man müsse den Osten totrüsten.«*). Kunze hält diesen Spagat zwischen Widerstand gegen ideologische Rechthaberei und Kapitalismus als Apologie des Privateigentums in kritischer Solidarität durch und macht sich dadurch nicht nur Freunde.

(...)

*»Von wegen Größe und Reife
wenn du den Abstieg lobst
ich bin Eins Zweiundsiebzig
und reif wie faules Obst
Was das Leben betrifft, sind wir alle Amateure,
blutige Laien, Anfänger
doch du hast die Wahl der Qual,
wenn auch nur das eine Mal:
Draufgeher oder Draufgänger
Was soll ich denn bloß machen
soll ich weinen oder lachen
es ist mein Leben lang so gewesen
ich fühl mich wie ein Plakatier'n-Verboten-Plakat
wie ein Schlitzohr unter lauter Chinesen.«*

Als ihn Manfred Gillig von Zounds wieder einmal zu Hause anlässlich des neuen Albums »Draufgänger« besucht, bekennt Kunze freimütig: *»Wer das letzte Album Brille gehört hat, konnte schon vor zwei Jahren das Coming-Out erkennen. Man könnte sagen, mit der neuen Platte ist es abgeschlossen. Sie ist noch kompromißloser. Jetzt geht es mir richtig gut.«*

Dieses Hin- und Hergerissensein zwischen Tradition und Fortschritt, diesen Spagat zwischen der angloamerikanisch geprägten Ausdrucksplattform Rock 'n' Roll-Music und deutscher Klassik im weitesten Sinne mit all seinen zeitgenössischen Stilblüten und Stilen inspirieren Kunze jeweils neu. Zum Ersten gehören Töne von Roxy Music, dessen Gitarrist Phil Manzanera Kunzes neue Arbeit ausdrücklich lobte und meinte, es sei eine Schande, dass es solche Musik in England nicht gäbe. Ebenso die Klassiker der Plattensammlung Oldies des amerikanischen Soul-Labels Stax neben den gesammelten Werken von Throbbing Gristle, der Pioniere des Industrial-Sounds. Lieblingsgruppen wie Wire und Henry Cow haben Ehrenplätze neben Raritäten der 60er-Jahre wie beispielsweise von der Edgar Broughton Band oder Pete Browns Piblocto. Kunze, der immer eine Affinität zu England hatte, hängt dem »begnadeten« britischen Humor à la Monty Python (»Die englischen Komiker sollten, zumindest auf Video, mit mir einsitzen, um mir die lebenslängliche Einzelhaft zu verkürzen«) nahezu enthusiastisch an.

Apropos Sinn für Humor: Diesen teilt Kunze etwa mit Herman van Veen auf seine Weise. Hier eine Geschichte von Herman van Veen:



Thomas Pieck

»Humor ist ein organisierter Zufall. Ein Beispiel. Charly Chaplin legt ganz vorsichtig, bevor das Konzert beginnt, eine Banane auf die Bühne, und in dem Konzert fällt er über die Banane. Das ist zufällig, das ist nicht zufällig. Ich kann ein anderes Beispiel geben, eines der schönsten, weil es auch politische Bedeutung hat. Er sitzt im Knast, er darf raus, wird befreit und ist der glücklichste Mann in der Stadt, und er singt und hüpfert und tanzt mitten auf der Straße. Dann kommt ein großer Lastwagen mit langen Holzbrettern und am Ende hängt ein rotes Handtuch; um zu warnen, dieses Holz ist lang, passen Sie auf. Der fährt an ihm vorbei und dededede und er verliert dieses rote Taschentuch. Chaplin hebt dieses Taschentuch auf, rennt hinter dem Lastwagen her und sagt: Sie verlieren Ihr Taschentuch, das ist gefährlich. Dann sieht man hinter ihm eine kommunistische Demonstration aus einer Seitengasse kommen, mit roten Fahnen ... Zehn Minuten später sitzt er wieder im Knast als Kommunistenführer. Das ist so schön. Das ist, was es ist. Es ist so gut. Und deswegen schätze ich Chaplin so sehr. Das war der politischste Künstler überhaupt in der Epoche. Obwohl er, was man überhaupt nicht realisiert, mit seinen großen Schuhen und so seinem gestreiften Anzug – das war das alte koloniale englische Reich, was da durch das New York ging. Das ist die alte gestützte Blaue-Blut-Figur, die keine Zukunft hat und keine Vergangen-

heit mehr, weil alles missbraucht worden ist. Ich finde das hochfaszinierend, so unwahrscheinlich schön, und eine andere Tiefe haben wir. Ich sehe es bei Kunze auch.«

■ »Oberlehrer?« – höchstens einer, der Sehnsucht lehrt

Kunze kann sich noch heute manchmal darüber ärgern, wenn man ihm das »Etikett Oberlehrer« anhängen möchte. Im Musikexpress gelang ihm schon früh, auf diesen Vorwurf zu reagieren, stilecht – »Der doppelte Heinz« ein raffiniertes Selbstgespräch:

HRK fragt: »Bin ich wirklich der Oberlehrer, wie man oft sagt?«

HRK antwortet: »Ich versuche nicht, Menschen zu erziehen oder ihnen etwas beizubringen. Ich habe keine Message. Ich habe viele kleine Einzelheiten zu erzählen, die mir auffallen. Es gibt jedoch Neid von Leuten, die es nicht gut haben können, daß jemand versucht, sich genau und präzise auszudrücken. Es gibt Neid, was meine Repertoirekenntnis angeht, denn meine Zitate sind recht vielfältig und von allen möglichen Ecken zusammengeklaut. Ich habe den einen oder anderen Strauß ja auch ausgefuchst mit irgendwelchen Kollegen, die mich in dieser Weise angepinkelt haben. Die haben ordentlich zurückgekliegt.«

HRK fragt: »Ich frage mich, ob ich es jemals schaff', aus diesem Image herauszukommen?«

HRK antwortet: »Ich habe im Urlaub in Houston in einer großen Tageszeitung einen Artikel über Sting gelesen, wo der Journalist ganz ehrfurchtsvoll schreibt, daß Sting auch mal Lehrer war. Der hätte uns ja richtig was zu erzählen, da sollte man mal genau zuhören. Und so wird dort der Ex-Lehrer kommentiert. Es gibt im angloamerikanischen Bereich eben die Möglichkeit zuzugeben, daß man mehr als ein Buch gelesen hat, ohne sich gleich deswegen sagen lassen zu müssen, man rocke und rolle nicht.«

Kunze ist kein Oberlehrer, wenn man darunter einen besserwisserischen und rechthaberischen Menschen charakterisieren möchte. Er ist dann viel eher ein »Oberlehrer der Sehnsucht«, der im Sinne eines Antoine de Saint-Exupéry am Schiff HRK baut, damit es die Fahrt in die offene See übersteht. Dazu braucht er Leute, die neben dem mühsamen Zusammentragen der Einzelteile die Sehnsucht nach dem weiten Meer nicht aus den Augen verlieren.

■ Wichtige Korrektouren im neuen Millennium

Kunze sieht selbst manchmal den Wald vor lauter Bäumen nicht. Und doch sucht er wie der Führer der Verirrten des Moses Maimonides einen Weg durchs Dickicht zu bahnen. Ein Wegweiser aus Texten und Tönen, bis es wieder einen Schlag tut. Ein Singen der drei Männer in dem Feuerofen.

*Hinter dem Ende der Kriege
unter der Nutzlast des Glücks
schlachten wir Gott eine Ziege
waschen die Hände im Styx*

*Wovon die Priester trunken sind
die Philosophen träumen
früh ausgetrieben meistem Kind
der Wald vor lauter Bäumen*

Einen Rap-Marathon legt Kunze hin mit dem hammerharten Kultstück auf der 99er-Scheibe »Korrekt«:

*»Die Peitschen/ die Deitschen/die Juden
Die Tschechen/die Frechen/die Luden
Und die Proleten/und die Propheten/Analphabeten
Die Vegetarier/und erst die Arier/die Rastafarier
Die Kommunisten/und die Papisten/die Masochisten
Die Reformierten/die Konvertierten/die Angeschmierten«*

*...
Die hab ich alle alle/alle alle lieb/denn ich bin//unterm Kinn/ein
kleiner Herzensdieb
Die Peitschen/die Peitschen/die Deitschen«.*

Bei all dem scheinbar monoton wirkenden und den Leib schwingend plattmachenden Sprechgesang, der allein schon eine Ausdauerleistung erfordert, bleiben am Schluss nur die einen übrig. Die Vielheit und Fülle zeigt jedem: Hier kommst du auch, selbst du, sogar du drin vor. Kunze selbst zu dem Lied: »Mein Vater war bei der SS. Ich habe mit ihm in dieser Beziehung keine offene Rechnung mehr, es ist alles gesagt. Ich habe nie geleugnet, daß ich mich sehr für Dinge im 2. Weltkrieg interessiere. Deshalb wurde ich auch oft angegriffen. Aber ich bin niemals etwas gewesen wie ein Rassist. Die Ausrottung des Judentums, das finde ich völlig unverständlich. Ich bin glücklich, daß ich einen guten Draht zu so vielen jüdischen Kollegen habe.« (BILD 10/1998)

Während das Millennium mit vielen Feiern und neuen Alben gepflastert wird, schwimmt Kunze einmal mehr gegen den Strom. Er begeht das neue Jahrtausend mit einer pädagogisch wirkenden Aktion auf der EXPO 2000 die vor Menschen aus aller Herren Länder in Hannover stattfindet. Wenn gleich in diesem Jahr auch kein neues Album erscheint, gibt es allerlei »kleinere« Aktivitäten neben den Lesereisen. So etwa das von der Sparkasse zum eigenen Jubiläum gesponserte Konzert Kunzes mit der deutschen Rock-Lady Jule Neigel im Mai 2000 in Beckum vor 4000 Zuhörern.

»HALT!«, seine Antwort folgt erst 2001 mit der Single-Auskopplung »Pegasus«, also als ein antikes Motiv aufnehmendes geschichtliches Moment. Mit »Jesus Tomahawk« gelingt ein auffälliges Stück des Albums in Richtung »Experimentelles mit einem wahren Instrumentalfurioso in der Mitte«, ein tranceartiges Psychedelia-Stück. Das neue 21. Album des »größten Wortverschachtlers und (Un-)Sinn(er)-finders Deutschlands« wird vom Thüringer Sonntagsblatt gelobt: Voller Pop-grooves, eleganter Instrumentierungen und Arrangements – eine rundum runde Soundsache.

Parallel dazu erscheint Kunzes »Klärwerk« aus dem Chr. Links Verlag in Berlin und geht mit auf Tournee und Lesereise. Und gemeinsam mit Heiner Lürig, Raoul Walton am Bass, Keyboarder Matthias Ulmer und Schlagzeuger CC Behrens wird sechs Stunden täglich für ein »radikal neues« Album geprobt. »Von 24 Nummern sind nur drei identisch mit der alten Tour... Ursprünglich haben wir über dreißig Stücke aufgenommen, insofern ist es halt eine Geschichte wie eine Schlange, die sich mehrfach gehäutet hat.« Das Konzert in der Braunschweiger Meier Music Hall wird überschrieben mit: »Ich bin die Zukunft des Rock 'n' Roll.«

Die Reaktionen sind grundsätzlich positiv. Der Musik Express 2/01 resümiert: *»Voll korrekt: Herr Kunze ist auf der Höhe seines Schaffens angekommen. Jahrelang fuhr Heinz Rudolf Kunze die musikalische Achterbahn zwischen Britpop und Deutschrock auf und ab, ließ auf RICHTERSKALA-Hardcore ALTER-EGO-Pop folgen, um sich zuletzt ganz KORREKT zu verbeugen vor seinen Vorbildern aus Großbritannien und den Vereinigten Staaten: The Who und The Velvet Underground. NONSTOP war er unterwegs durch die Seitentäler der deutschsprachigen Popmusik. Mit seinem neuesten Album »HALT!« ist Heinz Rudolf Kunze jetzt allerdings bei sich selbst angekommen – auf dem Zenit nicht nur seines Schaffens, sondern des gesamten Genres Deutschpop. Noch nie vorher hat jemand nachhaltige deutsche Texte derart perfekt mit Popmusik anglo-amerikanischen Ursprungs verwoben wie jetzt Kunze in Stücken wie »Fühlst Du das« und »So tun als ob«. Staunend hören wir auf »HALT!« Melodien, Hymnen, verhaltene Gitarrensolis, die zu*

keiner Zeit nur Zitat, sondern immer organisch eingebettet und dem einen Ziel zugeordnet sind: etwas zu erzählen.«

Der Stilübergang von dem härteren, rockigeren Album »Korrekt« zu dem poppig wirkenden Album »HALT!« gibt Gelegenheit, die enorme Weite der musikalischen Palette von HRK anzusprechen. Diese erfährt zudem noch Weitungen in eingebauten Direktanleihen, und also Coverversionen.

In diesen Tagen muss Kunze die Todesnachricht von Mick Franke vernehmen und die Nachricht verdauen, hatte er doch noch kurz vor seinem Tod mit ihm telefoniert. Rudy Holzhauer, einer der langjährigen Freunde Frankes aus der Hamburger Musikverlegerszene, hatte Kunze ganz zu Beginn des Medienblitzschlages von Würzburg kennengelernt. Im Nachdenken über den plötzlichen Tod des gemeinsamen Freundes sagte er 2006 in einem Interview: *»Micks Tod hat etwas Tragikomisches; wenn der Vater gegen den Sohn Fußball spielt, ein Tor schießt und mit einem Grinsen auf den Lippen stirbt, dann ist das ein Traumtod. Er schickte sich an, ein Tor zu schießen, tat es und ist umgefallen. Er hat sich zuletzt gefreut, reißt die Arme hoch und stirbt – tragisch ohne Vorwarnung für Frau und Sohn – zuckerkrank; Mick hat Vollgas gelebt; von Musik gelebt, obwohl er es nie nötig hatte ...«*

Das neue Jahrhundert nimmt ihm noch einen lieben Menschen: seinen Vater, der ihm noch im Mai einen Kommentar zu den sorgfältig von ihm verwalteten Pressemeldungen gegeben hat:

»Lieber Sohn! Was Herr K. in der FAZ über Deine Entertainerqualität schreibt, ist nun wirklich ein Krampf. Jedenfalls liegt Deine Imaginationskraft und -wucht weit über dem Niveau »volksnaher« Flachmänner. Wer das obige Bild aufmerksam und lange genug betrachtet, hat einen deiner Helden von Gettysburg vor Augen. Glückwunsch!

Dein Vater«

Mit »fühlst du das, was ich nicht sagen will« hat Kunze nicht nur die Message, die ihn in Magdeburg gleich zum Wanderprediger macht, sondern zugleich eine subtile Art der eigenen Verarbeitung des erlebten Verlustes lieber Menschen, über den man nicht jederzeit mit jedem reden möchte. »Abschied muß man üben« entbehrt weiterer Kommentare. Manchmal holt die Kunst den Künstler ein.

Als sein Vater wenige Monate nach seinem besten Freund stirbt, antwortet er in einem Interview in Osnabrück auf die Frage nach emotionalen Vorzeichen: *»Man muß natürlich immer damit rechnen, daß diese Situation, die das Lied beschreibt (»Abschied muß man üben«, Anm. d.Vf.), ganz konkret und dramatisch erlebbar wird für einen selbst.«*

Als Zeichen gegen rechte Gewalt, die der Titelsong beschreibt, gibt es nach Ansicht von Kunze durchaus Hoffnung: *»Es wird aber nicht zu einer politischen Farbverschiebung in Deutschland führen, das Braune ist noch bekämpfbar. Allerdings muß Geld bereitgestellt werden, um diese Strömung bereits bei den Wurzeln packen zu können.«*

Kunze reagiert schnell und eindrücklich auf Katastrophen mit seiner Art der Kata-Strophik. Der Künstler macht sich als Chronist der laufenden Ereignisse seinen Reim. Und gibt sie mehr oder weniger rasch seiner Umwelt auf Lesereisen und Konzerttourneen zur Kenntnis. Kurz nach dem folgenreichen Terroranschlag im September sagte er für die Süddeutsche Zeitung in einem Interview: *»Wir befinden uns in einer neuen Kriegssituation ... ich kann nur hoffen, daß die pessimistischen Prognosen sich nicht bewahrheiten und die amerikanische Regierung mit Augenmaß regiert ... Der Westen muß nun zurückschlagen ... Gewalt erzeugt Gegengewalt. Das heißt, Deutschland muß sich gegebenenfalls an Militäraktionen beteiligen ...«*

Im desaströsen Herbst nach dem Anschlag auf die New Yorker Twin Towers und dem folgenreichen 09/11-Tag schreibt Kunze sein Gedicht:

*Elfter September
In jedem von uns
schlummert die Bombe
in jedem von uns
schwelt der Moment
in jedem von uns
lodert ein Ende
in jedem von uns
wartet was brennt
(...)
Von heute an ist elfter September
auf lange Sicht vielleicht für immer
wie prophezeit so gekommen
elfter September – und schlimmer
In jedem von uns
flüstert die Hoffnung
in manchen von uns
betet der Tod
in jedem von uns
sprudelt ein neuer Anfang
in manchen von uns
blutrot*

Die Anfänge der »Quotendebatte« – Kunze und die Pop-Akademie

Wer so oft an die sogenannte Öffentlichkeit getreten ist und tritt wie Kunze, gerät nicht selten in das Sperrfeuer der Kritik, der Intrige und der unsachlichen und oberflächlichen Werturteile. Gerade in der Zeit der Wiedervereinigung Deutschlands, das für Kunze immer wie zwei Hälften eines Hirns ein Ganzes bildete, hatte er ja die besten Karten für das Spiel, das auch im kulturellen Bereich ganz neu gemischt wurde. Die anfänglich äußerst wertvollen Erfahrungen brachten auf Einladung des damals Schleswig-Holsteinischen Ministerpräsidenten und Kunzefans Björn Engholm ein Mediengespräch über die »Quote« in Gang. Dieses Bonner Gespräch am 6. September war anfänglich besetzt mit Leuten aus allen Bereichen und zugleich so etwas wie die Geburtsstunde der Pop-Akademie: Da waren u.a. Künstler wie Katja Ebstein, Klaus Lage, Purple Schulz, Hannes Wader, Lydie Auvray, Balou von BAP, Autoren und Texter wie Michael Kunze, Karin Hempel-Soos, Medienforscher Andreas Wisand, Theaterleiter Joe Knipp, Plattenindustrielleute wie Peter Zombik vom Phonoverband und Sigi Brandt von der EMI, Radio- und Fernsehmacher, wie Wolf-Dietrich Brücker vom WDR, Jochen Filser vom HR, Horst Schättle vom SFB, Reinhard Grätz vom Rundfunkrat des WDR – und neben zahlreichen Vertretern aus Politik und Gewerkschaften als special guest: Altbundeskanzler Helmut Schmidt mit Frau Loki.

»Es ging um die »Quote«, den zu erlangenden oder zu schützenden, derzeit erheblich reduzierten Prozentsatz deutschsprachiger Pop-Musik an unseren öffentlich-rechtlichen und auch privaten Sendeanstalten. Über Hintergründe und Folgen einer möglichen Festlegung oder medienpolitischen Steuerung einer Quote wurde sich ausgetauscht. Ein heikler Punkt: Soll sich die Quote bzw. eine mögliche Quotenregelung auf das Senden vorhandener, bereits produzierter, aber bisher vernachlässigter deutschsprachiger Populärmusik über den Äther beziehen? Oder auch bereits im Vorfeld deren Produktion einbeziehen? Und wäre dann als kulturpolitisches Ziel nicht auch an die Subvention dieser Produktionen mit zu denken?«, fragt Dorlies Pollmann in Paroli im Rahmen von »Künstler in Aktion«.

Kunze äußerte sich schon früh kritisch zu der bloß volksfestartigen Stimmung, die der unerwartet-erwartete Coup der Grenzöffnung auf allen Straßen und Plätzen ausgelöst hat, anfänglich noch als Vorstandsmitglied im vormals Deutschen Allgemeinen Künstlerblatt.

Doch dann kam alles anders. HRK:

»Liebe Rafaela [Wilde, Herausgeberin von PAROLI Anm. d.Vf.], hiermit verlasse ich »Künstler in Aktion« – sowohl als Teil des Vorstands als auch als einfaches Mitglied – und widerrufe ab sofort meine Beitragseinzugsermächtigung. Ich mag keine unklaren Verhältnisse, und die Neige des Jahres ist eine gute Gelegenheit, ein solches zu beenden. Zu lange schon habe ich mich als wohlwollende Karteileiche in Zusammenhang mit einer Unternehmung bringen lassen, für die sich dauerhaft zu engagieren ich weder Zeit noch Kraft noch Lust aufbringe. Dies wird sich auch in absehbarer Zeit nicht ändern; ich habe mir für die nächsten Jahre so viele arbeitsintensive künstlerische Projekte vorgenommen, daß ich bei Euch ein reiner »Unterschriftsteller« bliebe – Du weißt schon, was ich meine: Jene Sorte Autor, die mehr durch Pamphlete als durch Werke auffällt.

Ich will gar nicht verhehlen, daß ich mit vielem, was mich von Euch in Papierform erreicht, nicht einverstanden bin. Die beschämend späte (anscheinend nur von den beiden Passivposten Vivi und mir überhaupt gewollte) und im Tonfall viel zu SED-liebedienerische Lautgabe zum Realsozialismusbankrott und den Drangsalierungen unserer Ostkollegen, die lächerlich weltfremde Idee, bei den Grünen zu protestieren, weil sie beim Absingen der Hymne im Bundestag nicht geschlossen den Saal verlassen hätten (O deutscher Selbstekel! Irmelas Sorgen müßte man haben!) und nun der orthodox verbohnte, geschichtsblinde Versuch, die deutsche Zweistaatlichkeit qua Künstler-Aufruf zu verewigen (die Menschen in der DDR bedanken sich vermutlich für derart spiegelverkehrte Kohl-Belehrungen – habt ihr eigentlich mal gelesen, was ein Kopf wie Martin Walser zum Stand der deutschen Dinge zu sagen hat?), all das sind Fragen, über die man sich streiten könnte, ja müßte, wenn man bliebe. Aber ich bleibe nicht. Wo so gedacht wird, bin ich nicht zu Hause. (...)

Macht's gut.«

Die Rücktrittserklärung Kunzes ruft unterschiedliche Reaktionen hervor. Klaus Lage bedauert seinen Austritt, Katja Ebstein findet es traurig, dass »Du nicht mehr unter uns bist« und grüßt in »alter Sympathie«. Diether Dehm plädiert für Kunzes Wiedereintritt, weil er den Mitstreiter gegen eine »vom Kapitalverwertungsprinzip« aufgefressene Zukunft für Kinder und Enkel kommen sieht, in der Öltanker havarieren, Großbanken das »Holzverschrotten« der Regenwälder vorantreiben, Metallarbeiter von Aussperrung bedroht sind und die USA »wieder einmal ein aufgebrochenes Land überfallen«. Renan Demirkan hingegen wirft Kunze vor: »So sehr ich ihn als Musiker mag, hat mir sein Verhalten, rein in den Verein, nein dann doch nicht, vielleicht, naja gut, dann halt in wessen's Namen dann schließlich doch, nie gefallen. Ich habe ihn immer als sehr taktisch

und windig empfunden, der – was Denken und Handeln zu politischen Prozessen betrifft – seine Fahne in die Lüftchen hängt, die wieder eine Öffentlichkeits-Prise versprechen.« Noch ein halbes Jahr später stellt Ole Seelenmeyer die Frage nach Künstler und Gewissen und kommt zu dem Schluss: »Dass Heinz Rudolf Kunze unter diesen politischen und ideologischen Vorgaben und den folgenden Aktionen ... austrat, kann nur jedem, der sich einigermaßen mit der Psyche und der Gedankenwelt eines Rockers auskennt, klar sein. Schon Udo Lindenberg schrieb an den damaligen Staatsratsvorsitzenden der DDR, Erich Honecker: ›Wir Künstler sind Leute, die sehr sensibel darauf reagieren, wenn man ihnen irgendwelche Ziele unterstellt. Ich fühle mich als Weltbürger, als Kosmopolit und bin solidarisch mit allen Künstlern, die sich zur Aufgabe gemacht haben, mehr Bewusstsein gegen Krieg, Faschismus, Rassismus und die Unterdrückung des Individuums zu schaffen.‹«

In einem Interview mit Electra Profundia wird HRK auf die Nebenwirkungen des Prinzips »Tour – Studio – Platte – Tour« angesprochen und bekennt: »Das ist für mich der Lebensinhalt.« Kleine Ausflüge gönnt er sich mit Radiomoderationen, zum Beispiel im WDR, den Musicalübersetzungen oder Fernsehsketchen mit dem Keyboarder in Nachfolge der »Harald & Eddie«-Kiste. Das Verschwinden der deutschen Sprache in der hiesigen Popmusik empfindet er als kranken Zustand und zeigt sich empört: *»Neulich gab es wieder diesen peinlichen Vorfall. Die Schotten, die Iren und die Engländer machen selbstverständlich ihre Fußballhymnen. Bei den Engländern sind sich New Order nicht zu schade, bei den Iren macht der Drummer von U 2 mit und hier gibt es dann diesen unsäglichen David Hanselmann, der auf englisch »Go get the cup« singt. Sicherlich ist Fußball kein Thema, wo man sich faustisch oder goethisch auslassen könnte, aber daß das auch noch englisch stattfindet, finde ich einigermaßen peinlich ... Für mich ist deutsch singen auch keine weltanschauliche Bannerfrage, sondern eine Selbstverständlichkeit. Natürlich gibt es auch einige Leute hier, die haben einfach nichts zu sagen, und dann klingt's natürlich auf englisch besser.«*

Rechtschreibung und Rückenwind

Konrad Duden hätte seinen Spaß gehabt an Kunzes Muttertagsdiktat bei Hape Kerkeling. Vor allem an den subtilen »Fuck the rules« des einstigen Spitzenschülers, der ohne lang zu fackeln die letzten Zeiten vor einer orthographischen Revolution eindeutig agiert und agitiert. Er werde immer »ß« und »Du« schreiben, weil es sich so gehört. Ich mache es also »absichtlich falsch«. Und schon zeigt sich ein unter diesen Bedingungen tadelloses Dik-

tat, das locker unter die ersten drei Plätze gehörte. [Original RTL-Gästehaft]. Kunze schildert selbst:

»Ich traf nach vielen Jahren Hape Kerkeling wieder. Wir hatten zum letzten Mal zusammen etwas zu tun 1986 in Malaga in Spanien bei Außenaufnahmen für die ARD. Da spielten wir »Mit Leib und Seele« und er fuhr mit so einem Mofa immer quer durch unser Bild, als Verrückter. Da sagt mir Hape doch tatsächlich, Du hast mir damals vor zwanzig Jahren einen Witz erzählt, den erzähle ich heute noch weiter. Und witzigerweise ist jetzt der Redaktionschef für Hape Friedrich Küppersbusch, das berühmte Schandmaul der ARD, der diese wirklich extrem scharfe Sendung »Zack« moderiert hat, die dann abgesetzt wurde, und der im Grunde Harald Schmidt erfunden hat. Der hat diesen Tonfall eigentlich erfunden. Küppersbusch ist jetzt redaktionell für Hape zuständig. Da ist mir etwas passiert, das ist mir noch nie passiert beim Fernsehen, ich habe diese Sendung gemacht und leidenschaftlich für die alte Rechtschreibung gestritten und habe die neue verweigert, bekam dafür auch viel Applaus im Publikum. Und der Küppersbusch hat mir hinterher einen Brief geschrieben und hat sich dafür bedankt. Das habe ich seit 25 Jahren noch nie im Fernsehen erlebt. Einen lieben handschriftlichen Brief ...«

Hierin ist er einig mit seinem Namensvetter Reiner Kunze, den er übrigens schon als Schüler in seinem selbstkopierten und an Freunde verteilten Gedichtband *»mücken & elefanten. gedichte. 1975/76«* in dichterischer Freiheit auf der ersten Seite zitiert: *»Wer immer/ die angreifer wären hier jetzt zum gegner hätten sie /mich/ Wer immer einfallen wird/ in die offenen gärten der dichter ...«*

Diese Ansicht teilt in dem Interview über Kunze der befreundete Jurist und Ministerpräsident Dr. Christian Wulff und pflichtet Kunze ohne Umschweife bei:



Foto: Chaperon, Berlin

»Ich habe seit 1976 zu keinem Thema mehr Erklärungen abgegeben wie zur Rechtschreibreform, nämlich für die alte, und habe für die alte Rechtschreibung gekämpft. Von Anfang an habe ich die Reform für Blödsinn gehalten insofern, dass sich die Politik der Weiterentwicklung der Sprache bemächtigen wollte. Es gab ein Argument vor der deutschen Einheit, dass es eine Gefahr gab, dass die DDR eine eigene deutsche Sprachentwicklung betreiben wollte. Und um das zu verhindern, dass sich die deutsche Sprache in der DDR und der

Bundesrepublik Deutschland auseinanderbewegt, fand ich es vernünftig, dass man einen Arbeitskreis gebildet hat mit Österreich und der Schweiz, der DDR und der Bundesrepublik. Aber als '90 die Einheit kam, war die Gefahr einer Auseinanderentwicklung der deutschen Sprache gebannt und dann hätte man die Arbeit beenden müssen. Aber diese Leute, die in dieser Kommission auf dem Weg waren, hatten klare ideologische Vorgaben der Vereinfachung. Unter dem Deckmantel der Vereinfachung für Kinder und Jugendliche beim Erlernen der deutschen Sprache bis hin zur generellen Kleinschreibung haben die letztlich ihren inneren Kampf ausgetragen nach dem alten Grundsatz elaborierter Code, restringierter Code. Diese These, Kinder aus Bildungsbürgertum seien von vornherein privilegiert, weil sie mit der Differenzierung der Sprache groß geworden wären, und Kinder aus bildungsfernen Schichten seien von vornherein benachteiligt, weil sie den restringierten Code beherrschen würden. Eben das wollte man ebnen – und hat damit keinem einen Gefallen getan. Den größten Gefallen tut man nämlich, wenn man Kinder an die Differenzierung der Sprache heranzuführt, an einen möglichst großen Wortschatz, und an eine möglichst exakte Handhabung dieser Gestaltungsmöglichkeiten. Mit Zeichensetzung, mit Bild- und Schrift- und Wortsprache, weil Photograph mit »ph« halt auch ein Stück weit zeigt, wo das Wort herkommt. Und Restaurant mit »au« eben auch zeigt, wo es herkommt ...

Dieser Kampf zur Rettung der alten Rechtschreibung ist ja nur ganz klein und bedingt erfolgreich gewesen. Insgesamt ist das Ding ja nie gestoppt worden, da haben sich Politiker an der deutschen Sprache vergangen. Heinz Rudolf und ich sind beide dieser Meinung und beide Gegner der Rechtschreibreform, weil wir beide erlebt haben, wie toll man sich in der deutschen Sprache differenziert ausdrücken kann, auch schon in der optischen Wahrnehmung von Worten. So sind wir eben beide konservativ, im Sinne von alles ändert sich, alles wird verändert, manches muss bleiben, es muss nicht alles verändert werden. Eben im wahrsten Sinne konservativ, was funktioniert, wird erhalten, was nicht funktioniert, wird verändert.«

Tribute für Heinz Rudolf Kunze

von Dr. Guido Westerwelle, MdB, Fraktionsvorsitzender der FDP-Bundestagsfraktion, Bundesvorsitzender der Freien Demokratischen Partei

»Bei Heinz Rudolf Kunze denken die meisten zuerst an »Dein ist mein ganzes Herz«. Vielleicht ist es kein Zufall, dass er sich den Namen seines erfolgreichsten Liedes von der gleichnamigen Arie aus der Operette »Land des Lächelns« geborgt hat, denn er ist stets gegen die Weinerlichkeit in Deutschland zu Felde gezogen. In einem Interview hat er einmal bekannt: »Ich mag dieses Land –



sonst würde ich mir nicht so viele Gedanken darüber machen – , aber diese Wehleidigkeit und diese ungute Mischung aus Grübelei und Selbstmitleid nerven.« Heinz Rudolf Kunze war nie einer, der in Betroffenheit erstarrt ist, sondern immer einer, der die Ärmel aufkrempelt hat – das imponiert mir.

In »Coole Zeiten« schrieb er: »Weil wir denen da oben alles zutrauen, trauen wir uns hier unten überhaupt nichts mehr zu. Ich bleib cool und mach mein Ding.« Er ist einer, den Liberale als Selbstdenker bezeichnen. Selbstverständlich verlor er aber auch die Notwendigkeit, selbst tätig zu werden, nie aus dem Blick. Sein gesellschaftliches Engagement hat er in zahlreichen Aktivitäten zum Ausdruck gebracht: Heinz Rudolf Kunze sammelte mit der »Band für Afrika« Spendengelder, schrieb eine Hymne für den evangelischen Kirchentag und engagierte sich in der Enquete-Kommission »Kultur in Deutschland.« Seit langem kämpft er gegen die kulturelle Selbstvergessenheit hierzulande an.

Heinz Rudolf Kunze gehört zu den Menschen, die es sich verbieten, jedermann nach dem Munde zu reden. Er hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Er meint, was er sagt. Der Zuhörer weiß, woran er ist. Als politischer Mensch weiß er, dass Klarheit sich auszahlt, auch wenn sie unbequem ist.

Für sein Nachdenken über eine Deutsch-Rock-Quote im Rundfunk steckte er deshalb schon 1996 reichlich Prügel ein. Dabei ging es ihm nicht so sehr um die Quote, der ich als Liberaler skeptisch gegenüberstehe, als vielmehr um die Sprache. Die deutsche Sprache ist nicht das Handwerkszeug des studierten Germanisten, sie ist sein Lebenselixier. In einer aufrüttelnden Rede vor Schülern wettete er denn auf der EXPO 2000 auch zu Recht: »Die Rechtschreibreform ähnelt einer behördlich angeordneten Verschmutzung des Trinkwassers.«

Wer Deutschsprachiges in höchster Qualität sucht, ist bei Heinz Rudolf Kunze immer richtig. Bei ihm bekam man von Anfang an »Deutsche Wertarbeit« und »HRK« entwickelte sich zu einem Markenzeichen dafür. Als Sänger, Songtexter, Komponist, Arrangeur, Übersetzer und Journalist hat sich Heinz Rudolf Kunze in den vergangenen 25 Jahren einen Namen gemacht. In diesem Jahr wird der vielseitigste deutsche Künstler 50.

Von Heinz Rudolf Kunze kann man sich nicht berieseln lassen, man muss ihm immer zuhören – weil er etwas zu sagen hat und weil er es mitreißend vertont. Ich bin ganz sicher, dass das so bleiben wird. Ich wünsche Heinz Rudolf Kunze weiterhin viel »Rückenwind«. Er soll ein »Draufgänger« bleiben und nie die »Brille« gegen Kontaktlinsen tauschen.«

Der Agent provocateur und seine Richter-Skala Soft & Solid Rock 'n' Roll »Made in Germany«

»Seekranke Matrosen« – ein wunderschönes Beispiel aus der Welt der Richter-Skala von 1996, eine Scheibe, von der Kunze selbst sagt: *»Richter-Skala markiert einen wesentlichen Einschnitt in meiner Karriere durch die Neuformierung der Band. Ich bin sehr traurig darüber, daß das Album mißverstanden wurde und nicht die Anerkennung bekommen hat, die es meiner Ansicht nach verdient hätte. Ich halte es für eine meiner besten Platten, auch wenn es etwas düster geraten ist. Ich glaube, daß die Platte in einigen Jahren die Anerkennung finden wird, die sie verdient hätte.«*

Die literarisch skurrilsten und zugleich tiefgründigsten Songs sind wohl »Autos in den Bäumen« und »Bis zum zwölften Niemalstag«:

*November raucht den Nachmittag
mit gelben Nebelfingern.
Im Fitnesscenter wühlt ein Duft
aus eingöhlten Ringern.
Fast ahnst du, wie im Nebenhaus
rehscheu die Luft vibriert –
vom Selbstmord, der dort nächstes Jahr passiert.
Ich lieb dich wirklich mehr als mich,
probiere, ich bin bereit,
und bis zum zwölften Niemalstag,
das ist 'ne lange Zeit.
(...)*

Diese Bilder haben etwas Surrealistisches an sich, einen Bruch in der Alltagslogik, der nicht gleich auffällt, sich nicht sofort entlarvt. Während man bei einem Maler wie René Magritte den Störfaktor relativ bald ausmachen kann, enthalten einzelne Momente hier verborgene Welten für sich, »rehscheu vibriert die Luft«, Gefahr ist im Verzug. Man kann sich etwa fragen, ob Liebe und St. Nimmerleinstage etwa gleiche Halbwertszeiten haben.

Nicht ohne Wehmut hört man mit »Feuerschutz« und »Vergessen« typische Klavierballaden von Kunze, die aufregende Geschichten anrühren:

*Ich kann schon lange keinem mehr erklären, was mein Weg ist,
der nicht in meinen spitzen Schuhen steckt.*

*An manchen Tagen sitzt du still im Zirkus
 und siehst, wie ich mich mit den Tigern quäl.
 Ich möchte dir gefallen und bewerf dich mit Konfetti,
 und merk zu spät: Es war nur Sägemehl.
 Du kennst die Taschenspielertricks,
 die ich zu oft benutz.
 Die Pseudonyme meiner Tricks,
 Incognitos des Mißgeschicks –
 Du wäschst mir meinen Weltruhm ab,
 den ganzen Schund und Schmutz.
 Ich mach den Stift zum Zauberstab,
 ich geb dir alles was ich hab,
 du gibst mir Feuerschutz*

Den hat der mit Tränen der Verzweiflung in den Augen bittende Mensch im Titelsong »Richter-Skala« auch nötig, um den Verdacht des Misstrauens von sich weisen zu können, das üble Verhaltensweisen beim Gegenüber ausgelöst hat:

*Du hast aus Rache
 alle Speicher vertauscht
 in meinem Faxautomaten
 keins meiner Worte
 hat sein Ziel mehr erreicht
 seinen wahren Adressaten*

Es ist sicher nicht nur reine Phantasie, sondern kennt solche Anteile im wirklichen Leben, wenn Kunze von »Manchmal« anfängt zu singen:

*Unterm Bett ist morgens manchmal alles voller Tränen
 doch das Kissen ist trocken und man fragt sich
 wie kommt das da hin
 manchmal räkelt sich der Teppich wie ein haariges Tier
 und man beißt in seinen Rücken und hat
 Echsenblut am Kinn ...
 Halt mich fest ich falle die Welt ist mir zu steil
 die Stirn so spiegelglatt
 manchmal findet selbst mein Sturz vom Seil
 in der Tiefsee statt
 in der Tiefsee statt
 Ich habe mir alles zusammengestohlen
 mein Schweiß badet nachts ein zitterndes Fohlen*

*du vermietest ein Zimmer im Atemhaus
manchmal –*

Das erstmals in dem Album Richter-Skala vorgestellte Lied mit dem eindeutigen Titel »Bleib hier« enthält eine äußerst einfühlsam vorgetragene Bitte an ein geliebtes Gegenüber:

*Ich stand mein ganzes Leben lang
vor Babyloniens Mauern
mit hoherhobnen Händen
Sie stahlen mir die Lesezeichen
aus den verbotnen Bänden
und du nur du sollst mich bedauern
mich bedauern
mich bedauern
Bleib hier
ganz nah
sag mir wie tief die Sonne steht
bleib hier
ganz nah
erinnre mich wies weitergeht
zeig mir wie tief die Sonne steht –*

Die Langfassung von »Bleib hier« auf der außergewöhnlich aufwändig ausgestaffierten Scheibe »agent provocateur« ist vielen nicht bekannt. Die Eigenständigkeit der beteiligten Musiker und die stimmliche Leistung des Sängers erreicht selten eine solche Ausdruckskraft.

Kunze gehört zwar zu den viel abgebildeten und häufig interviewten Künstlern, entzieht sich aber privatim gerne dem Medienrummel. Peter Badge gehört zu den wenigen, denen HRK über den Weg traut. Von ihm stammt das einzige Foto in eigener Sache, das er sich an die Wand gehängt hat. Hierzu eine Nachschrift eines Originalmanuskriptes o.D.:

Im Sommer 1995 lernte ich Peter kennen; er war hartnäckig, aber höflich bei meinem Berliner Büro vorstellig geworden, um mein Konterfei seiner Musikgalerie hinzuzufügen. Als er nun zum ersten Mal mein Studio betrat, reagierte ich zunächst ungläubig – meine Güte, war der noch jung. Jahrgang 1974, stellte sich heraus, da machte ich gerade mein Mathe-Vorabitur. Und so ein gerade knapp der Schule entronnener Bursche hatte schon mit Grönmeyer, Niedecken, mit Anton Corbijn, dem Papst der zeitgenössischen Popfotographie, sowie mit – aus meiner Sicht die Krönung – Michael Palin, dem zweitwichtigsten Mitglied der begnadetesten Comedytruppe aller Zeiten, Monty Python, gearbeitet? Das machte neugierig. Meine eigene Fotosession

mit Peter Badge stellte sich als eine der erfreulichsten oder unkompliziertesten in meiner 17-jährigen Laufbahn als Musiker heraus. Peter hat das Talent, sich so unauffällig und selbstverständlich bei seiner Arbeit zu verhalten, daß der Vorgang des Ablichtens für das Objekt-Opfer binnen weniger Minuten ohne das Entblößende, Beschämende verlief. Viele Fotografen neigen dazu, unsereinen derart kraß zu verbiegen und mißzuverstehen, daß man sich kaum des Verweigerungswunsches sogenannter primitiver Völker erwehren kann: laß das, der nimmt mir mit dem Bild ein Stück meiner Seele weg. Peter dagegen begleitet, neugierig, aber diskret, aufmerksam, aber gelassen. Man muß nichts tun oder sein, man darf. Man tut und ist, was man kann, und die Kamera ist für Peter eigentlich nur eine Brille mit Gedächtnis.

Auf diese Weise näherte er sich auch meinen Mitspielern an und begleitete uns auch in der Live-Situation der letzten beiden Tourneen. Es ist beileibe nicht üblich, Fotografen sogar die Anwesenheit auf dem hektischen Bühnenschlachtfeld zu erlauben – Peter durfte das gerne und machte eleganten Gebrauch davon. Seit sieben Jahren fotografiert er, zu drei Ausstellungen in Rotterdam und Göttingen sowie zu diversen Auftragsarbeiten für Zeitungen und Buchverlagen hat er es bereits gebracht, und der Plan einer Serie von Musikerportraits beschäftigt ihn seit 1993.

(...) Es gehört zu meinem Beruf, sehr oft fotografiert zu werden. Peter Badges Bild von mir mit vorgeschobener Brille auf der Nase in Rexrodt-Pose, ist das einzige Foto in eigener Sache, das ich mir an die Wand gehängt habe. Dem Künstler allzeit Licht und Ihnen, meine Damen und Herren, viel Vergnügen.»

Von Zeit zu Zeit wird Kunze nach dem Verhältnis von Text und Musik gefragt. Was war zuerst, das Ei oder die Henne, der Text oder die Musik. Und: Die Antwort ist mindestens eine doppelte. Ein Geheimrezept gibt es nicht. Doch entscheidet sich beim Schreiben meist schon, ob eine singbare Form daraus werden kann. Kunze legt eine Anzahl Texte vor, bei denen eine inhaltliche Idee am Anfang steht. Er bastelt gerne mit einer Art cut-up-Methode, manchmal um ein einzelnes Wort oder eine Idee, einen Kurzprosatext, Essay oder Dialog. Sein Wunsch ist, dass Texte und Töne korrelieren, in einer Art gleichwertige Konzeption umgesetzt werden können.

Kunze und seine Promi-Kollegen

»Auch das muß jetzt noch zum Thema Deutsche Prominente gesagt werden: Ich habe viele deutsche Fernsehmacher kennengelernt. Ich kenne Jauch persönlich, ich kenne Gottschalk, aber es ist gar keine Frage, das Beste, was

wir in den deutschen Medien haben, ist Harald Schmidt. Das ist der klügste und ausgebuffteste und raffinierteste und professionellste Typ, den es gibt. Als zweiten möchte ich jemanden nennen, der zwar in Deutschland sehr populär ist, der aber immer unterschätzt wird, weil er immer in Formate gedrängt wird, die seiner Potenz eigentlich nicht ganz entsprechen, den ich fast genauso schätze, das ist Jürgen von der Lippe. Das ist ein hochintelligenter Mann und ein ganz lieber Mann, theologisch extrem interessiert. Er hat so seinen Weg gefunden, und er wurde da so reingedrängt, so als der gemütliche, ich sage einmal der Animator oder Animateur mit Geist und ein bißchen Witz; und das entspricht ihm nicht, er kann viel mehr. Warum ich den so mag? Das ist nicht nur, weil er mich beruflich im Fernsehen viele Jahre lang immer sehr gut behandelt hat, sondern – mal wieder Abteilung »so klein ist die Welt« – er ist nämlich verheiratet mit Anne, und Anne ist neben mir im Mietshaus in Osnabrück aufgewachsen; wir wohnten unten rechts, Anne wohnte unten links. Jürgen von der Lippe zeichnet sich dadurch aus, daß er sich wirklich viele Gedanken gemacht hat in seiner berühmten Sendung »Geld oder Liebe«, oder auch früher beim WWF-Club, wo ich auch oft aufgetreten bin. Wenn der einen ansagt, dann merkt man, er hat darüber nachgedacht. Er behandelt jeden Künstler, ob das Howard Carpendale, Yvonne Catterfeld oder Heinz Rudolf Kunze, Dieter Bohlen war, ganz egal, er behandelt alle gut. Das ist eben keiner von dieser Krach-Journalistik-Generation, die alle eben immer in die Pfanne hauen, sondern er ist Profi und sagt, wenn hier jemand eingeladen ist, dann ist meine Aufgabe, den verdammt noch mal gut zu bedienen.

Diese Einstellung hat ja jemand erfunden, und auch dieser Mann ist ein Freund, es ist der einzige Mann in dem Gewerbe, der mich auf den Mund küssen darf – das ist Dieter Thomas Heck. Dieter ist natürlich eine andere Generation, der könnte mein Vater sein, aber als Dieter 65 wurde, war ich eingeladen zu einer großen Feier in Baden-Baden und per Video-Leinwand wurde Harald Schmidt zugespielt, der hat ihm auch gratuliert. Das war für mich kein Zufall. Daß Harald und ich auf Dieter stehen, hat Gründe. Denn Dieter ist der Gentleman alter Schule, der hat wirklich was; ob er Chris Roberts ansagt oder Mary Rose oder Heinz Rudolf Kunze oder die Einstürzenden Neubauten oder TRIO, er behandelt alle gut. Ich habe vielfach mit ihm Fernsehen gemacht und mich gleich angefreundet mit ihm und seiner Frau Ragnhild, er hat eine sehr starke Frau, die auch sehr stark die Fäden in der Hand hält und für ihn viel regelt.

Thomas Gottschalk habe ich ja auch kennengelernt. Dazu fällt mir ein: Thomas Gottschalk ist mehrbödiger; wenn man einmal kurz unter vier Augen zusammen ist, ist er eigentlich ein ganz anderer Mensch, als er es öffentlich darstellt. Dieser Grinsemann, der in Deutschland so beliebt ist, das

kostet ihn Mühe. Er ist eigentlich auch ein sehr nachdenklicher Mensch, und wenn man ihn alleine erwischt, sogar melancholisch bis fast depressiv, würde ich sagen. Er ist nicht so, wie er scheint, da ist auch mehr drin; er kann auch nur einen Teil zeigen. Vor einiger Zeit war er einmal bei Reinhold Beckmann in der Talk-Show. Und da habe ich zum ersten Mal Thomas Gottschalk so gesehen, wie ich ihn kenne: nämlich sehr nachdenklich, sogar ein bißchen verstört. Ich fand das sehr toll, ihn mal so zu sehen, wie ich es erlebt habe, das kam für mich sehr ehrlich rüber. Es war eben nicht der Strahlemann, sondern eben auch ein Mensch, der auch leidet unter gewissen Aspekten dieses Geschäftes. Das ist gespielt, und das kostet ihn wohl auch viel Kraft, diese Rolle immer durchzuhalten, habe ich den Eindruck.

Reinhold Beckmann ist ein Moderator, ein Mensch meines Alters, er ist für mich glücklicherweise das Gegenteil von Stefan Raab. Also kein Krawalljournalist, sondern ein sehr seriöser hochprofessioneller fairer Arbeiter, behandelt Leute auch gut. Diese Abteilung Raab, damit kann ich gar nichts anfangen. Stefan Raab ist ein Mensch, den viele junge Leute sehr mögen, auch meine Kinder stehen auf Stefan Raab, aber er ist eben jemand, der manchmal eine Häme hat und eine Gemeinheit, der Leute auch gerne auflaufen läßt und sie vorführt, und das mag ich nicht. Er ist sicher ein Profi, und er macht seine Sache gut und hat viel Erfolg, aber diese Art von »Verarschung« mag ich nicht.

Jürgen Fliege habe ich einmal kurz auf der EXPO kennengelernt, wir waren bei einer Talkshow und der Mann hat mich sehr interessiert und ich bin wütend, richtig sauer, daß der von vielen Leuten in den Medien so niedergemacht wird als Alte-Leute-Betreuer und immer so verspottet wird. – Fliege ist ein sehr kluger Mann, sehr belesen. Also, der beschämt einen auch durch sein Wissen. Wenn man selber erlebt hat wie ich, daß man von manchen Leuten auch mit Dreck beworfen wurde, ist man automatisch auf der Seite der Leute, die immer mit Dreck beworfen werden. Das hat er nicht verdient, das ist unfair.

Dann fällt mir noch Alfred Biolek ein. Eine ganz interessante Geschichte, nämlich: Ich kam nie zu Biolek in eine Sendung. Und jahrelang hat mir die WEA-Promotion-Abteilung gesagt, ja, der Biolek kann mit Dir nichts anfangen, der mag Dich nicht. Wir kriegen Dich da nicht rein, der will mit Kunze nichts machen. Und das hat mich natürlich sehr gewurmt, denn Biolek ist natürlich eine Adresse wie Reich-Ranicki im Fernsehen, da muß man irgendwie hin. Und dann habe ich mich angefreundet mit einem jungen Berliner Fotografen Peter Badge, der dieses berühmte Foto mit dem Hut erfunden hat und für den »agent provocateur« gearbeitet hat. Peter Badge sagte mir irgendwann: Du, ich mache einen Bildband über Prominente und Biolek ist dabei. Soll ich den mal fragen, ob das wahr ist? – Und ich sagte:

»Gerne, ich möchte schon mal wissen, ob das stimmt.« Peter Badge fotografiert also Herrn Biolek, ruft mich am nächsten Tag an und sagt: Das ist überhaupt nicht wahr. Es hat sich nur nie ergeben, und es gibt überhaupt keine Abneigung und Biolek war sehr erschrocken über diese Aussage und sagt, das stimmt überhaupt nicht. Was kann ich tun, um das Gegenteil zu beweisen? Es hat so geendet, daß wir uns zweimal getroffen haben, in Berlin und in Köln bei ihm zu Hause, und er gesagt hat, ich schreibe den Presstext für Kunzes nächstes Album »HALT!« Ich will beweisen, daß das nicht stimmt.

Mit Biolek ging es mir dann ähnlich wie mit Gottschalk. Biolek ist ein ganz nachdenklicher, fast verzweifelter alter Mann. Wir saßen so zusammen, und er erzählte mir so, ach, wird die Welt nicht immer furchtbarer, finden Sie das nicht auch. Da waren wir uns schnell einig. Er ist ein absoluter Profi, der dann den einen Satz gesagt hat, den ich gut fand in seiner Ehrlichkeit: Also wissen Sie, Herr Kunze, wenn es sich bisher nicht ergeben hat, dann waren Sie halt für mich kein Thema, ich brauchte irgendeinen Anlaß. Daß Sie Musik machen, weiß ich schon, aber es fehlte mir dann irgend etwas Privates, so ein Boulevard-Überschriften-Ding, womit ich Sie dann verkaufen kann, und das gab es halt nicht bei Ihnen in Ihrem Leben. Einfach nur, weil Sie neue Platten gemacht haben, das ist ja schön und »Alles Gute!«, aber das reicht mir nicht für meine Sendung, die ich früher zu verantworten hatte. Da kamen Sie einfach nicht so richtig dran, da fehlte der Aufhänger. Und es war auf keinen Fall Abneigung. Das fand ich okay und sehr fair.«

Und: Kunze nimmt andere authentisch wahr, so etwa Randy Newman, der im Februar 2000 in der Berliner Philharmonie auftritt. Kunze darf ihn ankündigen, weil er seine Arbeit kennt.

»Lohn der Langsamkeit. Ein Phlegmatiker als Songschreiber: warum Randy Newmans Album »Bad Love« bejubelt wird« heißt Kunzes brillianter Essay im Kulturteil des Berliner Tagesspiegels: »(...) Niemand textete so wie er: staubtrocken, mauľfaul, beißend oft selbst noch in zärtlichen Passagen. Metaphorik meidet er geradezu allergisch, immer zieht er die üblichen, geläufigen Redewendungen vor, die er dann durch winzige Parallelverschiebungen aufknackt wie Austernschalen, sodaß das uneingestanden Gemeinte dahinter zum Vorschein kommt.«

Kunze guckt fast in einen Spiegel, wenn er Newman beschreibt als Meister des Rollensongs, der seine Figuren ohne auktoriales Urteil selbst reden läßt. Er sieht ihn als alten kleinen klugen Jungen, der das Heulen nicht loslassen will, obwohl er einen köstlichen, gebildeten, jüdischen West-Coast-Humor hat, den Kunze selbst während eines Londoner Interviews hat kennen lernen dürfen. Zu seiner Musik:

»Ragtime und Gustav Mahler, Bourbon und Wiener Schlagobers, Country-Stiefel und Rock 'n' Roll-Wildlederschuh, Austro-Schmelz und Midwest-Stomp ... manchmal tröpfeln die Tonperlen wie in Zeitlupe ... beim Singen hat er sich einen künstlich-negroiden Akzent zugelegt: eher eine Kreuzung aus Onkel Tom und Shylock als der coole Abkömmling einer Hollywood-Filmmusik-Komponistendynastie Er haßt es, pflegt er grinsend zu sagen, seine Gage teilen zu müssen. Macht nichts, der Mann trägt einen Abend auch allein. Besonders wenn er ›Every Time It rains‹ spielt, den absoluten Showstopper von ›Bad Love‹: das schönste Sehnsuchtslied der letzten zehn Jahre. Oder zwanzig. Oder überhaupt.«

Was, um »Aller Herren Länder« Herrschaftszeiten, sucht der Künstler im Bundestag? Christian Wulff, Ministerpräsident von Niedersachsen, sieht es so:



Foto: Chaperon, Berlin

»Ich kann Ihnen nur noch sagen, warum er Mitglied der Enquete-Kommission unter Vorsitz von Gitta Connemann geworden ist: weil er Künstler ist, also selber die Höhen und Tiefen, die Chancen und Probleme eines Künstlers in Deutschland erlebt hat. Und es geht ja gerade um die Künstler und die Kunst und Kultur in Deutschland für die Zukunft. Da habe ich gesagt, da kann ein Künstler, der besonders viel erlebt hat, besonders viel einbringen, der ausgesprochen klug ist, der undogmatisch ist, der inhaltlich engagiert und beobachtend ist und offen für Neues ist. Die CDU könne sich glücklich schätzen, wenn sie ihn als Sachverständigen dort vorschlagen dürfe, weil er bereit dazu wäre. Ich habe das angeregt, weiß aber nicht, ob ich derjenige war, der es durchgesetzt hat. Ich habe Kunze empfohlen, habe ihn auch auf dem Evangelischen Kirchentag Kunze empfohlen für die Kirchentagshymne, den Song, glaube aber in beiden Fällen, dass er es auch ohne mich geworden wäre. Ich habe da nicht den Anspruch, das entschieden zu haben.«

Die res publica ging Kunze schon als Schüler an. Später war er jahrelang als Mitglied der Sozialdemokraten in stets kritischer Solidarität unterwegs und schätzte Menschen wie Willy Brandt und Björn Engholm. Guido Westerwelle von den Freien Demokraten hielt freudig und öffentlich eine Kunze-CD hoch und zeigte Sympathie für den Künstler.

Dass der Fisch vom Kopf her zu stinken anfängt und Politik den Charakter verderben kann, so denn man einen hat, weiß Kunze genau. Deshalb spiegeln seine Gedichte schon einen Jimmy Carter als Präsidenten der USA unter den Zeitumständen ebenso kritisch wie einen Spitzenpolitiker aus Hannover, der sich zum Kanzler entwickelt hat.

Als Künstler macht Kunze Kunst, verkauft nicht nur Blebberle, Dreizack und T-Shirts sowie Artikel aus seinem »Kunztmarkt«. Von einem Politiker allerdings hat er mehr und mehr die Vorstellung, dass er einen klaren und verantwortlichen Umgang mit Macht hat. Wo Kunze Missbrauch derselben wittert, prangert er furchtlos an, gleich welcher Couleur der Diener

der öffentlichen Sache und Partei entstammt. Vielleicht darf man sagen, er sei nachgedunkelt mit der Zeit. Konservativer erscheint manches nach außen. Er sagt nicht alles, was er denkt, und weiß das Wahlgeheimnis zu wahren.

Kunze redet mit jedem. Vor allen Dingen, wenn er vernünftige Vorschläge macht. Und er selbst hat eben etwas zu sagen. Manchmal begeistert er sich für einen Politiker genauso, wie er einen anderen nicht eben gerade schonend in seinen Büchern und Liedern behandelt.

Nun arbeitet er neben seiner eigentlichen Arbeit Berge von Akten durch, um sich für die Berliner Kommissionssitzungen zu präparieren. Dies wird deutlich in seinem Engagement der Bundestags-Enquete-Kommission, in die er vor und trotz der politischen Wende 2005 berufen und wiederberufen wurde. Auch dort, vor Experten, Leistungs- und Verantwortungsträgern des öffentlichen Lebens auf höchster politischer Ebene scheut er sich nicht, Klassensprecher für Künstler und deren Nöte zu werden. »Ich habe keinen Plan!« – das heißt für Kunze als Künstler, die Freiheit zu haben, seine eigenen und unverwechselbaren Wege zu gehen. Und das kann heißen, seine Finger auf wunde Punkte der Gesellschaft zu legen, sich ausdrücken zu dürfen, ohne gleich als Sprachrohr für eine bestimmte Parteilung instrumentalisiert zu werden, oder mit erhobenem Zeigefinger zu musizieren. Er würde seine künstlerische Freiheit nicht entwickeln können, wenn er dabei einen vorgegebenen Plan hätte.

In seiner Arbeit, ob mit der Schreibfeder oder dem Plektron, sieht Kunze einen Wert an sich im Sinne des von ihm geschätzten Schweizer Schriftstellers Ludwig Hohl: »Wert wollen ist nicht dasselbe wie sagen, man wolle Wert: ist aber identisch mit dem Arbeiten. Arbeiten ist nichts anderes als aus dem Sterblichen übersetzen in das, was weitergeht.«

Seine Einschätzung von Menschen aus der politischen Führungsebene macht Kunze weniger abhängig vom Parteibuch des Betroffenen, sondern eher von der Überzeugungskraft und der Redlichkeit der Person. Deshalb kann es sein, dass er einen Björn Engholm ebenso schätzt wie einen Christian Wulff.

Der Ministerpräsident von Niedersachsen schätzt den Bürger, Freund und Künstler Kunze aus der Wedemark und erinnert sich an ein ganz besonderes Erlebnis:

»Mir fällt Verantwortung leicht, aber schwer, wenn ich mir die Konsequenzen ausmale. Und ich habe eben dieses Gefühl, dass ich da, wo die Menschen die Auswirkungen spüren, eben auch präzise, genau, verantwortungsbewusst entscheiden will. Deswegen unterschreibe ich nicht blind, nicht spontan und nach dem Bauchgefühl. Sondern ich entscheide nach Bauchgefühl und Verstand und wäge ab, das kostet viel Zeit. Und durch dieses Regieren, diesen

Regierungsstil, nicht nachbessern zu wollen, konkret, konsequent, klug entscheiden zu wollen, sich das Leben schwer zu machen, habe ich halt wenig Zeit. Und deswegen lebe ich sehr viel bewusster, aber auch sehr viel strapaziöser als andere, aber es gefällt mir. Ich mache das gerne.

Heinz Rudolf ist, glaube ich, ähnlich. Ich glaube, Heinz Rudolf ist einer, der ein Lied verwirft, und den Text noch einmal verändert, und wenn es ihm dann nicht gefällt, dass es populär sein könnte, dass es sich verkaufen könnte, dann wegschmeißen würde, weil es ihm dann nicht sozusagen angemessen genug ist, nicht niveauvoll genug ist. Da sind wir sehr ähnlich. Wir sind beides Leute, die mit sich selbst hart ins Gericht gehen, und beide gefeit, arrogant zu sein und überheblich zu sein, oder der Meinung zu sein, wir seien ganz tolle Hechte. Ich glaube, wir beide sind nicht der Meinung, dass wir tolle Kerle sind, sondern dass wir uns enorm quälen und anstrengen müssen, um gut zu sein. So schätze ich Heinz Rudolf ein. Wir sind sehr ernste, bewusste, auf Tiefgang bedachte Menschen und haben deswegen auch eben immer uns sofort verstanden. Wir sind nicht so viel zusammen, aber wenn wir zusammen sind, wenn wir reden, telefonieren und schreiben, haben wir immer große Übereinstimmung.

Für mich persönlich war dieses das schönste Erlebnis, ja, das zeigt vielleicht meine Nähe zu Heinz Rudolf: Ich habe neun Jahre hart dafür gearbeitet, Ministerpräsident zu werden. Ich war ja neun Jahre Oppositionsführer, und als ich es dann geschafft hatte, da gab es natürlich ganz wenig Karten für den Plenarsaal. Irgendwie hatte ich, glaube ich, zehn Karten. Und viele ehemalige Abgeordnete wollten auch kommen, es gab einen ziemlichen Run auf die Karten. Ich habe gesagt, ich möchte ein paar Menschen neben meiner Familie, ein paar wirkliche Freunde, die mir wichtig sind, über die ich mich freuen würde, möchte ich benennen können. Nicht nur meinen eigenen CDU-Bereich, sondern ein paar andere, das muss möglich sein. Da habe ich drei eingeladen aus Sport und Musik usw., und darunter war Heinz Rudolf Kunze. Und er hat die Einladung wahrgenommen und war da und hat sich meine Wahl als Ministerpräsident mit angeschaut. Danach habe ich ihn auf dem Flur – das war ein sehr hektischer Tag: Wahl, Ernennung der Minister, Entlassung des Vorgängers, Fahrt in die Staatskanzlei, Regierungserklärung – und auf einem dieser Wege im Landtag in diesem Schwarm von Menschen habe ich ihn gesehen und habe ihn spontan ganz herzlich umarmt und in den Arm genommen. Ich bin nun kein Ausbund von Emotionalität, also bei mir ist das selten. Das war eben völlig spontan. Weil man sich also schätzt und sich unglaublich gefreut hat, dass er als Nichtpolitiker und differenziert mit seiner eigenen Meinung, dass er da in den Landtag gekommen ist, das war ein sehr, sehr schöner Moment ...«

Immer wieder montags geht es ab nach Berlin in den Bundestag. In einem ersten Abschlussbericht für die hochkarätig besetzte Kommission fragt Kunze ausführlich:

»Was ist das: Künstler? Wer? Warum?«, wo es unter anderem heißt:

»Ein Künstler, folgt für mich daraus, ist jemand, der sich selbst in radikal subjektiver Weise gegenüberstehen und darstellen kann – und dadurch zu Objektivationen menschlichen Verhaltens, Denkens, Fühlens gelangt, hinter denen sein eigener biographischer Input als Spielmaterial verschwindet beziehungsweise in dem es aufgeht. Mitteilungen von sich machen, um bei etwas anzukommen, was man weiterhin mit ein wenig Mut das wesentlich Menschliche nennen sollte: Das ist der Job. Von Thomas Mann bis Bourdieu gilt: Bürger und Künstler sind Brüder – engstens aufeinander verwiesen, aber auf ganz verschiedene Art den Zwängen der modernen Zeit unterworfen. Beide tragen ähnliche Kainszeichen auf der Stirn: die des Funktionieren- und Mithaltenmüssens im Zeitalter der Zweckrationalität, dabei voneinander abhängig in Haßliebe. Möglicherweise war es nie schwerer, Künstler zu sein als heute – im absolut disparaten, global simultanen Ewigjetzt der Geschichte. Denn das heißt, den Versuch zu unternehmen, das Leben als Totalität zu begreifen, die in keiner Parole aufgeht. Als Ort aller Möglichkeiten, wunderbarer und schrecklicher. Als unabsehbar. Künstler sind und bleiben Leute, die einsehen, daß das Leben nicht zu fassen ist. Und die es dennoch versuchen. Niemand kann das inniger ausdrücken als wieder einmal Karl Kraus, der Godfather des modernen literarischen Zorns, mit einem Ausspruch, der auch das Credo Adornos vorwegnimmt: »Kunst kann nur von der Absage kommen. Nur vom Aufschrei, nicht von der Beruhigung. Die Kunst, zum Troste gerufen, verläßt mit einem Fluch das Sterbezimmer der Menschheit. Sie geht durch Hoffnungsloses zur Erfüllung.«

Bandfreundschaften

Die Berechtigung, für sein Land in Sachen Kunst und Kultur ein gewichtiges Wort mitsprechen zu können, ist Zeichen dafür, dass Kunze in unzähligen Besprechungen Arbeiten anderer zu würdigen verstand und Kooperationen über den Tellerrand der eigenen Gruppe hinaus angedacht und verwirklicht hat. Hierzu zählen unter anderem TRIO, PUR und die Scorpions.

»Zu den wirklich schönen Anekdoten gehört: Nachdem Klaus Voormann eingesehen hat, daß er als Produzent nicht landen kann, sind wir aber trotzdem gut auseinandergegangen. Es ist auch gar nicht anders mit ihm möglich, das ist ein so reizender Mensch, der offensichtlich so von George Harrison und seiner indischen Philosophie geprägt ist, er ist so gleichmütig und gutmütig. Irgendwann, Ende '81 muß das gewesen sein, oder Mitte '81, ruft er mich an und sagt: Hier ist Klaus, geh mal heute abend nach Bad Iburg, eine kleine Vorstadt von Osnabrück. – Ja, ich sage, Klaus, grüß' Dich, was soll ich denn da. – Ja, da spielt eine Band, so etwas hast Du noch nie in Deinem Leben gehört. Ich kümmere mich um die und produziere die, und ich sage Dir, das wird etwas ganz Großes, das wird ein Hammer. Ich sage, Klaus, wenn Du das sagst, dann fahre ich da mal hin. (...) Ich geh da rein, und da sitzen so höchstens dreißig Leute, höchstens, trinken in der Kneipe ihr westfälisches Bier und ihren Korn und ahnen nichts Böses. Und es sieht auch gar nicht so aus, als würde da gleich ein Konzert stattfinden. Und auf einmal geht die Tür auf, die Leute drehen sich verwundert um, und rein kommen: TRIO. Ohne Techniker, ohne Roadie schleppen sie ihren eigenen Scheiß da rein, ihre paar Verstärker, die sie nur hatten und eine – Tischtennisplatte, in die Kneipe. Und fangen an und bauen das alles auf. Und nun sind ja die Menschen von Südniedersachsen auch nicht so besonders euphorisch, sondern eher etwas zurückhaltend und westfälisch spröde, alle drehen sich so um und gucken über die Schulter zu der Band und trauen ihren Augen und Ohren nicht, was da für ein Rock-Kabarett absurdesten Form abläuft. Innerhalb von zehn Minuten waren sie alle in den Bann gezogen, nach zwanzig Minuten sagt Stefan Remmler: »So, liebe Freunde, jetzt kommt was ganz Altmodisches, nämlich ein Gitarrensolo, aber keine Angst, wir unterhalten sie dabei. Kralle Krawinkel spielt also das Gitarrensolo, und damit wir uns nicht langweilen, spielen der Sänger und der Schlagzeuger im Rhythmus Tischtennis. Am Ende von dem Abend hat die Kneipe auf dem Boden gelegen, uns allen taten die Bäuche weh, wir konnten nicht mehr, und eine Kneipe von dreißig Südwestfalen waren ihnen verfallen. Ich auch, und meine Frau auch. Das war ein Jahr vor Dadada, niemand kannte diese Band. Da habe ich mich mit denen angefreundet, und über Jahre blieb das so, ein reger Kontakt und die TRIOs haben uns auch immer besucht, wenn wir in Bremen gespielt haben oder irgendwo in der Nähe von Gießen oder Oldenburg oder so. Noch Jahre später kam Peter Behrens, der Trommler, zu uns nach Wilhelmshaven. Das war eine sehr angenehme Band-Freundschaft.«

In seiner Entwicklung, persönlich wie musikalisch, sieht man sich oft über Jahrzehnte. Da macht keiner dem anderen etwas vor. Und schnell bekommt man heraus, ob ein Dritter meint bluffen zu müssen. Man kennt »mayham«, den ganz normalen Wahnsinn des Showbusiness von innen. Ein bekannter deutscher Entertainer, der damit geprahlt hat, er hätte mit Hartmut Engler von PUR eine Orgie in dem Haus auf Mallorca gefeiert, wird ruckzuck entlarvt, weil er persönlich dort nie dessen Haus betreten hat ...

»Die beiden Bands, mit denen ich am engsten befreundet bin, sind PUR und die Scorpions.

Kurz nach meinem Umzug nach Hannover 1987/88 gab es ein Pop-Nachwuchsfestival, wo ich Vorsitzender war. Da spielte ein kunterbunter Laden von allem, Heavy Metal, Punk, Pop alles, u.a. eine mir völlig unbekannte Band aus Stuttgart »Pur« mit einem Sänger, der sich ein wenig so benahm wie der frühe Gabriel. Das heißt, er hatte auch so eine Kiste auf der Bühne, wo er sich dann manchmal dahinter verkroch und umzog und mit Accessoires und Verkleidung und Requisiten wieder vorkam. Für mich war das eine klare Sache in der Jury, es kann für mich hier nur PUR gewinnen, egal, ob man das nun mag, ob einem das zu soft ist oder zu nett und freundlich, aber das ist eine Band, die was vorhat, die was will, und die werden groß. Das ahne ich, und ich möchte, daß die den ersten Preis kriegen. Und den kriegten sie dann auch. Seitdem bin ich mit PUR befreundet – die haben mir das nie vergessen, das ist wirklich eine Band mit einem guten Gedächtnis, wenn man ihnen was Gutes tut, dann merken die sich das auch, und es hat sich eine richtige Band-Freundschaft entwickelt. Wir haben dann Jahre später, als sie schon berühmt waren, zusammen mit Nena für sie im Osten bei Open Airs das Vorprogramm gemacht, viermal. Die gesamte Band PUR hat bei allen vier Malen, die ich gespielt habe, komplett am Bühnrand gestanden und zugehört. Das kommt bei Kollegen sehr, sehr selten vor. Als sie wieder auf Schalke spielten, dieses Mal mit einem Sinfonieorchester, haben sie mich dann eingeladen, ich habe dann als Gastsänger mitgesungen. Das sind echte Kumpels. Wann immer wir in Süddeutschland spielen, nicht nur in Stuttgart, sondern auch in Mannheim oder in anderen Städten, kommt einer oder mehrere von ihnen vorbei. Hartmut kommt regelmäßig, der Sänger, der Gitarrist war schon da, der Schlagzeuger war schon da. Und hören sich das an und sind Fans und Freunde. Und insgesamt 180 000 Leute haben »Dein ist mein ganzes Herz« in nur drei Tagen mitgesungen, als ich mit Hartmut gemeinsam gesungen habe.«

»Das hat sich rein zufällig biographisch so ergeben: Das Haus, das ich gekauft habe, auf einem Dorf, nördlich von Hannover, lag, wie es das Schicksal so wollte, gegenüber dem Haus von Klaus Meine. Das wußte ich nicht, als ich da eingezogen bin, und daß der Gitarrist Jabs auch nur 500 Meter weiter wohnt, wußte ich auch nicht. So hat man sich kennengelernt als Nachbarn. Und da wir genau gleich alte Söhne haben, sind unsere beiden Söhne gemeinsam in den Kindergarten gegangen und gemeinsam in die Grundschule und gemeinsam ins Gymnasium bis zum Abitur. Klaus Meine ist Pate von meinem Sohn geworden. Ich habe die Scorpions oft besucht, nicht nur hier, wenn sie gespielt haben, sondern auch in Amerika, ich habe da zufällig mal Urlaub gemacht, in Oregon, da spielten sie gerade, da bin ich auch hin. Jabs hat auch noch einen Sohn, der gleich alt ist und die drei haben alles bis zum Abitur gemeinsam gemacht. Bei denen geht es mir genau wie mit PUR: Ich kann die Arbeit nicht mehr unbefangen beurteilen, weil ich mit denen einfach verbunden bin, da bin ich einfach parteilich.«

*Bild
Klaus Meine/
Scorpions*

Der Mann mit dem langen, blond gelockten Haar, den Heinz Rudolf Kunze über Heiner Lürig und den Sommernachtstraum in Hannover kennengelernt hat, heißt Wolfgang Stute. Als musikalischer Leiter bei zahllosen Aufführungen in den wunderschönen Herrenhäuser Gärten kommt man sich über das erfolgreichste Stücke der letzten 50 Jahre auch menschlich näher. Mit Heinz Rudolf Kunze kommt auch für Wolfgang Stute wie 1985 für Lürig der Erfolg, ein Aufstieg sozusagen von der musikalischen Regionalliga in die Bundesliga. Stute, der eigentlich von der klassischen Gitarre herkommt und ausgefallene Percussionsinstrumente zu bedienen versteht, unterrichtet noch heute, wenn es seine Zeit mit HRK erlaubt, an der Ev. Fachhochschule für Sozialwesen in Hannover. Darüber hinaus hat er mit seinen Bands Marea und Tierra gemeinsam mit spanischen Freunden musikalisch einen eigenen professionellen Hintergrund.

Und doch: Kunze und Stute sind seit April 2004 nahezu unzertrennlich in der Republik unterwegs. Zu diesem Zeitpunkt trat der Musiker die Nachfolge des Managements aus Berlin als Manager von HRK an. Gedacht war an eine Zuarbeit von drei bis vier Stunden am Tag, zum Erscheinen eines neuen Albums vielleicht mal 6–8 Stunden für eine Woche. Bei der enormen Produktivität seines neuen Arbeitgebers und dem gleichzeitigen herzlichen Miteinander der Freunde und Berufskollegen wurde aber rasch das Doppelte daraus: 8–10 Stunden täglich in Sachen Kunze ...

Der Shift im Management füllte im Handumdrehen den Kunze-Kalender von innen nach außen. Keine Anfrage bleibt länger liegen. Unmögliches wird sofort erledigt. Wer anfragt, erhält eine Zusage, ob zum Interview, Konzerttermin oder Lesungsauftritt. Als souveräner und verlässlicher Macher hat er es geschafft, von VW einen sehr komfortablen Phaeton größtenteils gesponsert zu bekommen, mit dem beide an die Zielorte in deutsche Klein- und Großstädte, aufs Land oder bis in abgelegene Burgen reisen – fast 100 000 km im Jahr.

Man ist ständig gemeinsam unterwegs, sodass Kunze schon humorvoll eingestehen muss, mehr Zeit mit Wolfgang als mit seiner eigenen Frau und Familie zu verbringen ... Nach einer längeren Phase, in der sich Kunze wesentlich auf Bandtourneen beschränkt hat, nun ein neuer Outburst: zwischen 160–200 Nächte pro Jahr im Hotel. Dabei gibt es freilich immer wieder Standardsituationen: Trotz Phaeton-Navigation trifft man nicht immer auf Anhieb die Hinterhofeinfahrt einer bestimmten Location ...

Im Laufe der Zeit hat Kunze Stute in seinen »inner circle« aufgenommen. Vertrauen ist gewachsen, Freundschaft hat sich entwickelt. Stute selbst schätzt dabei am meisten, dass er seine Identität als Musiker hat wahren können. Ein ganzes Jahr begleitete er überdies die große Band als Percussionist – mit viel Freude spielte er selbst mit und empfand es als Glück, auch auf der Jubiläums-CD als Percussionist dabei sein zu können.

Gemeinsam gelang die Vermarktung der immer attraktiver werdenden »side effects« der großen Konzerte: Lesungen mit Musik. Kunze hat mit Stute seinen Ansatz der literarischen Konzerte für alle Raumgrößen verfeinert und verwirklicht so einen Traum seiner vielfältigen Auftrittsmöglichkeiten. Das eingangs erwähnte Programm »Bockwurst und Schadenfreude« ist dafür ein bestes Beispiel.

Kunze, der von sich selbst sagt, seine musikalischen Fähigkeiten seien beschränkt, er sei ein mäßiger Pianist und jämmerlicher Gitarrist, gibt gerne Dinge in rudimentärer Form vor, die dann gemeinsam weiterentwickelt werden können.

Zwischen beiden Künstlern entsteht ein selbstverständliches »etre en rapport«, das Musikmacher und Hörer gleichermaßen in den Bann ziehen kann. Immer wieder sind Absprachen mit der Lektorin Edda Fentsch vom Linksverlag Berlin und den Tourneepanern von A.S.S. Hamburg erforderlich, um raumzeitliche Überschneidungen mit den »big concerts« zu vermeiden.

Ob in Verhandlungen mit einem knausrigen Veranstalter oder einem Crack aus der Szene, Kunze wird durch Stute überall vertreten. Konflikte werden gemeinsam ausgehalten und durchgestanden. Dabei weiß Stute um die Empfindlichkeiten seines Meisters genau. Bei manchen extremen Auseinandersetzungen attestiert er trocken fehlende Konfliktbereitschaft. Stute hat die Gabe, mit Menschen vorurteilsfrei umzugehen; er weiß, dass man nicht nur unnötigen Konflikten aus dem Weg gehen kann, wenn man auf die Menschen jeweils individuell zugeht – mit Menschen, auf die man sich wirklich einlässt, erreicht man viel mehr als mit den Wegen manch anderer, herzenskalter Managertypen.

Allein, Kunze kann auch anders. Das weiß jeder, der mit ihm ernsthaft und gewissenhaft zusammenarbeitet. Die gedeihliche Zusammenarbeit mit Stute indessen findet ihre Fortsetzung. Sie ist mit sehr viel Spaß an dieser Arbeit verbunden, unter anderem auch, weil neben Büro und Bühne das Menschliche nicht auf der Strecke bleibt.

Viel Neues steht an: etwa Verhandlungen mit Sony BMG über ein weiteres Hörbuch, oder Gespräche mit dem Intendanten Jörg Gade über die Weiterentwicklung von Shakespearestücken in Hannover und Hildesheim, dazu Aufnahmen für Rundfunk und Fernsehen, wie etwa im Juli

2006 »Bockwurst und Schadenfreude« bei Radio Bremen. Mit dem alten Hasen des früheren DDR-Fernsehens und Charakterdarsteller Rolf Hoppe wird an einem weiteren Projekt Literatur und Musik aus Sachsen und Niedersachsen gearbeitet. Und so weiter – die nächsten Jahre werden noch so manche gemeinsame Events bringen; von der geplanten Lesereise mit dem bekannten Schauspieler Helmut Zierl zu dieser Biographie einmal ganz abgesehen ...

In Wolfgang Stute hat Heinz Rudolf Kunze einen Manager mit Herz gefunden, einen Partner für HRK, der mit Menschlichkeit, Musikverstand und organisatorischem Geschick die gemeinsame Arbeit nicht nur koordiniert, sondern dank neuer Inhalte auch zu einem breiteren Spektrum verholfen hat.

Kunze selbst, der von 1983–95 mit Vivi Eickelberg und anschließend eine kurze Zeit mit deren Nachfolgerin Katharina Rennert als Managerin zusammengearbeitet hat, bemerkt zu Wolfgang Stute: »Er hat ein schräges Erbe angetreten.«



Wolfgang Stute/HRK

Tatort: Kolos Saal Aschaffenburg, ein altbekannter Ort mit prima Clubatmosphäre. Eine Woche vor Abschluss der Tour 2005: »Das Original« von Heinz Rudolf Kunze + Verstärkung. Hierhin kommt heute auch bBLUE alias Klaus Pelzer, Kunzes derzeitiger Graphiker, der selbst als Schlagzeuger in einer Band spielt.

Die professionellen Techniker gewähren einen Einblick in das Waffenareal in der Hexenküche der Profi Band: Matthias Ulmer bedient das Piano RD 600 von Roland, das Midikeyboard SL 760 Ensonique, einen Effect Track, das Apple iBook Logic Pro, die Orgel KORG CX 3 und dabei ein Lesley 760 Rotationslautsprecher. Jörg Sander, die »Gitarren-Diva«, zelebriert virtuos insgesamt auf acht Saiteninstrumenten: Fender Stratocaster Squire, Gibson SG, Gibson Les Paul, Yamaha Nylon und Konzert Akustik, Taylor Akustik und Gibson Mandoline sowie einer 12-string Rickenbacher. Der Hamburger Hanno Mack sorgt speziell für sein Monitoring. Der musizierende Manager Wolfgang Stute, ein gelernter klassischer Gitarrist mit zwei eigenen Bands, nur noch selten unterwegs wegen eines aus allen Nähten platzenden Terminkalenders für HRK, bedient Percussioninstrumente wie Congas, Chimes, Shaker, Schlitztrommel, Tambourine und bei Lesungen Gitarre und Cachonne. Jörg »Spätzle« Welker aus der Braunschweiger Ecke rückt als Lightning Director die Veranstaltungen ins rechte Licht. Holger Brandes ist ebenfalls für Sound & Vision zuständig. Wolfgang Hofer aus Hannover-Laatzten zählt seit bald 20 Jahren zum Kernteam um Kunze und bedient wachsam den Monitor und das Mischpult, heute freilich digital von Yamaha mit 37 Eingängen. Bei Frontmischer Bernd Buthe, ebenfalls seit der Wunderkinder-Zeit dabei, kann Kunze auch schon mal Frust loswerden, wenn sich die Musiker in die Haare kriegen. Jörg Schmidts Aufgabe ist es, alle akustischen und elektrischen Bässe im Auge zu behalten, er hat auch für Rammstein auf einer dreimonatigen Tournee gearbeitet. Leo Schmidthals hebt ab mit Gibson Les Paul und Fender Squire Jazz Bass. Der Musikalische Leiter Heiner Lürig arbeitet vornehmlich mit Fender und Schecter Telecaster. Kunze selbst spielt am liebsten auf der Gibson J 200 junior.

Alle Gitarren müssen zwischendurch gestimmt und gegebenenfalls ruckzuck neu besaitet werden; dafür sorgen Jörg Schmidt und Hanno Mack. Damit die richtigen Texte beim richtigen Lied auf dem Monitor aufleuchten, hat sich neben Ernst Rufe Stefan Kühl als Teleprompterfahrer bewährt.

Matthias Hermann, »Matze« als Mädchen für alles, ist von Anfang dabei, und sogar mit der Frau des Chefs weitläufig verwandt. Seit langer Zeit organisieren die Leute um Dieter Schubert und Michael Bisping von A.S.S. Concert & Promotion aus der Hansestadt Hamburg die Tourneen. Neben Patrick Merz geht Gerrit Wißdorf mit auf Tour.

Der Abend beginnt mit einem deutlichen »Immer für dich da« (Version Kunze): *»Das Leben ist nicht grausam/ das Leben ist nicht zart/ das Leben ist gedankenlos/ reine Gegenwart ... Aber ich/ bin immer für dich da/ egal ob Kontinente weit/ oder einen Augenaufschlag nah/... man kann es drehn und wenden/ das Glück will hoch hinaus/ es kommt wie Diebe in der Nacht/ und es raubt uns aus«*. Die Band on demand ist gut drauf.

Jens Carstens, der mit dem Duo »Rosenstolz« arbeitet, bedient ausdauernd und effektiv die Drums und hat das Erbe von Peter Miklis angetreten. Das Multitalent am Bass, Leo Schmidthals, den Heinz als den stets Unterforderten präsentiert, bedient souverän den Bass. Der klassisch ausgebildete Musiker weiß, wovon er spielt. Als der Erfolg seiner ehemaligen Band Selig unkontrollierbar zu »skyrocketen« begann, nahm er sich zurück, um nicht einem unübersehbaren Erfolgstaumel zu erliegen.

Mit »Wunderkinder« geraten die Besucher zunehmend in Fahrt: *»Als wir klein warn, war das Allermeiste sonnenklar/ unsre Mutter war die beste, unser Vater war ein Star/ beide hatten mit den eignen Händen Deutschland aufgebaut/ und das wurde dann von Gastarbeitern Stück für Stück versaut«* – die Gestik des Hochkrallens der spinnenhaft wirkenden Finger lockt die Hörerinnen und Hörer zum Mitmachen beim Refrain der Liedes über die »Bananenrepublik«: *»Wir sind die Wunderkinder«* ...

Eine süffisante und doppelbödigte Einleitung erfolgt nun vor einem literarisch besonders anspruchsvollen Song: K. Die meisten Schriftsteller läse man nur einmal. Franz Kafka indessen gehört in Kunzes Kanon längst zum festen Bestand. Der kleine, schwindsüchtige Versicherungsangestellte, der es in der »deutschen Sprache weiter gebracht hat als manch ein Engländer«. Kunze dampft Geschichten in Strophen zusammen und destilliert Kernaussagen wie Substrate in wenigen Worten: *»In Gottes Menschentiersversuch/ sind tausend Jahre nur ein Tag/ doch einer führt das Protokoll/ Franz Kafka/ das Rätsel aus Prag/ der Morgen graut du bist verwandelt/ in ein plumpestes Insekt/ du kriechst in Ritzen und du kostest/ wie dein Fußboden schmeckt/... Seine Bilder sind scharf geschliffne Äxte/ unsre Herzen nur ein zugefrorenes Meer/ aus den Rissen seiner Schläge sprudeln Texte/ manche kommen von Der-Teufel-weiß-woher«* ...

Vom neuen Album kontrastiert ein zärtliches Liebeslied »Geh mir nah/ wer sonst wenn nicht du«, bei dem erst die Drums und dann die Keyboards nach einem weichen Piano-Intro die Situation ausmalen. Sich beson-

ders zugeneigte Menschen verstehen dieses Lied als gefühlvolle Einladung, einander in die Arme zu nehmen. Später am Abend schließt sich mit bekanntem Gitarren-Intro »Eigene Wege« an, die der Künstler auch zu gehen bereit ist. Die Schlusszeile »sie entstehen ja erst beim Geh-he-he-he-hen« rührt die inneren Gefühle auf und macht Ernst mit der abschiedlichen Existenz, die in jedem von uns steckt.

22.40 Uhr, erster Abgang. Auch hier in Aschaffenburg, wie zu erwarten: »Wenn du nicht wiederkommst« wird skandiert – und: Er kommt wieder mit seinen Leuten. Kurzärmelig, ohne Kappe setzt sich der Mann ans Klavier und spielt seine Traumballade: »Ich hab's versucht«. Er steht allein vor Menschen; allein, dass er jetzt vergisst, was er sagt, ist unwahrscheinlich ...

Dann der Ohrwurm »Dein ist mein ganzes Herz«. Bei Kunze gibt es keine halben Sachen, er dreht die Eieruhr nicht zu früh um, sondern lässt ein gerüttelt Maß durchlaufen. Er weiß, was seine Leute an ihm lieben, und möchte sie nicht enttäuschen. Keiner kann behaupten, hier hätte einer Starallüren, der mit einem Blitzauftritt von einer halben Stunde, Stunde alles gesagt oder gesungen hätte. – Später dann die Schlussnummer: »Leg nicht auf«, um 23:05 Uhr. Großes Off, Abgang hinter der Theke. Kunze kehrt noch einmal mit roter »Heinz«-Ketchup-Schildmütze zurück. Ein konzentriertes Duett Kunze/Lürig beschließt den »Abend mit Brille«, wie er für diese Tournee allein im Herbst 2005 14-mal stattfindet.

Insgesamt stand Kunze schon rund 1200-mal auf der Bühne. Und doch ist es jedes Mal ein wenig anders ...

Am Ende – fast nebensächlich

Wer aber hätte erraten, dass Kunzes Lieblingsinstrument das Cello ist – wegen des Klangs, das zwar bei ihm nicht vorkommt, aber immerhin.

Kunze-Freund Herman van Veen sagt dazu in einem Exklusivinterview: *»Seine Roots liegen im Anglosächsischen, meine Roots liegen viel mehr im Französischen, Italienischen. Mein Ursprung zu Hause, das ist auch ganz logisch, war die Piaf, aber im Anglosächsischen waren es mehr Doris Day und Bing Crosby, was sie zu Hause hörten. Meine Eltern liebten sehr die klassische Musik. Ich komme also mehr von der Klassik, aber auch von den Balladen, was ich dann immer europäische Musik nannte.*

Die deutsche Musik gab es natürlich nicht. Das kam alles von England mit Vera Lind und Nat King Cole, all diese Menschen, und französische Chansonisten. Das war, was wir zu Hause hörten. Ich bin ja auch älter als



Thomas Pieck

er. Ich bin von meinem ursprünglichen Beruf Musiklehrer, also kann ich mit Ihnen sehr lange über Pergolesi, Monteverdi usw. reden, das sind meine Roots auch geworden. Bei ihm ist es vielmehr das, was danach gekommen ist. Da hat er getankt. Und ich habe wieder woanders getankt oder angedockt. Seine Texte, die ich von ihm gesungen habe, die habe ich »verhermanisiert« oder »verveent«. Und dazu gehört nicht »Blaue Flecken«.

Aber auch Kunze ist beileibe kein Klassikmuffel. Seit der Kindheit über die Hörgewohnheit des Vaters geprägt, hat das 2. Klavierkonzert ebenso konstituierenden Charakter wie die Auferstehungssymphonie Nr. 2, beides von Gustav Mahler. Und: Sein Lieblingsmusiker aus der Klassik ist Johannes Brahms, vor allem seine Kammermusik.

Und natürlich Mozart, zu dessen 250. Geburtstag Kunze den Auftrag übernommen hat, den Titelsong einer Fernsehserie im Mozartjubiläumsjahr 2006 »Little Amadeus« für den Erfurter Kinderkanal neu zu texten.

In einem Interview mit Alfred Biolek zu Beginn des neuen Jahrtausends erneuerte Kunze einmal mehr das Credo des verehrten Lou Reed: »Ich halte so lange am Rock 'n' Roll, bis man mir etwas Besseres zeigt!«

Ansonsten geht es dann wieder in den alten Traum, bei Pete Townshend einmal wenigstens die Tamburin halten ...

Bei der Frage nach dem »Original« erinnert Kunze schmunzelnd an Karl Valentin: Man ist ein Original und hat eine eigensinnige Art. Seine letzten beiden Alben vor »Das Original« seien aber nicht typisch, eher Ausflüge, aber: »Man merkt bereits nach wenigen Akkorden, daß ich es bin.«

»Ich bin so normal ...

Skandale hat es in der Form bei mir nicht gegeben, was soll ich denn machen. Also, für diese Biographie tue ich das jetzt auch nicht, das ist zu spät. Ich habe einmal in meinem Leben kurz überlegt, ob Schwulsein für mich in Frage käme. Der Name ist auch schon gefallen in diesem Buch, ich werde ihn jetzt nicht outen. Es war nur rein theoretisch. Ich habe niemals Geschlechtsverkehr mit einem Mann gehabt. Irgendwie habe ich davor gestanden, mir überlegt, will ich das, nein, das reizt mich letzten Endes nicht. Ich bin so nicht gepolt. Das menschliche Interesse war da, aber das erotische Interesse war einfach nicht da. Und dann blieb das auch eine theoretische Überlegung, ganz kurz gab es das mal. Aber es kam für mich nicht in Frage. Und deswegen habe ich auch ein reines Gewissen. Nicht mal das kann ich beisteuern, ich war nicht einmal halbschul, was ja eigentlich jeder Sänger ist.

Wenn man mal bei Jimi Hendrix sieht – all die Skandale ... dabei sagte mir Fritz Rau: »Weißte Heinz, Jimmy, das war so ein lieber Junge. Als der bei mir zu Hause gesessen hat, nördlich von Frankfurt, und meine erste Frau, die schon lange tot ist. Der Jimmy saß immer bei ihr, und hat unseren Kirschkuchen so gemocht und Kaffee mit Sahne getrunken, und das war so ein braver Junge.«

Auch von wegen Drogen: Also Alkohol kenne ich, gut, aber andere Drogen kenne ich nicht. Das heißt, ich kenne Shit, das wurde mir mehrfach angeboten, ich habe es probiert und es hat bei mir nichts ausgelöst, deswegen habe ich es auch aus Langeweile wieder sein gelassen.

Überleg Dir mal so ein Leben wie Neil Young. Der war dreimal verheiratet, und hatte, glaube ich, mit Sicherheit in diesen wilden 60er-70er-Jahren Hunderte von Groupies. Und er hat mit zwei Frauen drei behinderte Kinder, was für ein Schicksal. Sein eigenes Leben in Kanada, wo er herkommt, ist auch so bizarr. Seine beiden Eltern sind schon sehr bizarre Figuren, na gut, das sind meine Eltern auch, aber dieser Mann hat eben die große wilde Zeit der Rockmusik miterlebt, als alles drunter und drüber ging, und er hat es als einer der wenigen heil überstanden. Oder auch Bob Dylan, der hat Frauen betrogen, der hat Männer betrogen, er hat Freunde betrogen und sie wiedergeholt. Und bei Neil Young genau das gleiche. Da sind Musiker gewesen, die haben gesagt, mit dem spiele ich nie wieder, eher bringe ich mich um. Und zwei Jahre später waren sie wieder da. Also, so ein Charisma habe ich dann doch nicht.«

Heinz Rudolf Kunze zählt heute fraglos selbst zur Prominenz – und von Prominenten sagt er im gleichnamigen Gedicht in »Vorschuß statt Lorbeeren« nicht ohne Augenzwinkern:

»Knöpf die Lippen zu/ beiß dir auf die Zunge/ schluck es runter/ würg es ab/ erstick dran/ verdau es/ Aber... Sag es nicht... Und irgendwann/ Triffst du unter Garantie/ den von dir völlig zu Recht/ als Arschloch bezeichneten/ Künstler/ Sportler/ Politiker/ In einem Kochstudio/ In einer Talkrunde/ in einer VIP-Lounge/ auf einem Benefiz-Bazar/ in einem Backstage-Bereich/ und du stellst fest der ist/ ja eigentlich ein Supertyp/ Riesig/ einfach riesig/ supermenschlich/ intelligent/ und gar nicht arrogant/ und man sieht sich/ man sieht sich bestimmt/ Wieder...«

Inzwischen spricht manches dafür, ihm eine Ehrenprofessur anzutragen. Ob von der Popakademie Mannheim, der Viadrina Frankfurt/Oder oder gleich der Humboldt-Universität Berlin. Dabei freut er sich in seiner bescheidenen Art genauso über eine Erwähnung in einem Schulbuch oder einen Kleinkuns(z)t-Preis. Der Reich-Ranicki der deutschen Rockmusik- und -literatur hat sich längst seinen Platz erarbeitet: »Mal ehrlich: Was wäre die deutsche Rockmusik ohne diesen Mann?«. So fragt die aufwändige Konzert- und Banddokumentation zum Silbernen Hochzeitjubiläum Kunzes mit der Bühne in der Medieninformation. Und das Schöne ist, er selbst kann sich von aller Eitelkeit und Erfolgsgier im landläufigen Sinn stets distanzieren: »*Let it be Rock: Der Rock/ war es auch nicht/ man hat es immer gehaut/ spätestens ab siebzehn der Verdacht/ Du hast mich enttäuscht Rock/ du warst auch nur eine Spielart/ von dem was es schon gibt/ und immer geben wird/ trotzdem danke/ der gute Wille war da/ Netter Versuch*« – Das hat Stil. – Stil und Haltung prägen.

Sense of humour – Sinn für Humor

Ein uralter Witz, von Kunze und seinem Kollegen Hape Kerkeling, der sich noch heute darüber beömmelt und den beide seit ihren gemeinsamen Filmdrehtagen in Spanien teilen, entstand einmal bei einem netten Abendessen. Zwischen seinen umfangreichen Dreharbeiten hat ihn Hape Kerkeling geschwind durchtelefoniert: Es ging darum, dass er von seinen Nachbarn, Freunden, Bekannten und Fans allen Ernstes darauf angesprochen wird – du bist ja nun häufiger im Fernsehen zu sehen, ist es da nicht möglich, dass du uns mal einen Fernsehapparat etwas günstiger besorgen kannst ...

Eine andere Anekdote zum Schmunzeln: Kunze trifft 2005 Herbert Grönemeyer während einer hochkarätigen Kulturtagung in Paris, zu der das französische Kultusministerium in die Landeshauptstadt eingeladen hatte, einmal seit Längerem wieder. Solange wie beide sich schon kennen, sagt der eine zum anderen: »Heinz, wir werden alle älter, wir sollten mal was zusammen machen.« Wenig Zeit später trifft Kunze Marius Müller-Westernhagen bei einem anderen Anlass in Köln und berichtet von der Pariser Idee. MMW reagiert ganz cool: »Warum nicht? Aber dann soll der Herbert mal damit anfangen!«

Kunze ist sich seiner Reputation bewusst, genießt sie mittlerweile gelegentlich auch schon einmal. Er weiß, dass er keine Eintagsfliege am deutschen Rockmusikhimmel mehr ist. Ihm eignet eine Souveränität und Routine, die ihm im kleinen Kreis am Tisch, bei vorgehaltenem Mikrofon bei einem Radio- oder Fernsehinterview oder als »Rampensau« im Flutlicht ein wiedererkennbares Profil gegeben haben, ein Erscheinungsbild. Obwohl er in manchem Urteil, vor allem polemischer Art, altersmilder geworden ist, achtet er genau darauf, ob die Verträge »stinken«, die mit ihm ausgehandelt werden.

In der Tat: Wer Heinz Rudolf Kunze unplugged oder mit Verstärkungen früher von nur zwei, drei Liedern her kannte, weil er von der amerikanisch-englischen Rock- und Popszene mental in Beschlag genommen war, hat sich um den Krautrock nur bei seinen wenigen Megahits – gab es die überhaupt? – weiter gekümmert. Wie sehr hing manch einer dieser Generation an Led Zeppelin, Grand Funk Railroad, Deep Purple und Emerson, Lake & Palmer. Okay, auch Kraftwerk, Can oder den Watzmann Schicksalsberg von Wolfgang Ambros, aber dann gab es doch gleich schon wieder Jethro Tull, Colosseum und Wishbone Ash auf die Ohren. Ein bisschen Jefferson Airplane und die Idee vom all-unifying Matsch in Woodstock, wo Erde zu Erde im erdigen Megaspektakel kommen durfte. Das wäre höchstens mit einer Karte für »Sounds Of Silence« im Central Park von New York mit Simon & Garfunkel zu toppen gewesen. Neue Männer brauchte das Land, wie Ina Deter es ganz sprayerhaft forderte, und alles, »was eine Gitarre halten konnte« sprang auf den Markt der Neuen Deutschen Welle.

Aufmerksamen Altersgenossen aber ist ein Heinz Rudolf Kunze schon weit vorher aufgefallen. Mit diesem Geständnis lässt sich leben. Echte Kenner wissen schon lange um das immense Repertoire, was HRK nicht nur imitiert, sondern ganz eigenwillig in seinem unverwechselbaren Stil umgeformt hat. HRK ist eben HRK. Mit seiner unverwechselbaren Stimme, seinem »U-hu-hu«, seiner prägnanten Sprech- und Singweise, seinen messerscharfgeschliffenen Texten, die, wenn es auch einmal Spitz auf Knopf

kommt, mit *contenance mon prince* vorgetragen werden vom Prinzen, der knusprig und taktvoll bleibt.

Kunze überrascht sein Publikum je und je neu. Wenn er die alte deutsch-deutsche Grenze als Mann des vorigen Jahrhunderts mit seinem Stirnenfuß wie in einem Rhönrad mit Flügeln überschreitet, erzählt er in Hoyerswerda nichts anderes wie beim Sat1-Live-Konzert in der Medienmetropole Köln. Zuzüglich des jeweiligen Lokalkolorits freilich und unter Berücksichtigung des jeweiligen Programms, versteht sich. Die Leistungen von City, Karat und den Puhdys wertschätzt er als Exil-Gubener, der sich bei den Mega-Konzerten vorkam »wie Woityla«, aus tiefer Überzeugung. Renft und junge Nachwuchskünstler fördert er nicht zuletzt in seinen umfangreichen Jurorentätigkeiten. Tief im Westen benennt er den Horizont der Konsumgesellschaft und ihrer Schattenseiten unverhohlen.

Wer wagt, sich auf mehr Kunze einzulassen, dem gebe man den Rat: immer wieder laut lesen und laut hören, dann sein Testament machen und ganz leise die Knochen numerieren, denn man könnte nicht nur den vertrauten Göttern der Kindheit begegnen, sondern auch dem unbekannten Gott. Und dem Gott des Vaters und der Väter und Mütter, der schweigt oder jedenfalls in der jüngeren Geschichte Deutschlands scheinbar mit gespaltenen Zunge sein deutsches Völklein angesprochen hat, oder dieses auf einem Auge blind und auf dem andern Ohr taub gewesen ist und deshalb aus Verzweiflung die halbe Welt verrückt gemacht hat. Und in dessen Welt, die Kunze als Commander McLane offenbar vom Erdmittelpunkt bis zu Canis Maior und dem Gürtel des Orion mit Schreibstift und Plektron in etwa ausgelotet und rockmusikalisch kartographisiert hat, heute Hunger nicht nur im Tschad und Krieg nicht nur im Irak regiert.

Und doch: Ein Fünkchen Hoffnung bleibt. Das Gelächter ist der Hoffnung letzte Waffe. Die Musik tröstet ein wenig – oder lässt wenigstens klarer sehen: »Face the Emil«. Das Erkennen mit Hilfe des deutschen Sprachschatzes, den Kunze mehr hütet wie seine Augäpfel oder die Stimmritze, hilft zwar auch nichts, beunruhigt ungemein fruchtbar und schärft die Gewissen. Und diese Einladung ergeht von HRK an alle: Schärft sie!

Und: Er lädt ein, den literarischen und musikalischen Göttern seiner Jugend selbst zu begegnen, frei nach dem Motto: »Meet the Gods of your youth«. In Respekt vor dem, der als das größere Ganze den einzelnen Menschen in all seinen Widersprüchen und Anfechtungen aus unerfindlichen Gründen leben lässt, filtert er unausgesprochen aus dem Götterpantheon der vielen vom Olymp des alten Athen bis zum Broadway New Yorks den Einen heraus. Die Antwort freilich muss jeder selbst geben. »Ein Abend mit Brille«, das heißt eben: seinen Verstand nicht an der Garderobe

abgeben, sondern sich verblüffen lassen, selber denken, über sich selbst schmunzeln können. Manches ist kaum zu glauben, und deshalb doch noch lange nicht wahr. Aber besser selbst dran glauben, als andere dran glauben zu lassen.

Gibt es über die nächste Tour hinaus noch weitere Pläne?

Kunze, selten eine Antwort schuldig geblieben: *»Wie würden die Politiker sagen: »Das Erreichte sichern und festigen.«* Über Udo Jürgens, dem er schon 1986 eine ausführliche Würdigung gewidmet hat, sagte er damals – nun ist er selbst so alt: *»Er ist jetzt fünfzig und sein Publikum ist mit ihm alt geworden. Warum soll ich das nicht schaffen?«*



Wirklichkeit – und Demut

HRK – das bedeutet Ernstnehmen von Wirklichkeit. Unter dem Blickwinkel der Ewigkeit kann er dies selbst beschreiben, weil er kristallhaft Perspektiven einnehmen und beschreiben kann. Und weil er – Demut kennt.

Hierin fasst er den ins Auge, den ein Mensch wie Heinz Rudolf immer schon auch auf seine Weise mitzudenken bereit war – und der das allerletzte Wort hat:

»Herr

*Herr laß mich wissen, daß wir sterben müssen
laß mich es stets bedenken
und nicht verschwenden meine Feiertage
nur allenfalls verschenken*

*An solche die das wohl zu schätzen wissen
das Schicksal mit mir teilen
die nicht den Sand in ihre Köpfe stecken
um sinnlos zu verweilen*

*Herr laß mich wissen daß wir hoffen können
du mußt das Ziel nicht sagen
gib nur die Kraft den Horizont zu kennen
und dann den Sprung zu wagen*

*Laß uns nicht achtilos in der Kälte brennen
bau uns den Weg der Sorgen
wenn es die Tür gibt durch den Regenbogen
dann gibt es auch ein Morgen*

*Herr ich bin wechselhaft und unbeständig
und ganz gewiß nicht fromm
und dennoch hör ich manchmal herzinwendig
ein urzeitleises ›Komm‹*

*Denn ich will kommen und das Suchen finden
und meinen Teil verstehen
ich will die Last begreifen die ich trage
dann kann ich leichter gehen*

*Herr laß mich wissen daß wir sterben müssen
laß mich das nie vergessen
ich will dich wirklich
nicht erfunden haben*

Und soll dich nicht ermessen.«



Dank

Der Autor sagt Danke bei den Menschen, die zu diesem Buch auf ihre Weise beigetragen haben. Allen voran Heinz Rudolf Kunze selbst.

Klaus Altepost, Jochen Blume, bLUE alias Klaus Pelzer, Jens Carstens, Bernd Dopp, Emporion, jetzt The Edge, Gerald Erdmann und Team, Vivi Eickelberg, Edda Fentsch, Robert Fulghum, Reinhardt Frense, Michel Friedman, Nikolai Georgiew, Renate Grätz, Bernd Güntsche, Bernhard Hanke, Timo Hemmann, Matthias Hermann, Elke Hesse, Thomas Hickstein und Elva La Guardia, Wolfgang Hofer, Rudy Holzhauer, Kurt Hornickel, Martin Huch, Margot Käßmann, Otto Kaiser, Elke Kantian, Hape Kerkeling, Stefanie Klingelberg, Stephan Kühl, Elfi Küster, Gerda, Gila, Marlene, Paul, Rolf-Ulrich Kunze, Marek Lieberberg, Siegfried E. Loch, Heiner Lürig, Sylvie Maass, Paul Niewerth, Frank Nimsgern, Matthias Oberst, Jürgen Opfer, Karl-Heinz Prigge, Karl Günter Rammoser, Jörg Sander, Jörg Schmidt, Leo Schmidthals, Jürgen Schnare, Tom R. Schulz, Jörg Strombach, Wolfgang Stute, Barbara Suppes, Ralf Tyra, Matthias Ulmer, Herman van Veen, Guido Westerwelle, Hans Wollschläger, Gerhard Wolf, Christian Wulff, Helmut Zierl, Holger Zürich und viele andere mehr, die namentlich zu nennen an dieser Stelle zu weit führen würde.

*Er ist
Heine, Funkelstein, Goethe, Baumgartner, Brecht
auf seine Art – Kunze.*

HERMAN VAN VEEN

Ich glaube, darin liegt eine große Parallele zwischen Heinz Rudolf Kunze und mir, dass wir auf der Suche waren, und dass wir uns damit beschäftigt haben, dass wir historisch daran interessiert waren zurückzuschauen und zu fragen, was kann man für die Zukunft lernen?

CHRISTIAN WULFF, MINISTERPRÄSIDENT VON NIEDERSACHSEN

Zudem ist es eine Geisteshaltung, die uns verbindet, nämlich, dass dieses Deutschland ein liberales, multikulturelles, weltoffenes Deutschland und nicht ein verbiestertes, spießiges Deutschland sein soll.

DR. MICHAEL FRIEDMANN, RECHTSANWALT, JOURNALIST
UND FERNSEHMODERATOR

Von Heinz Rudolf Kunze kann man sich nicht berieseln lassen, man muss ihm immer zuhören – weil er etwas zu sagen hat und weil er es mitreißend vertont.

DR. GUIDO WESTERWELLE, PARTEIVORSITZENDER DER FDP

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



epubli eBook